

Wolf Küper

EINE MILLION MINUTEN



Wie ich meiner Tochter einen Wunsch
erfüllte und wir das Glück fanden

KNAUS

Das Buch

Eine Reise in die beste Zeit meines Lebens

Als Nina eines Abends beim Zubettgehen sagt: »Ach Papa, ich wünschte, wir hätten eine Million Minuten. Nur für die ganzen schönen Sachen, weißt du?«, bekommt Wolf Küper eine Ahnung davon, dass eine Million gemeinsam verbrachter Minuten womöglich sehr viel wertvoller sein könnte als eine glänzende Karriere. So beginnt eine Weltreise nach Thailand, rund um die Südinsel Neuseelands und quer durch Australien. Mit an Bord sind Ninas nur wenige Monate alter, also vollkommen

ahnungsloser Bruder Mr. Simon, Vera, die Mutter der beiden, und Nina, die offiziell schwerbehindert ist – oder von einem anderen Planeten stammt, wie sie von sich selbst sagt. Zu viert verlassen sie Deutschland, um sich endlich Zeit für die großen Träume und kleinen Augenblicke zu nehmen.

Der Autor

Wolf Küper, geboren 1973 in Bremerhaven, promovierte im Bereich der Internationalen Umweltpolitik. Er arbeitete mehrere Jahre als Tropenforscher in den Regenwäldern Südamerikas sowie als Gutachter für die

Vereinten Nationen. Bis ihn seine vierjährige Tochter eines Abends überzeigte, dass es eigentlich Wichtigeres gibt als eine glänzende Karriere. Seine Entscheidung für die Familie hat er nie bereut. Zurzeit lebt er in Bonn.

Weitere Informationen zu unserem Programm
unter www.knaus-verlag.de

WOLF KÜPER

EINE MILLION MINUTEN

*Wie ich meiner Tochter einen
Wunsch erfüllte
und wir das Glück fanden*

Knaus

Der Inhalt dieses E-Books ist urheberrechtlich geschützt und enthält technische Sicherungsmaßnahmen gegen unbefugte Nutzung. Die Entfernung dieser Sicherung sowie die Nutzung durch unbefugte Verarbeitung, Vervielfältigung, Verbreitung oder öffentliche Zugänglichmachung, insbesondere in elektronischer Form, ist untersagt und kann straf- und zivilrechtliche Sanktionen nach sich ziehen.

Der Verlag weist ausdrücklich darauf hin, dass im Text enthaltene externe Links nur bis zum Zeitpunkt der Buchveröffentlichung eingesehen werden konnten. Auf spätere Veränderungen hat der Verlag keinerlei Einfluss. Eine Haftung für externe Links ist stets ausgeschlossen.

Copyright © der Originalausgabe 2016
beim Albrecht Knaus Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH,
Neumarkter Straße 28, 81673 München
Illustrationen: Martina Frank
Umschlaggestaltung: FAVORITBUERO, München

Umsetzung eBook: Greiner & Reichel, Köln

ISBN 978-3-641-19581-6

V001

www.knaus-verlag.de

Für Vera

*Ay, no hay que llorar, que la vida es un
carnaval,
es mas bello vivir cantando*

Celia Cruz

Eigentlich kann man nicht sagen,
dass Dr. Dr. K. F. Finkelbach
schuld daran war, dass ich
gerade – wie in den letzten 72
331 Minuten eigentlich jeden
Tag – am Strand einer ziemlich
einsamen Insel südlich der
Grenze von Myanmar und
Thailand in meiner Hängematte
hänge. Neben mir die für einen
Augenblick friedlich vor sich hin

spielenden Kinder und daneben
wiederum die vier großen Tüten
mit Muscheln und Fragmenten
erstaunlicher Meeresbewohner.
Von »Schuld« kann schon allein
deshalb keine Rede sein, weil
ich die Situation ja durchaus
erfreulich finde, jedenfalls
verglichen mit dem, was ich
eigentlich sonst gerade machen
würde, wenn alles einigermaßen
normal verlaufen wäre und ich
mal wieder irgendwo zwischen
Flughafen-Lounges, Hotels und
Konferenzzentren unterwegs

wäre. Aber es war alles anders
gekommen, und irgendwie hatte
das schon auch etwas mit
Dr. Dr. Finkelbach zu tun.

PRAXIS VON HERRN DR. DR. K. F. FINKELBACH
BONN ($50^{\circ} 44' \text{ N}$, $7^{\circ} 5' 0$)
RHEINLAND, DEUTSCHLAND

PROLOG
WAS IST NASS UND FÄLLT VOM
HIMMEL?

Finkelbach war der sehr angesagte Psychologe, der mit uns die erste echte Untersuchung durchführte. Kognitiv-wahrnehmungsmäßig. Er hatte eine bemerkenswerte Zahl von gerahmten Urkunden an den Wänden, die ihm spezielle Ausbildungen für die Arbeit mit Kindern aller Art bescheinigten. Außerdem war er eine Koryphäe in der Durchführung von Intelligenz- und Verhaltenstests, die er sogar selbst mit entwarf. Zu guter Letzt war er gerade an diesem Tag auch noch bestens gelaunt, oder hatte sich das jedenfalls so vorgenommen, und wenn sich überhaupt jemand seine Laune aussuchen kann,

dann sind das doch wohl Psychologen.

Also lehnte er sich nach jeder Frage betont entspannt zurück, auch wenn das für mich eher etwas bemüht wirkte. Die ersten vier Antworten hatten ihn irritiert, definitiv, da gab es hier eine kurze Schrecksekunde, dort ein flüchtiges Stirnrunzeln oder ein leichtes Zucken an seinem linken Auge. Aber ein gestandener Psychologe lässt sich eben nicht so leicht aus der Ruhe bringen.

Daher: Jetzt, mit Elan vorgetragen, Frage Nr. 5: »Was ist nass und fällt vom Himmel?«

Vor besagtem Herrn Dr. Dr. Finkelbach sitzt aufrecht und

ziemlich klein für den ziemlich großen Bürostuhl das zu testende Subjekt, ein, laut ärztlichem Befund »zierliches, situativ sensibles Mädchen, anfangs etwas zurückhaltend und unsicher im Kontakt, später sehr lebhaft und kooperativ«. Es handelt sich dabei um meine Tochter Nina, und man kann selbst beim besten Willen nicht behaupten, sie sei nur durch Zufall hierher geraten. Nina hört aufmerksam zu und zieht nun leicht die Nase kraus, was sie meistens so macht, wenn sie überlegt.

Es dauert – wie üblich – recht lange, bis eine Antwort kommt. Unter zehn Sekunden ist bei ihr eigentlich selten eine

Antwort zu haben, es sei denn, es geht um die Entscheidung zwischen diesem »Der-krank-Elefant-findet-einen-tollen-Freund«-Spiel und etwas beliebig anderem, da ist es immer klar, und sie muss nicht groß nachdenken. Doch schließlich, nach sehr sorgfältigem Abwägen, hat sie sich festgelegt, und die Nase entspannt sich. Herr Finkelbach zieht die Augenbrauen hoch und höher und wartet auf den richtigen Begriff für das Nasse vom Himmel.

»Ein Hund«, sagt dann das Kind triumphierend und schaut Herrn Finkelbach an, als wollte es die Wirkung dieser Antwort auf keinen Fall verpassen.

Ich pruste los, was Dr. Dr. Finkelbach mit einem halb verzweifelten, halb genervten Seitenblick in meine Richtung quittiert. Also möglichst schnell wieder seriös schauen, das kann ich schon aus beruflichen Gründen sehr gut, weil ich ja ständig mit Leuten zu tun hatte, die ganz wichtig sind. Und bei Wichtigen muss man vor allem immer eins sein, nämlich ernsthaft: Niemals bessere Laune haben als der Kunde, das ist die Spielregel Nr. 1 bei der Beratung, insbesondere von Politikern.

Für einen kurzen Moment schaut Herr Finkelbach Nina hilflos an, fängt sich aber wieder und sagt in merklich

verlangsamtem Tempo: »Du kannst noch mal nachdenken, Nina. Also, es ist ganz nass« (bedeutungsvolle Kunstpause), »und es fällt vom Himmel herunter.« Seine hohe Stirn schimmert etwas, vielleicht vom Regen.

Aber er ist natürlich auf dem Holzweg, wenn er denkt, Nina würde sich irgendwie von ihrer Idee abbringen lassen. Selbstverständlich besteht sie fröhlich auf dem Hund. Also wiederholt Nina nun ihrerseits die Antwort, ebenfalls betont langsam, damit auch der Herr Finkelbach es verstehen kann. Zur Erläuterung fügt sie noch an, es handle sich um einen zotteligen schwarzen

Hund, wobei sie nun mit den Händen einen beachtlich großen Umriss in die Luft malt, der vermutlich den Hund andeuten soll, aber viel zu rund geraten ist, weil sie natürlich gar keinen Hundeuriss zeichnen kann. Damit keine Missverständnisse aufkommen, fährt sie fort, man müsse da vorher natürlich mehrere Teppiche darunterlegen oder am besten so ein Bällebad. Und dann, wumms, würde dieser ganz nasse Hund da hinfallen, und man könnte eigentlich sofort mit ihm spielen, obwohl man ihn eventuell vorher noch föhnen könnte, denn nasse Hunde würden ein bisschen komisch riechen,

und vielleicht wäre ihm auch etwas kalt vom Fliegen. Und so weiter.

Eine Stunde und mehrere Dutzend unglaubliche Antworten auf völlig normale Fragen später ist Nina beziehungsweise Herr Dr. Finkelbach fertig, und wir können nach Hause.

Im Fahrstuhl fragt Nina mich flüsternd, ob es sein könnte, dass Herr Finkelbach etwas »innervös« gewesen sei, aber im Übrigen sei der eigentlich richtig nett gewesen, und es hätte Spaß gemacht, sich so lustige Geschichten auszudenken. Mir sitzt ein Kloß im Hals, ich bin ziemlich fertig nach Ninas fulminantem Auftritt, und fast hätte ich allen Ernstes

einer fröhlichen, nichtsahnenden Vierjährigen eine Standpauke darüber gehalten, dass es im Leben Situationen gibt, in denen es wirklich um etwas geht, in denen das Leben einfach kein Spaß ist, in denen es echte Konsequenzen hat, wenn etwas schiefgeht, in denen man sich einfach an die Spielregeln halten muss und so weiter, eben die komplette Ernst-des-Lebens-Lyrik aus der Erwachsenenwelt, die mir insgeheim schon seit Längerem selbst so merkwürdig vorkam. Und warum sie denn nicht einfach »Regen« gesagt habe, damit es *richtig* gewesen wäre, und an eigentlich allen anderen Stellen eben

auch etwas, was einigermaßen normal geklungen hätte. Schließlich hätten wir ja doch vorher darüber gesprochen, dass das nicht alle verstehen, wenn man eben, wie Nina von sich sagt, ein bisschen aus einer anderen Welt kommt, wo alles anders ist und Dinge wie fliegende, große Säugetiere durchaus üblich sind.

Ich hole schon tiefer Luft, dann plötzlich blicke ich aus Versehen im Fahrstuhlspiegel in mein Gesicht, es dauert eine Millisekunde, bis ich begreife, dass das ja ich bin, der verspannte Typ, der mich mit einer zornigen Falte zwischen den Augen anblickt, und dann treffen sich mein und Ninas Blick, und

ich sehe, wie sie versucht, in meinem zu lesen. Da nehme ich ihre kleine Hand, und wir gehen ein Eis essen – nicht ohne die Schokolade zwischen Nasenspitze und Kinn ganz abzuwischen, bevor wir zu Hause sind. So kurz vor dem Essen ist Eisverzehr eine nichtöffentliche Ausnahme nur zwischen Nina und mir, auch wenn ich mir keine Illusion mache, dass meine Frau Vera es nicht trotzdem merkt, wenn das Kind so ungefähr sein Eigengewicht in Eis verspeist hat.

Der Ernst des Lebens erreicht uns wenige Wochen später per Post; in einem ganz

schlichten beigen Umschlag kommt er daher, wie irgendeine Werbesendung oder eine Rechnung über 11 Euro 55. Das ist eines von diesen Ereignissen, auf das man sich eigentlich die ganze Zeit vorzubereiten versucht, um sich dann im entscheidenden Moment völlig überrumpelt zu fühlen. Ich muss mich setzen, als ich den Brief aufmache, obwohl ich ja schon längst weiß, was kommt. Ich überspringe den üblichen lateinisch-griechischen Fließtext aus grotesken Namen für diverse körperliche Phänomene, die uns schon hinlänglich bekannt sind. Dahinter steht jetzt ein neuer, ebenfalls altsprachlicher Text mit

bizarren Ausdrücken für einige ausgefallene »kognitive und spezifische Verhaltensauffälligkeiten«. In einigen Bereichen sind die Ergebnisse sozusagen unterirdisch: ein nasser Hund zum Beispiel, so sympathisch er auch sein mag, (insbesondere dann, wenn er auch noch fliegen kann), das gibt genau null Punkte in so einem standardisierten Test. Selbst ein echter K. F. Finkelbach biegt das in der wohlwollendsten und kreativsten Auswertung nicht hin. Und um 90 Grad gedrehte Zeichnungen von Menschen, die aussehen wie von einem Lkw überfahrene Aliens mit zu vielen Gliedmaßen an nicht dafür vorgesehenen

Stellen, sind ebenfalls nicht besonders zielführend, wenn es um die Untersuchung der »Auge-Hand-Koordination und der visuell-kognitiven Verarbeitungskapazität« sowie eines einigermaßen akzeptablen Intelligenzquotienten geht.

Im Prinzip war – soweit ich das einschätzen konnte – Nina eigentlich klar, dass Hände normalerweise an Armen befestigt und mit ungefähr fünf Fingern bestückt sind, aber eine derart authentische Darstellung schien ihr wohl zu bürokratisch zu sein, einmal abgesehen von ihren echten Problemen, die schon damit anfangen, dass sie ja noch

nicht einmal den Stift richtig halten konnte. Sie war in ziemlich jeder Hinsicht nicht, wie Kinderpsychologen, Pädagogen, Ärzte und Bildungspolitiker sich ein Kind vorstellen, und das fand sie auch ganz prima so. Die Entfernung zwischen Ninas denkwürdiger Performance bei Finkelbach und dem »statistischen Durchschnitt altersgleicher Kinder« betrug gefühlt mehrere Planetenumfänge, und diese wunderbare Welt im Kopf meiner Tochter war aus der Sicht psychologischer Standardtests ein komplettes Paralleluniversum, das durch ziemlich jedes Raster einfach durchfiel.

Ninas Aktion bei Finkelbach war noch harmlos im Vergleich zu dem, was sich sonst in einem Alltag abspielt, in dem sich ein Mensch unbekümmert und äußerst gut gelaunt an keine einzige Spielregel hält. Man kann ja einen Menschen in einem solchen Fall nicht einfach ignorieren, nur weil er alles durcheinanderbringt, vor allem, wenn es das eigene Kind ist. Klar, beim Fußball, da hätte man sie ganz sicher nach kürzester Zeit einfach vom Platz gestellt. Aber dann hätte man auch das wirklich merkwürdigste Fußballspiel der Welt verpasst. Seit dieses kleine Mädchen beherzt durch mein so sorgfältig

verplantes Leben torkelte wie eine Mischung aus Charlie Chaplin und Pinocchio, lief alles unter Garantie extrem anders, als ich mir das auch nur im Entferntesten vorstellen konnte. Mein großer Plan A zum Beispiel hatte eigentlich darin bestanden, schnellstmöglich Karriere zu machen. Daran hatte ich jahrelang unter Hochdruck gearbeitet, und tatsächlich, vor der Vertragsstaatenkonferenz der Vereinten Nationen in Brasilien war es endlich soweit: Ich hatte die Wahl zwischen der fantastisch bezahlten Arbeit als Gutachter für die Vereinten Nationen und einer hervorragenden Position als

Wissenschaftler an einem renommierten Forschungsinstitut in Kapstadt. Der Vertrag lag schon in meinem Schreibtisch, ich musste das Ding nur noch unterschreiben.

Aber seitdem Nina auf den Plan getreten war, war an eine internationale Karriere nicht mehr zu denken.

Plan B war dementsprechend schon deutlich »vernünftiger« gewesen. Zweimal berufstätig mit einmal Kind in Bonn bitte. Spezial? Nein danke, normal. Aber auch in dieser Variante bescherte uns Nina mit viel Elan und dem unerschütterlichen Selbstbewusstsein einer Vierjährigen eine Situation nach

der anderen, die mit Standardrezepten nicht zu bewerkstelligen waren. Auch ohne mein atemloses Jetset-Leben als Wissenschaftler und Gutachter für internationale Organisationen, bestehend aus glamourösen Geschäftsessen, mal wieder unglaublich wichtigen Meetings, Projekt-Deadlines, offiziellen Empfängen und weniger offiziellen Hintergrundgesprächen rund um den Globus, nagte der chronische Zeitmangel an uns allen. Mir ging langsam die Puste aus. (Nina hatte erst die Woche zuvor bemerkt, dass ich einen wachsenden Bauchansatz hatte, den sie gütigerweise als »lustig« bezeichnete.) Aber irgendwie

klammerten wir uns an die Idee, irgendwann würde unser Leben schon wieder einigermaßen normal verlaufen. Oder halbwegs oder wenigstens viertelwegs normal. Die Fiktion von der Normalität ist hartnäckig. Schließlich sorgt sie dafür, dass alles funktioniert. Jedenfalls theoretisch.

Aber damit war es jetzt vorbei. Der Brief von Finkelbach in seiner schwarz-weißen Unbestechlichkeit hatte eine unüberhörbare Botschaft: Ja, Ihr Leben wird in Zukunft genauso schräg aussehen wie in den letzten vier Jahren. Mindestens. Wahrscheinlich war das alles

sogar erst der Anfang. Mit freundlichen Grüßen.

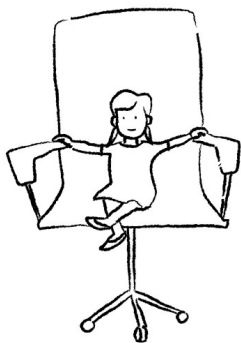
Einen Plan C hatten wir nicht. Aber dafür hatten wir ja Nina. Wenige Tage später, als ich Nina abends ins Bett brachte, wurde ich nach dem wirklich sehr engagierten Vorlesen von Geschichte Nr. 1 routinemäßig darauf hingewiesen, dass gute Väter prinzipiell mehr als nur eine Geschichte vorlesen würden (bei solchen Gelegenheiten sprach Nina tatsächlich immer im Plural).

Ich antwortete wahrheitsgemäß, dass ich aber leider nur noch zehn Minuten

hätte, weil ich noch ganz viel zu tun hatte. Das stimmte tatsächlich – es war 20 Uhr 23 und meine To-do-Liste war erst, um es optimistisch zu sagen, halb leer. Und morgen war der letzte Abgabetermin für ein Manuskript für die UNESCO.

»Zehn Minuten?! Zehn Minuten für drei Geschichten? Du bist ja etwas verwirrt«, krächte Ninas Stimme irgendwo aus dem Kissenberg, zwei Arme kamen daraus hervor und zogen mich am Nacken. »Ach Papa, ich wünschte, wir hätten eine Million Minuten. Nur für die ganzen schönen Sachen, weißt du?«, sagte Nina und quetschte meine Wangen

zwischen den Handflächen, so dass ich aussehen musste wie diese Putzerfische innen an einer Aquariumscheibe. »Eine Million Minuten. Du kannst mir morgen eine Geschichte von einer Million Minuten erzählen, ja? Dann kannst du auch heute noch deinen Stress erledigen, is' gut?«



Es gibt sicher nicht viele Dinge, die so irritierend sind, als wenn einen die eigenen Kinder plötzlich an die eigenen großen Träume erinnern. Es muss wohl dieses kurze Hintereinander gewesen sein zwischen dem Brief von Finkelbach und

Ninas Eine-Million-Minuten-Idee, irgendwo war da anscheinend ein psychischer Schwellenwert überschritten worden. Jedenfalls war genau dieser Moment im Kinderzimmer derjenige, in dem es mich erwischte. Da ging ein Riss mitten durch das Selbstverständnis, mit dem ich täglich meine 1440 Minuten verbrachte. In meinem Tagebuch, dass ich seit Ninas Geburt führte, hatte ich es ausgerechnet: $24 \times 60 \text{ Minuten} = 1440 \text{ Minuten}$.

Der Riss ging auch mitten durch das normale Leben, bestehend aus Karriereplanung, Produktivität und Wachstum, privater Rentenvorsorge,

Kinder-Outsourcing an die
Kinderbetreuung, Besprechungen über
Wohnaccessoires mit Innenarchitekten,
Power-Napping und hektischen
Kindesübergaben an Bahnhöfen,
angesagten und abgesagten
Kochabenden, Kurzurlauben und
Wellness-Auszeiten. Vor allem aber ging
dieser Riss quer durch die Idee, es sei
völlig selbstverständlich, wenn man für
eigentlich alles Zeit hat, außer für die
Dinge, die einem am allerwichtigsten
sind.

Kennen Sie diesen Moment im Film
The Truman-Show, in dem der
unfreiwillige Hauptdarsteller einer Live-

Fernsehshow, Truman Burbank, auf dem endlosen Ozean Richtung Sonne segelt und dann völlig unvermittelt mit dem Bug des Segelbootes in die himmelblau bemalte Gipswand kracht, die er seit Jahrzehnten für den Horizont gehalten hat? Das war fundamental, irreversibel. Und auch für mich gab es seit dem Abend mit Ninas Frage eine Welt hinter der Kulisse des ganz normalen Alltags. Da war nichts zu machen. Genauso wenig, wie man Burbank einreden konnte, hinter der Himmelsattrappe sei eigentlich gar nichts Spannendes, so war für mich die »Million Minuten« nicht mehr wegzudenken. Ganz abgesehen von

der erstaunlichen, beinahe systematischen Hartnäckigkeit, mit der Nina in den kommenden Wochen immer wieder darauf zurückkam.

Eines Nachmittags hatte ich das Kinderzimmer betreten, ohne dass sie es mitbekommen hatte. Sie stand vor dem Bett ihres Brüderchens, den sie aus irgendwelchen Gründen »Mr. Simon« nannte, und redete in beschwörendem Tonfall auf ihn ein. »Wirklich! Verstehst du? Eine ganze Million! Da kann man alles machen, was man will.« Mr. Simon, wenige Monate alt, stimmte ihr mit einem begeisterten, zahnlosen Lächeln

zu. Er hatte ja keine Ahnung, worauf er sich da einließ.

Wegen derartiger Vorkommnisse war ich ehrlich gesagt auch nicht sehr überrascht, als Vera mir an einem der Abende darauf tief in die Augen blickte – unser Lieblingswein stand schon da – und anfang, darin zu schwelgen, wie wir als Rucksacktouristen monatelang in Lateinamerika unterwegs gewesen waren. Ob ich eigentlich glücklich sei mit dem Leben, das wir momentan führten? Unwillkürlich musste ich daran denken, wie am Abend zuvor wieder einmal der Kandidat einer Gewinnshow gesagt hatte, dass er im Falle eines Hauptgewinns »erst

mal eine große Reise« machen würde. Noch einer! Wenn man den Leuten genau zuhört, sprechen tatsächlich acht von zehn Kandidaten von diesen Reisen, die sie jetzt endlich machen wollten. Und hatte ich nicht auch selbst, ohne es zu merken, meine großen Träume längst stillschweigend in das *Irgendwann* verschoben? Rückte dieses Irgendwann nicht in Wahrheit von Tag zu Tag in immer weitere Ferne? Erst die Arbeit, dann das Spiel. Erst die Realität, dann die Träume. Erst der Jackpot, dann die Reise. Aber eigentlich braucht man doch gar nicht eine Million Euro. Sondern eine Million Minuten! Erst Nina mit der für

sie typischen, ebenso spektakulären wie unbekümmerten Langsamkeit in allen Lebenslagen hatte mich darauf gebracht, dass die Zeit ja eigentlich einem selbst gehört. Und zwar lange *bevor* man sich bei der großen Gewinnshow anmeldet. Die Zeit, das ist doch das eigene Leben, das schon da ist, bevor man aus irgendwelchen merkwürdigen Gründen anfängt, es erst einmal in Geld zu tauschen, um sich dann beinahe verstoßen hier und da und irgendwann ein bisschen etwas zurückzukaufen vom eigenen Leben. Wie wär's, sich davon eine Million Minuten zu nehmen? Jetzt?

18 000. MINUTE

PHRA THONG

MU KO RA NATIONALPARK (9° 5' N, 98° 17' 0)

ANDAMANENMEER, THAILAND

**AUF DER SUCHE NACH DEN
GANZ
SCHÖNEN SACHEN**

Die kleine Insel Phra Thong befindet sich nur wenige Seemeilen vor der Küste Thailands, nahe der Grenze zu Myanmar. Anscheinend haben eine Handvoll Privatisers und sehr exklusive Resorts fast die komplette Insel gekauft und unter sich aufgeteilt. Wenn man A-Promi ist, erfährt man von der Existenz dieser Resorts durch einen anderen A-Promi. Wenn man eher B- oder C-Promi oder sogar ganz normal ist, geht man auf der Insel einfach irgendwo entlang und steht dann relativ bald vor einem gut bewachten Zaun. Durch den Zaun sieht man prachtvolle Gartenanlagen, in denen viel Personal zwischen

Frangipanis, Bougainvillea- und Hibiskussträuchern herumhuscht. Die Preise erfährt man »auf Anfrage«, und das auch nur, wenn man ernst genommen wird. Für nur eine einzige Nacht in einer Villa der exklusiveren Etablissements beginnt der Basistarif nämlich im allergünstigsten Fall bei mehreren Hundert Dollar, all exclusive, versteht sich, und hört dann gar nicht mehr auf. Das hängt von den Bedürfnissen ab, die man als Kunde eben so hat. Normaler Tourismus fiel hier weitgehend aus; die handverlesenen Gäste verloren sich an den Stränden, als wären sie Schiffbrüchige, allerdings liefen

dazwischen uniformierte Kellner hin und her, um Cocktailwünsche einzusammeln und Fischsortenbestellungen für die fünfgängigen Abendessen, die zu Recht *Grand Dinner* heißen. Natürlich strapazierte das unser Budget über alle Maßen. Aber weil wir nach den anstrengenden letzten Monaten der Reisevorbereitungen in Bonn erst einmal »überhaupt nichts« machen wollten und Vera noch besser verhandeln kann als die hiesigen Resort-Manager, konnten wir irgendwie sehr *last Minute* ein paar Tage im bescheidensten Haus des Golden Buddha Beach Resorts buchen. Unser neues Anwesen nannte sich »Baan Mak«,

hatte drei Etagen, die komplett aus Tropenholz gebaut waren, und es gab sogar einen Baum, der à la Hundertwasser in die Architektur einbezogen war. Laut Erläuterungen des Managements wäre das Ecoresort extra so gebaut, dass man sich ganz »als Teil des Waldes« fühlen sollte. Zur Begeisterung von Nina war also die Anwesenheit überlebensgroßer Insekten ein fester Bestandteil des »natürlichen Wohnerlebnisses«. Immerhin gab es Moskitonetze, die wie Baldachine um die Betten herum gespannt waren, was sehr schön aussieht. Wenn man immer genau in der Mitte des Bettes bleibt und die

Füße anzieht, wird man fast nicht gestochen. Für viele Gäste der Insel war das Golden Buddha Beach Resort wohl – vollkommen zu Unrecht, wie wir fanden – eher die Holzklasse, gerade gut genug für mitreisendes Personal wie Friseure, Fußmasseur und Bodyguards. Für uns aber war es so viel vom Nichts-machen-Müssen, wie wir gerade noch bezahlen konnten.

Und dann sollte es noch viel besser kommen. Wenn man nämlich sehr viel Glück hat, verzockt sich irgendwo in den USA ein ständig zugekokster Fondsmanager auf wirklich spektakuläre Art. Deswegen verliert dann einer dieser

Investmentfonds mit Namen, in denen viele Wörter wie *Equity*, *Wealth* und *Fidelity* vorkommen, innerhalb von wenigen Tagen fast drei Viertel seines Wertes. Natürlich kann niemand verstehen, wohin das ganze Geld, das aus dem Nichts aufgetaucht war, wieder verschwunden sein könnte. Eine Krisensitzung und Pressekonferenz jagt die nächste, und ein ganzes Heer von teuren Anwälten fängt an, weltweit nach Leuten zu suchen, die jetzt eventuell sauer sein könnten. Und tatsächlich, viele dieser Leute kämpfen so verzweifelt um die verbliebenen Fitzel ihres einst so stolzen Risikokapitals wie die grauen

Herren bei Momo um die Zeitzigarren. Und es begab sich, dass drei Buchten von unserem Baan Mak entfernt zwei sehr nette Amerikanerinnen wohnten, die unentspannt genug waren, selbst auf dieser unglaublichen Insel noch einmal pro Stunde die Börsennachrichten zu checken.

Sie waren sehr kinderlieb, auf eine etwas unbeholfene Art. Vielleicht so, wie man auch tierlieb ist, obwohl man sich nicht sicher ist, wie man mit den jeweiligen Viechern am besten umgeht. Einmal hob eine von ihnen Mr. Simon hoch, indem sie ihn einfach am Arm zog. Als er – in der Luft pendelnd – anfang,

sich über die wenig artgerechte Handhabung zu beschweren, ließ sie ihn einfach wieder in den Sand sacken (der Arm war aber noch dran). Catherine hatte einen Narren an Mr. Simon gefressen. Der sähe *in-cre-dibly* süß aus, vor allem dieses Lächeln und so weiter. Und gerade als Nina und ich sie fast so weit hatten, sogar mit uns Ball zu spielen, da merkten Catherine und ihre Freundin das mit ihrem Lieblings-Investmentfonds und mussten völlig überstürzt abreisen. So hastig jedenfalls, dass sie noch von der Insel aus per Agent irgendwelche Leute aus der Business-Klasse eines längst ausgebuchten Fluges rauskauften. So eine

Blitzaktion muss man in Thailand erst einmal hinkriegen, bei all den Buddhisten, die da am Flughafen arbeiten.

Selbstverständlich kann man eine exklusive Premium-Villa nicht stornieren. Oder wahrscheinlich gehört sich so etwas in diesem Preissegment einfach nicht. Jedenfalls schenkten sie uns kurzerhand zehn Tage in dieser schönstdenkbaren Villa, all inclusive, versteht sich. Dann bestiegen sie ein Speedboot mit drei 75-PS-Motoren – da waren also über zweihundert Pferde vorgespannt – und verschwanden winkend am Horizont.

F*iat lux.* Noch vor wenigen Tagen hatten wir unsere rumpelnden Koffer durch die Bonner Straßen gezogen, die so verregnet und kalt waren, dass sich der Wintermond in den Pfützen auf dem dunkelgrauen Kopfsteinpflaster spiegelte. Jetzt fanden wir uns im gleißenden Licht der tropischen Sonne auf dem *Private Beachfront Deck* der luxuriösesten Behausung wieder, die ich je betreten habe. Wir nannten das Ding einfach trotzdem »Terrasse«, obwohl diese so groß war, dass wir uns zu viert darauf verloren fühlten. Zudem war sie so nah ans Wasser gebaut, dass bei leichtem Wind die

glasklaren Wellen irgendwo darunter verschwanden. Nicht wirklich kindertauglich, das *Luxury Arrangement*. Erstens ragten die Stämme mehrerer Kokospalmen mitten durch die Plattform, wie soll man da vernünftig Ball spielen, und wenn an der Meerseite irgendwas runterfiel, bekam man es niemals mehr wieder. Wenn man unter anderem ein Baby dabei hat, ist das ungünstig. Das Haus selbst war vollgestopft mit asiatischen Antiquitäten, darunter eine Kollektion fatter Buddhas mit Ohrläppchen in XXL, die Nina von Anfang an sehr sympathisch fand, und vielen geschmackvollen, moderneren

Kunstinstallationen. Der nächste Nachbar residierte unsichtbar irgendwo 200 Meter weiter den Strand runter. Damit man auch *Exclusive Privacy* hatte, wie uns der Manager höflich erläuterte, und ich fragte mich, ob er damit auf Mr. Simons nächtliches Gebrüll anspielen wollte. Aber er war viel zu professionell, um mich in seinem Gesicht lesen zu lassen. Zu der Zeit hatte ich heimlich angefangen, darüber nachzudenken, ob man Simon wohl als »Schreikind« bezeichnen konnte. Aber man muss ja nicht übertreiben.

Das mit dem Haus neben oder auf dem Wasser hatte ich immer für den

Inbegriff von Romantik gehalten. Allerdings musste ich feststellen, dass man für so etwas ziemlich fortgeschritten entspannt sein muss. Im Dunkeln dachte ich bei jeder größeren Welle, *diesmal* wäre das Wasser definitiv ins Haus gelaufen, und verbrachte die ersten drei Nächte überwiegend damit, in kurzen Abständen neben dem Bett auf dem Holzboden herumzutasten. Aber da war es immer nur trocken. Einmal attackierte mich ein Gecko, der meinen Zeigefinger in der Morgendämmerung für wer weiß was Tolles hielt; das machte meine Träume nicht besser. Schon erstaunlich, auf welchem Niveau man jammern kann.

Vera trug es mit Fassung, für die ich immer sehr dankbar war. Wir seien ja schließlich »gerade erst los«, sagte sie netterweise, und »sicher alle noch etwas durcheinander«. Außerdem konnte man den Schlaf mittags nachholen. Man brauchte dazu nur eine der hauseigenen Riesenhängematten und einen von seinen gefühlten Weltumrundungen am Strand völlig erschöpften Mr. Simon.

Wenn man den schmalen sandigen Pfad nimmt, der sich durch den Privatwald des Resorts hindurchschlängelt, und sich vorsichtig zwischen den Hunderten von Einsiedlerkrebsen vortastet, die tagein,

tagaus, ohne zu klagen wie Sisyphos ihr Schneckenhaus durch den Sand schleifen, dann kommt man irgendwann an die schmalste Stelle der Insel, und dort muss man sich entscheiden. Biegt man nach links ab, geht es zum Indischen Ozean. Wenn man hier einfach die Segel setzt und aufs offene Meer hinausfährt, taucht mit viel Glück Wochen später die Küste Ostindiens am Horizont auf. Biegt man stattdessen nach rechts ab, gelangt man an eine riesige Flachwasserlagune, die von einigen palmenbewachsenen Felseninseln umringt ist. Ein filmreifer Ort. Überhaupt war hier eigentlich alles so, wie in den Filmen, in denen man das

Gefühl hat, bei den Kulissen muss eine solide betrunkene Digital-Effects-Crew noch mal ordentlich optimiert haben. Dann noch einmal um eine kleine Landzunge herum, und man gelangte zu einer Bucht, in der sich selbst Robinson Crusoe einsam gefühlt hätte. Was für ein unglaublicher Anfang unserer Reise. Das konnte ja gar nicht mehr besser werden, dachte ich.

Das war so etwa in Minute 17 332, also nach knapp zwei Wochen. Wir hatten also jetzt schon mal eine Insel. Und wir hatten Zeit. Was wir bis jetzt noch nicht

hatten, war eine Ahnung, was man mit einer Million Minuten eigentlich macht. Was waren die »ganz schönen Sachen«, für die wir so ziemlich alles hinter uns gelassen hatten? Was haben zum Beispiel Adam und Eva eigentlich den lieben langen Tag gemacht, als sie noch im Paradies waren (abgesehen von den offensichtlichen Sachen zu zweit)? Wo fängt man an mit der Million?

Am Anfang überforderte mich das. Sicher ein Syndrom, das man nur als Erwachsener entwickeln kann. Ich hätte gerne einmal meine Freundin Anna Amsel dazu befragt. Anna Amsel arbeitete »aus reiner Neugier«, wie sie behauptete,

als Psychotherapeutin. Wir machten uns einen Spaß daraus, dass ich sie grundsätzlich mit Frau Amsel oder sogar mit Vor- und Nachnamen ansprach. Anna Amsel also würde ich gerne fragen, ob die Psychologen eine offizielle Bezeichnung für Menschen haben, die sich nicht mehr vorstellen konnten, was sie mit ihrer Zeit machen können. Eigentlich ist so ein adultes Fantasiedefizit ja auch kein Wunder: Wenn man im Alltag sowieso nie richtig Zeit hat, braucht man auch nicht viel Fantasie. Weiß man zum Beispiel, dass man immer donnerstags nach der Arbeit circa 120 Minuten Freizeit hat, sagen wir,

zwischen 19 Uhr und 21 Uhr 15, dann ergibt sich eigentlich von selbst, was man damit macht. Vielleicht hat man die Wahl zwischen Fitnessstudio, *Tatort* streamen, Lesen oder was zu zweit. Man kann natürlich auch die Küche machen oder aber doch einen Blick auf die To-do-Liste werfen, und dann braucht man schon gar keine Ideen mehr. Genauso ist es, wenn man für ganze vierzehn Tage in den Urlaub fährt. Auch dann ist doch von vorneherein klar, was man machen kann und was nicht. Selbst durchoptimierte japanische Reisegruppen schaffen in vierzehn Tagen nicht mehr als sechs europäische Hauptstädte.

Aber diese Reise hier, die war etwas völlig anderes: Ich konnte mir von Anfang an das Ende nicht vorstellen. Da kann man schlecht planen. Natürlich hatte ich zu Hause in Bonn ab und zu darüber nachgedacht, wie ich die Ewigkeit am besten »nutzen« könnte. Reflexartig fielen mir erst einmal Dinge ein, die unter der Rubrik »sinnvoll und nützlich« liefen. Sachen, die »einen weiterbringen« und so weiter. Eine neue Sprache lernen zum Beispiel, ein Fernstudium, so was ginge sicherlich. Ich wollte mir auch einmal grundsätzliche Gedanken über berufliche Perspektiven machen. »Du hast immer gerne

irgendein Projekt, oder?«, kommentierte Vera, als ich ihr von meinen Ideen erzählte. Aber merkwürdigerweise konnte ich mich von dem Moment an, in dem wir aus dem Bootsshuttle an den Strand dieser Insel gesprungen waren, an alle die nützlichen Projekte nicht mehr erinnern.

Im Gegensatz zu mir hatte Nina nicht das geringste Problem damit, eine Million Minuten mit Leben zu füllen. Wahrscheinlich muss kein Kind auf der Welt lange darüber nachdenken, was die »ganz schönen Sachen« sind. Darin sind sie absolut professionell. Picasso soll einmal gesagt haben, er hätte ein ganzes Leben dafür gebraucht, wieder so naiv zu

werden, wie er es als Kind war. Hier auf der Insel wurde mir allmählich klar, was er damit gemeint hatte.

Zu meiner großen Überraschung hatte sich herausgestellt, dass wir alle so ziemlich das Gleiche wollten. Nicht dass wir darüber groß gesprochen hätten; irgendwie *ergab* es sich einfach. Und es war ziemlich merkwürdig, was wir machten. Mittendrin fiel es nicht weiter auf, es gab ja auch keinen, der etwas hätte sagen können. Aber als ich nach der ersten Woche auf Phra Thong mein mitgebrachtes Tagebuch durchblätterte, wurde es mir zum ersten Mal richtig bewusst. Die häufigsten Einträge

bestanden aus einer Ansammlung
unzusammenhängender Begriffe wie:
Muschelfeld am Nordstrand,
(Perlmuttschalen von länglichen
Vierkantmuscheln!), wieder Lagerfeuer,
oder: *Kokosnuskatastrophe (Machete*
leihen?), Exkursion (Felsenbucht im
Westen: Seeigel!). Selbst das Wort
»Sandburg« tauchte dreimal auf.
Absoluter Kinderkram! Es verunsicherte
mich. Ich stellte mir vor, bei der
dienstäglichen
Arbeitsgruppenbesprechung im Bonner
Forschungsinstitut, 14 Uhr c. t., würde
mich der Chef mit dem üblichen
Unterton fragen: »Und? Was machen Sie

im Moment?« Das war immer der Augenblick, wo man beweisen musste, dass man weitergekommen war mit den ganzen Projekten. Und ich müsste dann vor allen Kollegen und meinen Ex-Diplomanden aus dem Tagebuch vorlesen: *Vierkantmuscheln, Kokosnusskatastrophe ...*

Aber genau das machen Menschen doch: Kaum schmeißt man sie an einer Stelle aus dem Reisebus, an der man weit gucken kann, fangen sie an, Steinmännchen zu bauen. Gruppiert man sie um ein Feuer herum, starren sie in die Glut, als wären sie hypnotisiert. Macht man Musik an, fangen sie an, sich

optisch unvorteilhaft zu bewegen. Legt man vor Männern wortlos einen kugelförmigen, elastischen Gegenstand auf den Boden, ist auch klar, was passiert. Weltweit. Menschen warten stundenlang auf die größte Welle, und sie versuchen wider besseres Wissen, mit einer Sandburg einen ganzen Ozean aufzuhalten. Es dauert lange, bis sie aufgeben. Sie vergraben Gliedmaßen von sich und anderen im Sand. Sie setzen sich unter Wasser auf den Boden, sie tun so, als wären die Sterne in Figuren angeordnet, sie warten auf Sternschnuppen und abends auf rosarote Wolken. Sie formen Kugeln aus Schnee

und bewerfen damit Menschen, die sie mögen. All das fällt einem viel leichter, wenn rein zufällig auch ein paar Kinder mitmachen. Dann kann man einfach mitmachen, es geht eigentlich sofort. Ansonsten kann man neurotoxische Substanzen trinken oder es einfach »Sport« nennen. Oder man sagt, man hätte ein regelrechtes »Flow«-Erlebnis nach den Kriterien von Csikszentmihalyi. Dann weiß auch direkt jeder, was gemeint ist. Der ganze »Kinderkram« muss so elementar sein, so tief in uns verankert. Warum war es mir etwas wert, wenn ich – nach einstündigem Herumgekrieche am

Strand – endlich auch eine von den roten doppelt gezwirbelten Muscheln gefunden hatte? Es fühlte sich an, als würden irgendwelche Dinge in mir von sich Lebenszeichen geben, die lange verschüttet gewesen waren.

Einziger Programmpunkt heute: die einsame Bucht. Nina war schon um die Ecke gebogen. Vera und ich mussten aber erst noch die Bälle und Mr. Simon einsammeln. *Challenge of the day* bestand für ihn darin, möglichst viel Sand zu essen. Bei den ersten Happen machten wir uns keine allzu großen Sorgen. Über

Geschmack kann man zwar nicht streiten, aber wir setzten voll auf die abschreckende Wirkung des hohen Salzgehaltes im Sand. Mr. Simon hingegen fand ihn offenbar köstlich. Wenn man sich sowieso meist auf dem Bauch rutschend fortbewegt, braucht man dabei nur noch den Mund aufmachen, den Kopf beherzt senken und sich mit den Knien raupenartig nach vorne schieben. Etwa so, wie ein Wal durch Krill gleitet, das ist ziemlich effizient. Wir standen eine Weile da, starrten auf das Kind und waren entschlossen, unseren pädagogischen Prinzipien treu zu bleiben: Erfahrungen

selbst machen. Aus Fehlern lernen. Und so weiter. Nach geschätzt 750 Gramm Sand begegneten sich unsere zweifelnden Blicke, und wir verschoben das mit den Prinzipien – vielleicht an einem anderen Ort, zu einer anderen Zeit.

Als ich mit den Tüten voller Strandutensilien um die Ecke bog, hatte Nina es sich schon im Sand bequem gemacht, winkte mich zu sich und deutete voller Anerkennung auf den Strand. »Die sind sehr lustig hier!«, flüsterte sie.

Die Eingeborenen des Andamanenmeeres zwischen dem Golf von Bengalen und der südostasiatischen

Küste sind hochgewachsen, fast alle über 1 Meter 80 groß. Sie sind nicht sehr scheu, färben sich die Haut lachs- bis hummerfarben und tragen pastellfarbene Shorts von Calvin Klein. Einmal im Jahr, bevor *Der Große Regen, der nicht aufhören will* beginnt, versammeln sich die Männchen alle in einer geheimen Bucht der Insel Phra Thong und feiern dort die alten Zeremonien und Stammesrituale.

Etwa zwanzig Männer befanden sich kollektiv in einem tatsächlich bemerkenswerten Zustand. Vielleicht könnte man sagen, dass sie »sehr enthusiastisch« waren. Einige rührten

wie die Hirsche des Bonner Kottenforstes in besonderen Zeiten, obwohl weit und breit eigentlich keine Frau zu sehen war. Andere stießen spitze Schreie aus, während sie scheinbar ziellos am Strand entlanghüpften. Wieder andere wollten es wohl eher kameradschaftlich und bedienten sich der auch auf Kölner Karnevalspartys und bei Burschenschaften auf Brautschau sehr bewährten Technik des »kehligen Grölens«. Auch aus meiner Perspektive sah es lustig aus, dass sich hier Leute begeistert in maximaler Lautstärke anbrüllten, obwohl sie ganz nah beieinanderstanden. Vor allem weil

gerade ja nicht mit hundert Dezibel
Griechischer Wein von Udo Jürgens lief.

Aus Ninas Perspektive waren wir hier wohl – fernab der verkorksten westlichen Zivilisation – auf eine Art Initiationsritual der Ureinwohner des Indischen Ozeans gestoßen. Angesichts dessen, was die Männer dort so machten, war das durchaus plausibel. Sie war äußerst zufrieden. Endlich war sie in einem Land, in dem sich die Leute vernünftig verhielten und wirklich etwas aus ihrem Leben machten.

»Lei-se«, flüsterte sie eindringlich und schaute mich mit hochgezogenen Augenbrauen an. Klar, immerhin weiß

man ja nie, wie solche Ureinwohner reagieren, wenn man zu nahe rangeht, und wir wollten auch auf keinen Fall stören.

Challenge of the day beim exklusiven Leadership-Seminar einer weltweit operierenden Coaching-Agentur für extrem erfolgreiche Top-Manager, die aber gerne noch erfolgreicher wären, ist relativ selbsterklärend: Die Teilnehmer müssen aus bestimmten Zutaten wie Styroporblöcken, bunten Plastikbojen, armdicken Tauen, Holzstangen verschiedener Länge plus all dem, was man gegebenenfalls zusätzlich am Strand auftreiben kann, eine Art Floß bauen.

Mit diesem muss dann ein Emissär um eine etwa 30 Meter entfernte Boje herumpaddeln und wieder zum Strand zurückkehren, während die anderen ihn durch lautstarkes Anfeuern motivieren. Diese *Challenge* deckt – insofern ist auch das Gegröle Pflicht – den Bereich *Teambuilding* ab. Wer als Erster wieder Land betritt, dort mit möglichst theatralischer Geste einen roten Pfahl aus dem Boden reißt und ihn durch die Luft schwenkt, dessen Gruppe hatte gewonnen und somit jede Menge Skills erworben.

Das Ganze lief fieberhaft ab, geradezu hysterisch. Hastig verschwand immer ein

Teil der Männer zwischen den Kokospalmen am Ufer, um dann mit Palmwedeln und Treibholz beladen wieder herauszukommen. Anerkennendes Johlen. Andere balancierten so viele Kokosnüsse auf den Armen, wie es nur ging, boten diese dann stolz ihren Teamkollegen dar und ernteten ebenfalls Anerkennendes Johlen. Man muss etwas aufpassen: Nur die uralten, hellbraunen Kokosnüsse sind für Flöße geeignet. Mit den grünen säuft man ab, das hatten Nina und ich schon ausprobiert. Die Männer einer dritten Gruppe wiederum zerrten wie besessen an den Seilen, um die Bojen mit den

Stöcken dazwischen unter Spannung zu kriegen. Sie mussten für sich selbst johlen, weil die anderen ja beschäftigt waren. Mitten in diesem Chaos stand eine beeindruckende Gestalt, Phänotyp Fremdenlegionär, gar nicht mal groß, aber mit einer extrem dominanten Ausstrahlung. Augen aus Gletschereis. Er konnte am allerlautesten brüllen und tat das auch ohne viele unnötige Unterbrechungen. Seine Beiträge zum Geschehen bestanden in einer Mischung aus Kommandos, Flüchen und Beleidigungen, die auch an Galeerensklaven hätten gerichtet sein können. Ganz offensichtlich hatte er jede

Menge Leadership. Ich meinte, die englischen Äquivalente von »Schlappschwänzen«, »Weicheiern« und anderen ausgesprochen motivierenden Bezeichnungen herauszuhören. Wahrscheinlich musste er als Coach den Leuten richtig was bieten für das ganze Geld. Kein Wunder, dass die Stimmung kochte, als die ersten beiden Gruppen mühsam ihre Flöße Richtung Ufer zerrten.

Sie spielen«, sagte Nina zu mir, tat dabei aber so, als würde sie gebannt auf die Teilnehmer gucken. Irgendwie sagte sie

das in so einem ... lobenden Tonfall. Ich hatte mich bei derartigen Gelegenheiten ja schon häufiger gefragt, ob da im Hintergrund meiner Vater-Tochter-Beziehung nicht eigentlich ein handfestes Erziehungsexperiment ablief. Dieser pädagogische Subtext zwischen den Zeilen tauchte einfach zu oft auf, um nur Einbildung zu sein. Darauf hatte mich als Vater niemand vorbereitet. Vermutlich sollte ich mir von den edlen Wilden da vorne eine ziemlich dicke Scheibe abschneiden. Und vermutlich sollte ich darauf auch noch ganz alleine kommen. Manchmal fand ich es etwas anstrengend,

von einer Fünfjährigen erzogen zu werden.

»Sieht aus, als würden wir hier irgendwelche Spielchen spielen, nicht wahr?«, keucht plötzlich jemand in feinstem Oxford-Englisch neben mir, und ich zucke zusammen. Ich hatte den Mann nicht kommen sehen. Er kam über die Uferböschung, hatte noch mehr Palmwedel besorgt und sich dabei furchtbar zerkratzt. Davon abgesehen hatte er größere Brandblasen auf den Schultern, und der Schweiß tropfte ihm von der Nase. Ich setze eine unschuldige Miene auf und beeile mich zu sagen, das sei keineswegs der Fall. Dann schiele ich

zu Nina hinüber. Sie blickt bewundernd auf den Eingeborenen und überlegt anscheinend, wie sie ihm am besten gratulieren könnte. Zum Glück kann sie noch nicht genug Englisch, um irgendetwas Kompromittierendes zu äußern. Der Mann erklärte mir dann noch ungefragt, dass *all this* – wobei er über den Strand deutete – Teil eines sehr renommierten Seminarprogramms nach der Soundso-Methode wäre, von weltweit führenden Psychologen und CEOs mitentwickelt. Ich nicke beeindruckt und freue mich, dass ich mit meinen Spielideen für die Kinder doch so nah dran bin am neuesten Stand der

Forschung. Und gerade will ich noch anerkennend sagen, dass *all this* bestimmt eine echte Herausforderung sei und richtig anstrengend, aber da sagt er schon, dass er nun leider weitermachen müsse. Sie hätten hier so gut wie keine Zeit für Pausen. Aber man würde sich sicher abends in der Bar mal treffen, und dann hätte er auch etwas mehr Zeit, übrigens sein Name sei Damian, und ehe ich sagen konnte, dass ich mich freute, verbesserte er sich noch: »Well, George, actually, George Damian. I am terribly sorry, but I need to go.« Und weg war er mit seinen Palmwedeln.

George und ich haben uns dann doch verpasst, und das nächste Mal, als ich ihn sah, war das am Bootsanleger, da saß er schon im Speedboot Richtung Festland. Ein merkwürdiges Bild, wie er und die anderen Manager sich da in neongelben Schwimmwesten zusammenkauerten. Alle waren ziemlich still und starrten aufs Wasser. »Game over«, schoss es mir durch den Kopf. Wie es wohl sein musste, zwei Tage später wieder *im Office* anzufangen? Und ich dachte ganz kurz, dass ja auch wir irgendwann ... aber dann verwarf ich diesen Gedanken. So viel Ignoranz darf sein, schließlich hatten wir noch weit über 900 000 Minuten vor uns.

»Was machen die heute?«, fragte Nina. Ich lehnte am Holzzaun des Bootsanlegers. Nina lehnte an mir, wie immer. So stand sie sicherer auf dem wackeligen Steg.

»Hm, das Spiel ist wohl zu Ende. Sie fahren jetzt zurück nach Hause.« Das mit dem »nach Hause fahren« sagte ich extra, damit es insgesamt nicht so traurig klang.

In meinem Tagebuch hatte ich eine Rubrik angefangen, in der ich Eigenschaften des Paradieses sammeln wollte. Bisher stand dort nur: *Vielleicht ist das Paradies eigentlich die Kindheit?*

Am selben Abend saßen wir am Strand am Lagerfeuer und blickten den Funken nach, die sich hoffnungsvoll in den Nachthimmel aufmachten. Die Sonne hatte sich auf eine Art verabschiedet, die sie hier zu Recht *Supernatural Sunset* nannten. Nina hatte es schon erwischt. Sie kämpfte immer um jede einzelne Sekunde des Tages und versuchte, auf keinen Fall einzuschlafen. Nichts von diesen Tagen wollte sie dem Schlaf überlassen. Aber irgendwann wurden ihre Bewegungen dann doch immer träger. Bis sie mitten in einer Bewegung anhielt, wie eine Uhr, die einfach stehen bleibt.

Die eine Hand lag auf einer der Kokosnüsse. Es musste sich um die eine Spezialnuss handeln, die auf gar keinen Fall wegkommen durfte, selbst wenn am Strand Zehntausende davon lagen. Die andere Hand umklammerte einen Stock, und der Kopf war einfach auf den Sand gesunken. Als Kind kann man das. Mr. Simon hatte es sich auf Veras Schoß gemütlich gemacht.

Der Fremdenlegionär und einige Mitarbeiter waren noch zu einer Art Nachbesprechung geblieben. Wir hatten uns in den letzten Tagen immer mal wieder kurz unterhalten, und sie hatten uns abends zum *Private Beach Barbecue*

eingeladen. Beany war nämlich, wie sich herausstellte, doch kein echter Fremdenlegionär. Vielmehr war er nach einer kurvenreichen Karriere vom Realschulabbrecher aus Überzeugung, Kitesurfprofi über den Sportpsychologen und Coach mehrerer Worldcup-Profis schließlich zum »Gründeverkäufer« geworden, so nannte er das. Natürlich hatte ich nicht widerstehen können, ihn wegen des Managerseminars zu löchern. Insgeheim fand ich, das wäre ein Job, den ich vielleicht auch mal machen könnte. Ich hatte ein solides Repertoire englischer Schimpfwörter parat und mit Nina als Creative Director würden wir vermutlich

sehr erfolgreiche Tools für Leadership und Teambuilding entwickeln und so manches andere auch. Ich hatte ja in meinem Tagebuch schon eine neue Rubrik angelegt: *Berufliche Perspektiven*. Darunter stand jetzt an erster Stelle: *Managerspiele auf Inseln*.

»Eigentlich geht es nicht primär um Management-Skills«, sagte Beany. »Was wir machen, ist, Gründe zu verkaufen. Wenn du da angekommen bist, wo die Jungs hier sind, brauchst du eine verdammt gute Ausrede, um ein Floß zu bauen, oder eben einen guten Grund, um deine kostbare Zeit dafür zu investieren, in ein Feuer zu starren.«

Wir starrten beide ins Feuer.
»Natürlich haben wir auch jede Menge Know-how an Bord, Kommunikations- und Führungstechniken, Change Management, die ganze Palette, absolut professionell. Aber eigentlich ist *das* der Deal«, fuhr er fort, »das Resort ist dazu da, ihnen die Zuschauer vom Leib zu halten. Und dann tun wir so, als ob, und sie tun so, als ob sie nur so tun würden. Und je teurer das ist, desto authentischer wird es. Ein einziges Mal, für ein paar Tage, setzen wir das auf ihre Agenda, wonach sie sich sehnen. Rumschreien, Spielen, Spaßkämpfchen, König und Sklave sein, jede Menge Survival-Gedöns,

meinetwegen Sandburgen bauen und so weiter. Am besten alles ohne Sonnencreme, damit sie sich auch spüren.« Beany lächelte. »Im Prinzip bezahlen sie uns Unmengen Geld, damit wir ihnen einen halbwegs offiziellen Grund geben, sich ausleben zu können.«

Er sah mit einem zufriedenen Lächeln wieder ins Feuer. Und ich dachte bei mir, dass er wohl überrascht wäre, wie gut ich das verstehen konnte. Dann schaute ich rüber zu meinen drei besten Gründen, wie sie sich da neben dem Feuer zusammengekuschelt hatten, und fand, ich hatte es ziemlich gut getroffen.

VIER JAHRE ZUVOR
VERTRAGSSTAATENKONFERENZ DER VEREINTEN
NATIONEN
CURITIBA (25° 25' S, 49° 15' W)
ESTADO PARANÁ, SÜDOSTBRASILien

DIE CHANCE MEINES LEBENS

»Wir müssen was ändern«, sagte Vera.

»Ja.«

»Wann?!«

Ich blickte auf meine Tasse. Es war ihr wirklich wichtig. Wir hatten uns aufs Sofa gesetzt; Vera hatte uns einen Tee zubereitet. Eigentlich war ich hundemüde. Heute Morgen erst war ich von einem Meeting im Hauptquartier des UN-Umweltprogramms in Nairobi wiedergekommen. Mittags im Institut hatte ich es dann erfahren: Beim Projektträger für das Deutsche Forschungsministerium hatten sie entschieden, mich zur Vertragsstaatenkonferenz der Vereinten Nationen nach Brasilien zu schicken. Für

mich so eine Art Durchbruch. Die wichtigsten Persönlichkeiten in der internationalen Umweltpolitik sind dort vor Ort, sogar viele Minister und Staatschefs. Es ist extrem wichtig, hier mit dabei zu sein. Erstens kann man seine Ergebnisse direkt an den Mann bringen. Zweitens ist es eine einmalige Gelegenheit zu diesen informellen, total zufälligen Gesprächen, die hinterher niemand geführt hat, die einem aber karrieremäßig Tür und Tor öffnen.

Allerdings hat der Erfolg seinen Preis. Die nächsten Wochen würden – wie die letzten acht auch schon – in einem fiebrigen Rhythmus verlaufen. Zig

Sitzungen, Arbeit bis spät in die Nacht und an den Wochenenden. Meist fühlte sich das an wie in einer Art Tunnel. Neulich war ich in irgendeinem Hotel aufgewacht und wusste eine halbe Minute lang nicht, wo ich war. Manchmal versuchte ich, meine Haustür mit dem Institutsschlüssel aufzuschließen ...

Vera hatte es nicht gut aufgenommen. Sie fühlte sich alleingelassen. Nina war jetzt fünf Monate alt, und es hatte keinen Sinn mehr, so zu tun, als wäre alles in Ordnung. Irgendetwas stimmte nicht. Erste Untersuchungen liefen. Ich konnte mich nur im Moment einfach nicht gut kümmern – man kann sich ja nicht

vierteilen. Und auf so eine Chance hatte ich jahrelang hingearbeitet. Vera musste das einfach verstehen.

»Das ist jetzt nicht der richtige Zeitpunkt für Grundsatzdiskussionen, ausgerechnet kurz vor der Konferenz«, sage ich.

»Das hast du vor dem Meeting in Nairobi auch gesagt.«

Das stimmte. Es war wie eine Kettenreaktion. Je wichtiger die Sachen, an denen ich heute arbeitete, desto wichtiger wurden die, die morgen zu erledigen sind. Der Erfolg ist anscheinend eine Spirale. Ich jonglierte zig Projekte gleichzeitig. Nach der

Promotion hatte ich endgültig die Leitung einer Arbeitsgruppe in Bonn übernommen. Ich hatte Aufträge bei den Vereinten Nationen und koordinierte zudem ein Forschungsnetzwerk mit fünf ausländischen Kooperationspartnern. Wir gehörten weltweit zu den drei Topteams bei der Erstellung von großräumigen Biodiversitätskarten, in manchen Dingen waren wir sogar die Nummer eins. In fünf Jahren fieberhafter Arbeit hatten wir die Artenvielfalt von Afrika kartografiert. Es ist ein hartes Geschäft, man muss ständig auf der Hut sein, dass einem die Konkurrenz bei den Veröffentlichungen nicht zuvorkommt.

Überhaupt geht es vor allem darum, schneller zu sein als die anderen. Am besten, man bleibt gleich auf der Überholspur – mit Vollgas auf Erfolgskurs, ohne Pause. Wissenschaft ist ein einziges, rasantes Wettrennen, fast wie ein Rausch. Es machte fast süchtig.

Veras Stimme holte mich aus meinen Gedanken.

»Ich bin hier, Nina ist hier, und du bist, wo bist du überhaupt ..., Quito, Kapstadt, Nairobi – jetzt Brasilien ...«

»Das ist die Chance meines Lebens«, sagte ich etwas gereizt.

»Was meinst du damit?«

»Diese Konferenzen sind extrem wichtig. Flurfunk und so weiter. Da kommt alles zusammen, was Rang und Namen hat. UNEP, WCMC, FAO, Smithsonian, ICSU, die ganzen ...«

»Ich meinte dein Leben, für das das *die Chance* ist«, unterbrach mich Vera.
»Welches Leben meinst du?«

Es hatte keinen Sinn, ihr auszuweichen.

»OK. Plan A geht so: Wenn ich eine Stelle wie die in Kapstadt annehme, könnten wir innerhalb von einem halben Jahr runter. Dann erst einmal einarbeiten. Ab da vielleicht anderthalb, zwei Jahre. Dann habe ich genug

Veröffentlichungen zusammen, um mich auf eine Professur zu bewerben. Dann kann ich eigene Projekte beantragen. Vortagsreisen ins Ausland, Forschungsprojekte, irgendwann ein Forschungssemester, du weißt doch. Die UNO-Sachen kann ich parallel weitermachen. Das ist echt viel Kohle. Wir können uns alles leisten. Toll wohnen, Essen gehen, teure Urlaube, alles!«

Und weil sie immer noch nicht so guckte, wie ich es gerne gehabt hätte, sagte ich noch hinterher: »Das wird doch ein gutes Leben, oder nicht? Es dauert halt!«

»Wolf, das Leben ist doch schon da. Du musst ihm nur eine Chance lassen. *Das* ist die Chance deines Lebens.«

Ich sah sie irritiert an. »Wie meinst du das?«

Aber sie war aufgestanden.

»Bleib doch«, hatte ich erschrocken gesagt.

»Nina ist wach geworden«, hatte sie nur geantwortet und war nach nebenan gegangen.

Ich würde sie besser in Ruhe lassen. Ich wollte auch noch ein paar Unterlagen durchsehen, für morgen. Morgen würde ein ziemlich stressiger Tag.

Wahrscheinlich träumt jeder Umweltwissenschaftler davon, zumindest einmal im Leben auf einem weltweiten Klima- und Umweltgipfel einen Slot für einen Vortrag zu bekommen. Bei der Vertragsstaatenkonferenz der Vereinten Nationen in der südbrasilianischen Stadt Curitiba würden sich Tausende Abgesandte aus allen Winkeln der Erde zu einer gigantischen Krisensitzung versammeln. Es ging um Umweltschutz, genetische Ressourcen, Klimawandel, Landnutzung, Entwicklungsarbeit – quasi um alles also.

Zusammen mit einer Handvoll weiterer Wissenschaftler aus Deutschland, Benin und der Elfenbeinküste hatte ich den Auftrag, über ein Forschungsprogramm des deutschen Forschungsministeriums zu informieren. Das ist die Spielregel Nr. 2 für den Umgang zwischen Wissenschaftlern und Politikern: bloß keine Ratschläge geben. Informieren ist so gerade noch in Ordnung.

Anfangs war es mir nicht leichtgefallen, mich an die Regeln in dieser politischen Welt zu gewöhnen. Neuerdings musste ich zum Beispiel für einen internationalen Report bei der

FAO tagelang Daten auswerten und verarbeiten, von denen ich von Anfang an wusste, dass sie nicht stimmten. Einige zentralafrikanische Staaten gaben gegenüber der Welternährungsorganisation nämlich immer riesige Waldflächen an, die laut hochauflösenden, tagesaktuellen Satellitenaufnahmen überhaupt nicht existieren. Diese virtuellen Wälder sind ein tolles Beispiel für das, was wir im Business *Institutional Facts* nannten. Mindestens die halbe Datenwelt der internationalen Organisationen besteht aus dieser ganz speziellen Art von Fakten, die keine sind. Man muss aber unbedingt

so tun, als wären die Nichtfakten Fakten, weil sie eben *offizielle* Nichtfakten sind. Überhaupt war das der Schlüssel für den Erfolg: Einer der Leute aus Nairobi hatte mir erklärt, die Diplomatie beruhe auf der Kunst, so zu tun, als ob man nicht so tun würde. »Wie die Prostitution«, hatte er lächelnd hinzugefügt. Und: professionelle Distanz wahren. Immer. Man darf sich die Dinge niemals zu Herzen nehmen. Vielleicht ist auch das ein Preis für den Erfolg.

Es lohnte sich schon: Seit ich angefangen hatte, hin und wieder als Gutachter für die Vereinten Nationen zu arbeiten, verdiente ich zum ersten Mal

viel Geld. Richtig viel. Allein die Spesen, die sie einem bei den Vereinten Nationen pro Woche bezahlen, entsprechen dem Monatsnetto eines Postdocs mit zwölf Jahren akademischer Ausbildung in Deutschland. Steuerfrei. Bei den Vereinten Nationen bekommt man allen Ernstes dicke braune Umschläge mit Bündeln von Fünfundzighundertdollar-Noten ausgehändigt, fast wie in einem Mafia-Film. Solche Bündel passen gar nicht mehr ins Portemonnaie. Je zwanzig Scheine werden fein säuberlich mit einer Büroklammer zusammengeheftet. Diese exorbitant hohen Spesen dienen offiziell dazu, unter »angemessenen und

repräsentativen« Bedingungen zu reisen. Ich hatte also plötzlich, was man einen gehobenen Lebensstandard nennt, mit VIP-Lounges und First-Class-Flügen. Miles and more und so weiter. Und weil ich kaum wusste, wohin mit dem Geld, shoppte ich mich durch die Duty-free-Läden. Nie kam ich ohne ein teures Geschenk für Vera nach Hause. Es ist auch wirklich etwas anderes, maßgeschneiderte Anzüge und rahmengenähte Schuhe zu tragen. Ich wechselte zwischen mehreren Uhren; mein Lieblingsstück war eine wunderschöne Piaget in limitierter Auflage. Wenn ich wissen musste, wie viel

Uhr es war, und das war ja ständig so, freute ich mich über diese Uhr. In der Bonner Nordstadt sitzen die ganzen Autohändler ... Manchmal machte ich auf dem Weg nach Hause einen kleinen Umweg und schlenderte an den riesigen Glasfassaden vorbei. Irgendwann würde ich Vera, ohne vorher etwas zu sagen, mit einem Sportwagen abholen, am besten in leuchtendem Dunkelrot ...

I
n Curitiba herrschte der absolute Ausnahmezustand, als würde bald Zarin Katharina II. hindurchreiten: Komplette Straßenzüge waren neu gestrichen

worden, die Hotels waren überbucht, ein geschätztes Drittel der normalen Autofahrer mutierte plötzlich zu Taxifahrern, ganze Armeen von Shoeshineboys tauchten wie aus dem Nichts mit frisch gezimmerten Sitzkisten in den Straßen auf. Die Prostituierten hatten sich herausgeputzt, die Restaurants die Zahl der Kellner verdoppelt, und überall wimmelte es von Sicherheitskräften, die sich zu Tausenden entweder argwöhnisch um das kümmerten, was sie für die öffentliche Ordnung hielten, oder sich ansonsten um Staatschefs und hochrangige Minister scharten. Dann gab es da noch die

sogenannte Parallelkultur, die Versammlung der indigenen Völker Südamerikas: darunter echte Indianer aus dem Amazonas. Es war alles zu sehen, was man sich nur im Entferntesten vorstellen kann: Pfeile durch Nasen, untertassengroße Scheiben in Lippen, Keulen in Ohrläppchen, Penisse in köcherartigen Lederbehältern, Brüste bis zum Bauchnabel, unglaublich. Einige Stämme erkannte ich aus meiner Zeit als Tropenforscher wieder, zum Beispiel die Yequana. Diese Indianer waren manchmal an unserer Forschungsstation Centro Humboldt in La Esmeralda im Süden Venezuelas aufgetaucht, um sich

über uns lustig zu machen oder um Früchte und Tapirsteaks gegen Batterien oder Taschenlampen zu tauschen. Die Indigenen wollten in Curitiba erstmalig finanzielle Entschädigungen für ihre Ressourcen einfordern.

Obendrauf auf diese illustre Versammlung kamen nochmals Zehntausende von Umweltaktivisten und Vertretern von NGOs, die in und vor dem Konferenzzentrum ihre Stände aufgebaut hatten, Aktionen machten, Mahnwachen hielten, kleine Theaterstückchen aufführten – es sah aus wie ein riesiger Jahrmarkt direkt vor dem Eingang des Konferenzentrums.

Ich hatte mir das nur kurz angesehen. Erstens hatte ich kaum Zeit, und zweitens musste man aufpassen, nicht ständig in Diskussionen verwickelt zu werden. Es war schon auch faszinierend. Da war ein Vater, wohl Brasilianer, mit seinen beiden Kindern, sie trugen Narrenkostüme, Patchwork-Hüte in schrillen Farben und überall Silberschmuck mit Türkisen, den sie offenbar auch verkauften, denn auf Decken lagen noch mehr Ketten und Lederbänder. Sie jonglierten sich gegenseitig die Bälle zu. Der Vater konnte wirklich toll jonglieren, das musste man ihm lassen. Woher nehmen

solche Leute die Zeit, um Jonglieren zu üben?

»Willst du es mal probieren?«, fragte eine Stimme in gebrochenem Englisch. Ich blickte hoch. Der Mann hielt mir einen Ball hin. Sein Sohn schaute mich neugierig an.

»Nimm dir einen! Deine Chance!«

Aber ich hatte höflich abgelehnt. Ich musste wirklich los.

Eben hatte mich Vera kurz angerufen. Es ging fast sofort um Nina, wie so oft in letzter Zeit.

»Die Ergebnisse von den Hirnstrommessungen sind da. Nina ist keine Epileptikerin.«

Ich atmete auf.

»Dafür hat die Uniklinik was geschickt. Darüber müssen wir sprechen.«

»Ich bin ja bald wieder da«, antwortete ich. Es gab eine kurze Pause.

»Vera?!«

»Ich bin da«, sagte sie.

»Ich bring dir was Schönes mit, ok?«

»Viel Glück für deinen Vortrag.«

»Ja, drück mir die Daumen!«

»Mach's gut.«

»Kuss.«

Mein Vortrag war erst in drei Tagen. Für heute hatte ich mir vorgenommen, mich in eine der politischen

Verhandlungskonferenzen zu schmuggeln. Wissenschaftler haben dazu natürlich keinen Zutritt: Realpolitik spielt immer hinter dem Vorhang. Aber ich hatte mir am Vorabend die Zugangskarte eines befreundeten Delegierten organisiert. Da war kein Foto drauf, und ich hoffte, die Ordner würden nicht mehr so genau hinschauen, wenn man schon im Kongresszentrum war. Der Kollege hatte mich etwas merkwürdig angeschaut.

»Willst du da wirklich rein?«

Ich dachte erst, er spiele damit auf das Risiko an, entdeckt zu werden.

»Dafür arbeiten wir schließlich den ganzen Tag«, sagte ich scherzhaft.

Aber er schüttelte den Kopf. »Es ist etwas ... etwas anders, als du es dir wahrscheinlich vorstellst, Wolf.«

Ich konnte mir denken, was er meinte. Aber ich war ja Profi.

»Ich werde es mir schon nicht zu sehr zu Herzen nehmen«, grinste ich.

Der Saal für die Verhandlungen im Convention Centre in Curitiba war riesig, geschnitten wie ein gigantischer Kinosaal, in dem man vermutlich ein komplettes römisches Amphitheater versenken könnte. Es war gar nicht auszumachen, woher genau das

gedimmte Licht kam; und man konnte die Leute auf der gegenüberliegenden Seite des Saals kaum noch erkennen. Ein Meer aus Stühlen lag vor mir, und die endlosen, leicht gebogenen Sitzreihen verschwammen irgendwo am anderen Ende des Saales. Das war wohl genau die Wirkung, die die Baumeister der ganzen gotischen Kathedralen schon immer erreichen wollten. In den unzähligen Reihen standen blau bezogene Sessel nebeneinander, in militärischer Strenge, jeder von ihnen um exakte zwölf Millimeter zum Nachbarsessel versetzt, keine Ausreißer, keine Unregelmäßigkeiten. Das hier war das

genaue Gegenteil des Spektakels, das die Aktivisten draußen veranstalteten. Vor jedem Platz befand sich ein Tisch mit einem kleinen, in das rotbraune Holz eingelassenen Schaltpult für Mikrofon und Kopfhöreranschlüsse sowie einige Schalter in Rot, Grün und Orange. Von ihrer weißen Aufschrift waren durch die Benutzung nur noch ein paar unzusammenhängende Silben übrig geblieben. *Lan uag I*, *L guage II* und *ight off* war gerade noch zu erkennen. Alles war mit schweren Stoffen bezogen und mit Teppich ausgelegt, um jeglichen Schall zu dämmen. Wir waren komplett abgeschottet. Als sich die zweite schwere

Tür hinter mir schloss, fühlte es sich an, als würde ich unter Wasser tauchen: Der Raum war so groß, dass er ein eigenes Geräusch machte. Oder vielleicht war es auch die absolute Abwesenheit eines Geräuschs, die meine Ohren irritierte, jedenfalls hörte ich ein tiefes Grundrauschen. Schon Respekt einflößend. Die Leute gingen deshalb auch nicht, eher huschten sie.

Die Mikrofonstimme quäkte: »... continue with the language for Paragraph 3.2.4.« Das kommt von ganz vorne, dort sitzen die Konferenzleitung und die anderen Promis auf einer Art Tribüne vor einer Leinwand mit der Aufschrift *COP8*

MOP3 in Schriftgröße 4000. Wie Ameisen wuseln an der Tribüne Kabelträger und Servicepersonal herum, werden Mikrofone hin und her geruckelt, während die Schreiberinnen mittendrin sich möglichst unsichtbar machen. Das hier ist also die weltweite Schaltzentrale. Jeder von denen, die da sitzen, gehörte zur internationalen Führungsriege, die die ganz großen Hebel bedienen; wir nannten sie spaßeshalber immer die »Unberührbaren«. Ich erkannte Djoghla, den Geschäftsführer des Sekretariates zur Konvention über die Biologische Vielfalt. Am Vortag hatte ich

mit ihm am Stand des deutschen Forschungsministeriums kurz über unsere Umweltforschungsprogramme im subsaharischen Afrika gesprochen. Aber ich hatte irgendwie das Gefühl gehabt, er wäre mit seinen Gedanken woanders gewesen. Es war dann ein sehr professionelles Gespräch geworden. Ich sehe auch einige der Stellvertreter des World Conservation Monitoring Centers und des Umweltprogramms der Vereinten Nationen. Ich glaube, links sitzen zwei Leute vom Internationalen Währungsfonds. Die Geldleute haben immer enormen Einfluss auf die Umweltpolitik, das muss so.

Mehrere Gestalten huschen zu ihren Plätzen, und auch ich beeile mich, etwas Geeignetes zu finden. Vorne liest nun jemand mit leiernder Stimme den Absatz vor, an dessen Formulierung jetzt gefeilt wird.

Hundertfaches Geblättere in den Kopiervorlagen der Delegationen, mir hatte mein Kollege auch eine mitgegeben.

Als ich einen Blick in den Text werfe, bin ich ziemlich überrascht. Ganz kurz denke ich sogar, ich hätte irgendwie einen falschen Text in die Hände bekommen, vielleicht eines der Pamphlete der NGOs. Aber die leiernde

Stimme vom Podium trägt unbeirrt genau diesen Text vor. Ich starre auf das Papier. Das hier ist eine derart platte Anhäufung von Floskeln, dass der Text auch aus einem 25 Jahre alten *Was-ist-was*-Buch hätte stammen können. Ich lese, dass Regenwälder abgeholzt werden, um Soja anzubauen (Überraschung), und dass dadurch letztlich diejenigen Baumarten aussterben, die mal da standen, wo jetzt eben Soja steht (noch größere Überraschung). Dann steht noch da, dass man eventuell aus einem Ökosystem nicht einfach irgendwelche Arten rausnehmen kann, ohne dass irgendwann das große Ganze anfängt,

instabil zu werden, wie bei einem Turm aus Bauklötzen. Das hätte nun selbst die Ersti-Gruppe »Blaubär« einer beliebigen Kindertagesstätte verstanden. Es gibt keinen Grund, sich mit so etwas nur eine Sekunde lang zu beschäftigen, geschweige denn, irgendetwas davon unter mehreren Tausendschaften höchstbezahlter Delegierter aus aller Welt zu diskutieren.

Das Desaster beginnt an einem Tisch weiter vorn, eventuell Äquatorial-Guinea. Dort blinkt ein orangefarbenes Licht auf. Kurz darauf erhält der Verhandlungsführer das Wort. Die »Language«, so nannten sie das anscheinend hier, die »Language« sei aus

der Sicht seines Landes an einer Stelle »unausgewogen«. Es sei nicht angemessen, ein einzelnes Agrarprodukt wahllos herauszugreifen. Schließlich gebe es auch andere Produkte, für deren Anbau Regenwald abgeholzt werde. Es ist offensichtlich so, dass sie in seinem Land entweder gerne viel Soja oder gerne viel Palmöl produzieren. Man muss das auch verstehen. Die Konferenzleitung macht sich eine Notiz und hakt nach, welche weiteren Produkte denn seiner Meinung nach relevant seien.

Der Mann nach kurzem Zögern: »Viehzucht. Rindfleisch.«

Neun orangefarbene Leuchten blinken fast gleichzeitig auf: Anscheinend formiert sich hier gerade ganz spontan die transnationale Viehzuchtlobby.

Der Verhandlungsführer eines anderen Landes weiter vorn erhält das Wort: Die agrikulturelle Nutzung zum Beispiel im Amazonas-Gebiet in Form von Monokulturen sei insgesamt »extrem vielfältig«. Man schlage daher vor, auf die Nennung einzelner Agrarprodukte komplett zu verzichten.

Sechs Lampen aus, drei an. Frage der Konferenzleitung ins Plenum, ob dagegen Einspruch erhoben werde? Nein.

Offensichtlich ist es so: Wenn Soja nicht genannt wird, ist auch Rindfleisch fein raus. Da hackt eine Krähe der anderen kein Auge aus.

Meldung von ganz vorne links: Auch die Language »Zerstörung« sei nicht angemessen. Es gebe bisher keine ausreichenden wissenschaftlichen Beweise dafür, dass die betroffenen Flächen wirklich für immer geschädigt würden. Man könne schließlich irgendwann später auch wieder aufforsten. Mit Ölpalmen zum Beispiel. *Der Kongress tanzt, aber er bewegt sich nicht.*

Als Nächstes meldet sich eine Frau. Sie würde sich den Worten des Vorredners

anschließen. Und: Die Language sei doch an dieser Stelle ganz generell zu überdenken. Ihre Regierung verwende statt des veralteten Terminus »Abholzung« zum Beispiel eher das modernere Wording »nachhaltige Nutzung«.

Ich schnappe nach Luft und mache mich auf Ärger im Plenum gefasst. Aber es gibt keinen Einspruch. Von den Gutachtersitzungen bin ich einiges gewohnt, aber dies hier ist wirklich deprimierend.

Kaum zehn Minuten später wird dann die ursprünglich geplante »international verbindliche Gesetzgebung« großzügig

durch »freiwillige Selbstverpflichtungen auf nationaler Ebene« ersetzt. Ohne Gegenstimme.

Freiwillige Selbstverpflichtungen gehören zu den wenigen Dingen, wegen denen ich – trotz aller Professionalität – manchmal tatsächlich nicht schlafen kann. Freiwillige Selbstverpflichtung. Gesucht: maximal platter Widerspruch in nur zwei Wörtern. Wenn man als Politiker nach zwei Wochen fieberhafter Arbeit von mehreren tausend Delegierten mit so einer freiwilligen Selbstverpflichtung nach Hause kommt und vor der Reaktion der Leute nicht wenigstens ein kleines bisschen Angst hat, dann muss

man schon extrem abgebrüht sein. Diese unerhört professionelle Harmoniesoße, garniert mit einer höflichen Etikette, das ist schwer auszuhalten. Hier zelebriert eine Zivilisation, die sich für die Krone der Schöpfung hält, ihren eigenen Untergang. Ich überschlage kurz: Der Absatz hat ungefähr siebzig Wörter. Innerhalb der 95 Minuten, die ich dem Spektakel beiwohne, gibt es 22 Einwände und 19 Korrekturen. Es muss unglaublich schwer sein, das Nichts zu formulieren.

Aber: Man darf sich die Sachen nicht zu Herzen nehmen. Ich versuche gerade mit aller Kraft, so zu tun, als ob ich nicht

so tun würde, als plötzlich einer der NGO-Leute in den Saal stürmt. Irgendwie hat er es durch die Türen geschafft, trotz der ganzen Sicherheitsstufen. Er skandiert laut etwas in gebrochenem Englisch, während die gepolsterte Tür krachend gegen die Wandvertäfelung schlägt. Er ruft immer das Gleiche, seine unkontrollierte Stimme klingt schrecklich in der gediegenen Stille. In der Hand hält er ein Stoffbanner, das sich allerdings verheddert hat. Auch sein T-Shirt hängt schief um seinen Oberkörper, weil ihn einer der Ordner an der Seite erwischte hat und daran zerrt. Der Mann versucht,

nach vorne zur Tribüne zu gelangen, scheitert aber kläglich, weil der Ordner nicht lockerlässt. Also versucht er, seinen gewichtigen Anhang einfach mitzuschleifen, und stolpert durch den Mittelgang, geradewegs auf meinen Sitzplatz zu. Er schreit weiter und steht jetzt fast direkt vor mir. Ich halte die Luft an. Trotz des Halbdunkels kann ich sein verzerrtes Gesicht sehen. Für einen Moment lang kommt mir der Mann bekannt vor. Er brüllt mit sich überschlagender Stimme: »Habt ihr Kinder?! Ihr entscheidet heute über die Zukunft!«

Ein zweiter Ordner holt ihn ein, und sie reißen nun zu zweit an seinem Arm.

»Heute ist eure große Chance, versteht ihr?!« Der Mann verliert das Gleichgewicht, taumelt zur Seite, fängt sich wieder. Seine Hand klammert sich an die Tischplatte neben mir, er hat viele Türkisringe an den Fingern, und Lederarmbänder, und da erkenne ich ihn. Der Jongleur. Ich weiß nicht, ob er mich auch erkannt hat, das ist unwahrscheinlich, aber er schreit mich direkt an, klar, er muss mich für einen Delegierten halten: »Und *du*? Hast *du* Kinder? Hast du, hm?«, aber dann packen sie ihn zu dritt und heben ihn

einfach hoch, sodass sie ihn hinaustragen können. Das T-Shirt ist ihm bis zur Brust hochgerutscht, der nackte Bauch ist zu sehen, er hängt etwas durch zwischen den Armen der Ordner. Einer der Ordner wirft mir einen entschuldigenden Blick zu. »So sorry, Sir.« Dann macht er noch eine komische Bewegung, fast, als würde er vor mir salutieren. Der Jongleur schreit immer noch weiter, immer das Gleiche, bis seine Stimme endlich von den gepolsterten Türen verschluckt wird.

Mir zittern die Knie. Ansonsten gibt es genau gar keine Reaktion unter den Delegierten. Noch nicht einmal ein Kopfschütteln. Die Offiziellen vorne auf

dem Podium blättern in ihren Dokumenten. Es dauert noch nicht einmal fünf Sekunden, nachdem sich die Türen hinter der zappelnden Gruppe geschlossen haben, bis die Mikrofonstimme wieder ertönt, kommentarlos und genauso leiernd wie zuvor: »We continue with the language for Paragraph ...«

Vera sah müde aus und hatte wieder diesen Wir-müssen-reden-Ausdruck im Gesicht. Wir hatten uns aufs Sofa gesetzt; Vera hatte uns einen Tee zubereitet. Das kleine Päckchen, das ich ihr schon auf der

Hinreise am Flughafen von Madrid gekauft hatte, hatte sie ausgepackt und den Schmuck eine Weile in ihrer Hand betrachtet, fast, als würde sie ihn wiegen. Dann hatte sie den Anhänger, anstatt ihn sich um den Hals zu legen, behutsam auf das kleine Beistelltischchen gelegt, neben das Gutachten von der Uniklinik. Bevor der Stein die Tischplatte berührte, war er kurz hin und her gependelt. Beim Hinlegen hatte sie mit der Kette einen kleinen, silbernen Kreis um den Stein geformt, immer drumherum.

Sie sagte ein paar Sachen, die eine wirklich gut gemeinte Einleitung hätten werden sollen. Da kam etwas drin vor

wie, dass mir meine Arbeit ja so viel bedeutet und dass sie ja auch tatsächlich wichtig sei. Es wäre auch nicht so, dass ... also, es wäre für sie ... aber eben auch wichtig ... wenn ich ... Aber sie kriegte die Kurve nicht, nahm einen neuen Anlauf. Sie würde das wirklich verstehen, dass mir ... Ihre Hand mit der Teetasse zitterte ganz leicht. Dann hörte sie auf mit der vermurksten Einleitung und guckte weg. Hinter dem Fenster gab es nichts zu sehen; es war schon dunkel.

»Wolf, es geht doch so nicht weiter.«

Sie nahm noch einen kleinen Schluck aus der Tasse, als bräuchte sie Zeit, um

sich für etwas zu wappnen. Eigentlich war der Tee noch viel zu heiß.

Wir müssen was ändern«, sagte sie.

»Ja.«

»Wann?!«

Ich dachte an die Sache mit der Chance meines Lebens. Unsere Blicke trafen sich.

»Jetzt«, sagte ich.

EINIGE MONATE VOR DER EINEN MILLION
MINUTEN

DREI ZIMMER KÜCHE DIELE BAD
BONN ($52^{\circ} 31' \text{ N}$, $13^{\circ} 24' 0$)
RHEINLAND, DEUTSCHLAND

KEINE HASTIK

»Ein echtes Geschoss«, schwärmt der Verkäufer und streicht nochmals liebevoll über den hochpolierten, leuchtend dunkelroten Lack. Etwas unschlüssig blicke ich auf das »Geschoss«. Gut aussehen tut es schon, das musste ich wirklich sagen.

»Unser bestes Modell, mit Abstand«, fährt er begeistert fort. »Was Eleganteres können Sie für Geld gar nicht kaufen. Das Xrt 3 GIGA ist quasi der Sportwagen in unserem Sortiment.« Beim Wort *Sportwagen* hält er die Hände neben sein Gesicht und knickt mehrfach seine Zeige- und Mittelfinger runter. Ich nicke verständnisvoll. Er strahlt mich

gewinnend an, das macht er ziemlich gut. Ich bin allerdings trotzdem noch nicht ganz so weit, wie er hofft, und tätschle unentschlossen den Sattel »mit unbenetzbarer, bionischer Oberfläche, die unter gar keinen Umständen nass werden kann«, was auch immer vom Himmel fällt.

»Unser Signal-Feature, Achtung!« – Er drückt auf den Knopf der elektronischen Klingel, und die Sirene eines amerikanischen Polizeiwagens schrillt dermaßen laut durch das Geschäft, dass die Leute um uns herum zusammenzucken. »Voll im Trend! Und ab-so-lut unüberhörbar auf jeden Fall,

wenn man mal schnell unterwegs ist«, fügt er hinzu und sieht sich entschuldigend um. Man könne das aber auch leiser einstellen.

»Könnte man da eventuell noch eine Bremse dranhängen?«, frage ich. Er sieht mich irritiert an. »Wie meinen Sie das?«

»Können Sie eine Handbremse an den Lenker bauen? Falls man mal zu schnell unterwegs ist, bergab zum Beispiel?«

Der Mann, mit zweifelndem Blick: »Man bremst mit den Füßen, indem man diese gegen die Pedale stemmt.«

Ich sage, »man« könne das eventuell nicht. Der Verkäufer greift nach seinem Smartphone und sagt, er müsse wegen

Spezialanfertigungen wie dieser immer erst die Werkstatt »kontakten«. Er wäre sofort wieder für mich da.

Eigentlich war das Ding viel zu ambitioniert für Nina. Und zugegebenermaßen war es auch nicht das erste Mal, dass ich etwas kaufte, von dem ich überhaupt nicht wusste, ob wir es jemals brauchen könnten. Als würde das allein durch den Kauf ein winziges Stückchen wahrscheinlicher. Im Prinzip spricht ja nichts dagegen, Dinge auf Vorrat zu kaufen. Aber es ist ein komisches Gefühl, wenn sich im Keller Sachen in Originalverpackung stapeln. Natürlich war Nina längst in dem Alter,

in dem andere Kinder mit ihren Dreirädern Tag für Tag neue gefühlte Weltrekorde aufstellten. Aber sie war noch weit davon entfernt, so ein rasantes Gefährt manövrieren zu können. Ich hing einfach so sehr an der Vorstellung, dass sie irgendwann einmal doch noch unsere Straße damit runterbrettern würde. Was für ein Moment! Ich würde dastehen und sie anfeuern. Überhaupt klammerten wir uns an die Vorstellung, irgendwann würde sich doch noch alles normalisieren, wie an einen Rettungsring.

Ich erfahre, dass der hausinterne Monteur für einen nicht ganz

unbeträchtlichen Aufpreis durchaus eine Bremse installieren könne. Falls ich es sehr eilig hätte, könnten sie es bis Samstagnachmittag fertig machen.

»Nein, nächste Woche geht auch«, sage ich. »Was kann es noch?« Ich will mich nur vergewissern, dass ich auch nichts verpasst habe. Immerhin kostet das XY MEGA und so weiter fast das Dreifache von dem, was ich mir vorgestellt hatte. Mein erster Renault 5, den ich als Zivi gefahren hatte, hatte, glaube ich, auch nicht viel mehr gekostet, inklusive der Schweißarbeiten am Unterboden. Ich denke, dass der Verkäufer spätestens jetzt denkt, ich sei einer dieser

besserwisserischen Soziopathen, die nachmittags harmlosen Verkäufern auflauern, um sie gezielt in den Wahnsinn zu treiben. Sein Ton ist indes noch freundlicher geworden, der Mann ist ein absoluter Profi: »Eigentlich alles. Vor allem natürlich fahren.« Räuspern, und nur für den Bruchteil einer Sekunde blitzt ein lauernder Blick durch seine Augen, ob ich die Anspielung wohl mitkriege. »Es fährt auf Asphalt, aber auch auf Sand und grobkörnigem Schotter und bei allen Wetterlagen. Wegen der Vollgummireifen gibt es da nie Probleme mit dem Grip. Außerdem sind hier nur High-End-Kugellager

verbaut – er tippt bedächtig auf die Hinterachsen: »Die wurden in der Raumfahrt entwickelt, jedenfalls gibt es kaum mechanische Reibungsverluste.« Und, mit einem Augenzwinkern, fährt er fort: »Nur auf die Autobahn sollten Sie damit vielleicht nicht unbedingt fahren.«

Ich schluckte. Da hatte der gute Mann in seiner ahnungslosen Verkäuferhochstimmung einen wunden Punkt getroffen.

Unser Leben mit Nina fühlte sich tatsächlich so an, als wären wir mit einem Dreirad auf einer Autobahn unterwegs.

Nina war »lamsang«, wie sie es nannte. Unfassbar lamsang. Neben ihrem schrägen Humor und ihrer blühenden Fantasie war das wahrscheinlich ihre herausragendste Eigenschaft. Lamsang sein: sich einfach so viel Zeit nehmen, wie man braucht. Im Zweifel: unendlich viel Zeit.

Damit hatte sie gleich nach der Geburt begonnen. Spätestens ab dem vierten Monat sollte »es« nämlich eigentlich lächeln. Die Wissenschaft hat festgestellt, dass »das Baby mit etwa vier Monaten sogar schon ein differenzierteres Lächeln zeigt, wenn es Freude an der Interaktion erlebt«. Wenn das Baby das wider

Erwarten aber nicht macht, wartet man ab. Das wird schon. Das mit dem Lächeln ist schließlich ziemlich wichtig, weil ein professionelles Baby dadurch in den ersten Monaten die völlig erschöpften Mütter gerade noch davon abhält, eines Abends vom Einkaufen nicht mehr wiederzukommen, die Einkaufstüten und die Windelpackung diskret irgendwo am Straßenrand zu platzieren und einfach auszuwandern. Jamaika, Neuseeland und Kanada zum Beispiel wären überbevölkert mit alleinstehenden Müttern ohne Kinderwunsch, wenn Babys das nicht draufhätten. Eigentlich schade für

Jamaika, Neuseeland und Kanada, aber in der Evolution haben sich weltweit Babys durchgesetzt, die ihre Mutter anlächeln. Und deshalb gehen Letztere nach dem Einkaufen doch wieder brav nach Hause mit ihren Einkaufstüten an hängenden Armen und dem Windelpaket an zwei Fingern extra. Wem jedenfalls würde eine halbwegs vernünftige Frau (Mütter sind ja ursprünglich ganz normale Frauen) legendäre 53 schlaflose Nächte in Folge, abwechselnd wunde oder fast platzende Brüste, null Freizeit und null Selbstbestimmung verzeihen, wenn nicht einem lächelnden Baby? Und wenn ein

Baby diesen Supertrick nicht vergisst, wird es nicht nur von der Mutter besser versorgt, sondern kriegt später auch noch die besseren Frauen beziehungsweise Männer. Daher dann wohl auch der evolutive Reproduktionsvorteil, der weltweit zu lächelnden Babys geführt hat. Zusätzlich machen Babys natürlich noch eine Menge andere Sachen, fast jeden einzelnen Tag etwas neues Tolles. Es ist ja schon ein Fortschritt geradezu historischen Ausmaßes, wenn sie Zeigefinger und Daumen zusammenbekommen, um endlich die Teppichfusseln abpflücken und in den

Mund stecken zu können. Das machen ja Babys.

Nina machte acht Monate lang erst einmal gar nichts. Sie blickte beharrlich mit sehr ernstem Gesicht in eine weite Ferne, als müsste sie viel nachdenken. Sie reagierte auch kaum auf Ansprache und das ganze andere kindische Feuerwerk, das man als Erwachsener abbrennt, um endlich Aufmerksamkeit zu bekommen. Von der besagten »Freude an der Interaktion« konnte keine Rede sein. Ich hatte zwar manchmal den Verdacht, sie würde uns beobachten, wie wir da vor ihren Augen unser Leben lebten, aber beweisen kann ich das nicht. Wenn sie

einmal nicht in die weite Ferne schaute, schlief sie sehr gern sehr ausgiebig. Jedenfalls tagsüber, und nur, wenn man sie im Tragetuch durch die Gegend trug und dabei in mittlerer Lautstärke summete. Anhalten oder kurzes Räuspern führte zu derart ausführlichen Protestbekundungen, dass das Summen-im-Gehen grundsätzlich die angenehmere Alternative war. Wenn man so ein Baby hat, das nie lächelt, lächelt man automatisch selbst auch seltener.

Die Ärzte können ja auch nichts sagen: Wenn sie dramatisieren, sind selbst bei glücklichem Ausgang alle total sauer. Wenn sie falschen Optimismus

verbreiten, bekommen sie Ärger, wenn es doch nicht so gut läuft. Was wir merkten, war, dass sie mit jedem Besuch ein bisschen weniger demonstrativ zuversichtlich waren. Es lief sehr subtil ab. Da fehlte hier plötzlich das gewohnte Schulterklopfen beim Rausgehen, da ein selbstverständliches »keine Sorge«. Sie blickten immer nur über den Rand der roten Ärztebrillen auf die Messkurven. Wir waren nämlich jetzt ständig bei Messungen. Es gab immer eine Messung, dann hatte man eine Woche Zeit, ganz ruhig zu bleiben und auf das Ergebnis zu warten. Dann wieder eine Messung, dann wieder ganz ruhig bleiben. Ninas

Entwicklungskurven waren phänomenal. Andere Kinder haben ästhetisch geschwungene Kurven mit famosen mathematischen Funktionen. Wie eine umgekehrte Sprungschanze sieht das oft aus, und meistens geht es dabei rasant aufwärts. Je schneller Babys Sachen machen, desto besser. Ninas »Kurven« waren entweder sehr horizontale Geraden oder sahen so krakelig aus wie die Lebewesen, die sie später zeichnen würde.

Wir hatten zwar immer noch nicht die geringste Ahnung, wo Nina mit uns

hinwollte. Aber bald nach Curitiba war klar, dass wir nicht nach Kapstadt gehen konnten und dass ich nicht Professor werden würde. So etwas macht man schließlich nicht halbtags. Und es war auch klar, dass ich nicht zig Wochen im Jahr für Gutachteraufträge der Vereinten Nationen unterwegs sein konnte.

Meine Karriere war wirklich spannend gewesen, aber das eigentlich Spektakuläre daran war das Finale.

Eine totale Vollbremsung wie meine ist schon verhaltensauffällig, vor allem dann, wenn man davor jahrelang mit Vollgas unterwegs gewesen war. Da waren Hunderte von persönlichen

Kontakten, langfristige
Kooperationsprojekte weltweit, laufende
Publikationen, spannende
Forschungsideen, engmaschige Termine
und Flugbuchungen auf Monate hinaus.
Ich telefonierte tagelang, um wenigstens
mit den ganzen Kooperationspartnern zu
sprechen – viele davon waren Freunde
geworden.

Es ist ein merkwürdiges Gefühl, den
Ast abzusägen, auf dem man sitzt. Vor
allem wegen der Leute, die ständig
versuchen, einem die Säge
wegzunehmen. Ich weiß gar nicht, wie
viele Dutzend Leute mich gefragt haben,
ob ich wirklich sicher sei. Das machte

mich total unsicher. Manchen merkte ich an, dass sie dachten, ich sei nicht mehr ganz dicht. Ob »das« nicht auch meine bessere Hälfte machen könne. Und was mit den Kooperationsprojekten sei, die wären ja schließlich nicht mehr zu stoppen. Ich sagte, »das« sei nun mal mein Kind. Wieder andere sagten auch ganz spontan Sachen wie: »Wolf, du versau dir die ganze Zukunft.« So etwas aus dem Mund von Freunden zu hören, war nicht so leicht wegzustecken. Aber ich hatte ja keine Wahl, oder?

Mein Chef, ein veritabler Patriarch, der sein gesamtes Leben den Wissenschaften gewidmet hatte, versuchte

auf eine etwas hilflose Art, es mir leichter zu machen. Er reichte das mehr als wohlwollende Dienstzeugnis über den überfüllten Riesenschreibtisch: »Wenn sich die Dinge normalisiert haben, kommen Sie zurück.«



Ich sah ihn an. Sein Blick wanderte über die Bücherstapel vor sich. Wir

wussten beide, dass das sehr unwahrscheinlich war. Die Uhr tickte. Auf der Überholspur braucht man schon eine extrem gute Begründung, um sich Zeit zu nehmen. Wenn man seine Nachmittage damit verbringt, im Rahmen eines ausgeklügelten Therapieprogramms stundenlang bunte Tücher vor einem wenig amüsierten Kind hin und her zu schwenken, selbiges Kind (schon fröhlicher) in 21 Kilogramm Trockenerbsen mit Murmelbeilage zu baden oder es auf Schaffellen unter drei Dutzend angewärmten Kirschkernkissen zu rösten, zählt das eher nicht zu den extrem guten Begründungen. Aus Sicht

der Human-Resources-Abteilungen tat sich in meinem bis dato perfekten Lebenslauf gerade eine gefährliche, ja geradezu unentschuldbare »Lücke« auf. Aber gut. Vielleicht würde sich das alles noch einrenken, falls Nina sich doch entschließen würde, ein normales Tempo an den Tag zu legen.

Das hatte sie allerdings nicht vor. Zwar war sie zu Kompromissen bereit, wenn sie es für wichtig hielt: Zum Beispiel hatte sie erkannt, dass Erwachsenen die Kommunikation leichter fällt, wenn man mit ihnen redet. Lächeln war inzwischen auch kein Problem mehr, damit hatte sie mich sogar längst überholt. Aber an ihrer

generellen Haltung zur völlig überflüssigen Hektik der armen Erwachsenen änderte sich nichts. Im Gegenteil: Je älter sie wurde, desto mehr Zeit ließ sie sich. Es war einfach sensationell. Eine Brötchenhälfte mit Salami und vier Gurkenscheiben: 19 Minuten. Rein theoretisch kann man ein Brötchen natürlich einfach essen. Man kann es aber auch so zelebrieren, wie sich ein Dreisternekoch des Menüs seines größten Vorbildes annehmen würde. Lange anschauen. Erst einmal darüber sprechen. Einen ersten Happen kosten. Oh. Runtergefallen. Weitere Eindrücke formulieren. Verschiedene Schichten

voneinander trennen. Einzeln kosten. Schichten wieder zusammensetzen, aber diesmal andersrum. Klebt am Teller. Etwas dazu erzählen. Andere Seite anbeißen. Sich etwas Besonderes sorgfältig beiseitelegen, eventuell für später aufheben. Und so weiter. Unglaublich!

Zum 100 Meter entfernten Biomarkt gehen: 25 Minuten. (One-Way.) Ich ging schon extra immer auf der Straßenseite, an der nicht Der-Hund-der-so-alleine-Ist wohnt. Aber anscheinend kannte Nina auch jede einzelne, verdammte Kellerassel persönlich. Die Schuhe

anziehen (und zwar die mit Klettverschluss): 4 Minuten. Pro Schuh.

Ich hatte einmal vorsichtig beim Neurologen gefragt, wie ich mir das vorstellen könne mit der »gravierend beeinträchtigten Feinmotorik«, und warum mein Leben neuerdings in Slow Motion verlaufe. Er sagte: »Wenn Sie wissen wollen, wie sich das für Ihr Kind anfühlt, versuchen Sie einfach, sich die Schuhe mit japanischen Essstäbchen zuzubinden, und hängen Sie dabei eine 15-Kilo-Hantel an jedes Handgelenk. Und bitte beeilen Sie sich«, fügte er lakonisch hinzu. Nina musste eine ungeheure Geduld mit sich selbst

aufbringen. Keine Ahnung, woher sie ihre Frustrationstoleranz nahm, aber von mir hatte sie das definitiv nicht. Aufstehen, umkippen. Aufstehen, umkippen. Ich habe einmal gestoppt, wie lange Nina es schaffte, nicht zu fluchen, wenn sie in Situationen steckte, in denen ich nach kürzester Zeit wahnsinnig geworden wäre. Beim Schuhezubinden zum Beispiel schaffte sie es für fast 4 Minuten. Erst ab dann hagelte es maximal böse gemeinte Kinderflüche wegen der »fatal verscheuerten« Schuhe.

Oft war ich mir nicht sicher, ob die immense Zeitdehnung daher kam, dass sie die Sachen wirklich nicht schneller

hinbekam, oder ob sie hier mitten in meinem Leben einfach ihr Ding machte. Aber eigentlich hatte sie ja auch recht: Es war doch ihre eigene Zeit. Die 19 Minuten für das Brötchen zum Beispiel, gehörten doch schließlich ihr selbst, und nicht mir, oder?

»Du hast es nicht einfach, ne?«, fragte sie mich an einem dieser Zeitlupennachmittage. Ich hatte einen dringenden Termin. Vor 6 Minuten. Nina verwandelte mein Leben so, wie Dalí diese Uhren zum Schmelzen gebracht hat. Sie musste mich beobachtet haben, wie ich wieder einmal mit zusammengepressten Lippen und

angehaltener Luft neben ihr stand, während sie seit einer halben Ewigkeit versuchte, sich eine Socke alleine anzuziehen. Das passierte mir in letzter Zeit häufiger – ich vergaß einfach auszuatmen, vor lauter Zeitdruck. Da hörten ihre Hände auf mit dem hilflosen Gezerre, sie schaute zu mir hoch und lächelte beruhigend: »Keine Hastik«, sagte sie.

Wir hatten ziemlich viel Glück, dass dieses kleine Mädchen so viel Geduld aufbrachte gegenüber unserer Ungeduld.

Spektakuläre Lamsangkeit ist im normalen Leben ja eher nicht vorgesehen, vor allem wenn man sich an

die Idee klammert, unbedingt auf der Autobahn fahren zu müssen. Schließlich fahren alle anderen auch da. Wenn man mit einem Dreirad auf der Autobahn unterwegs ist, kann man natürlich versuchen, das Ding doch noch auf eine normale Geschwindigkeit zu beschleunigen. Als wäre es kein Dreirad. Für jemanden, der sein halbes Leben auf der Überholspur verbracht hat, ist das naheliegend. Schließlich war ich durch das Training bei den Vereinten Nationen darauf abgerichtet, ständig unter hohem Zeitdruck zu agieren. Ich hielt mich für einen echten Profi im Zeitmanagement. Aber seit ich zu einem

durchemanzierten Mann mutiert war, der in Bonn Job und ein tiefenentspanntes Kind unter einen Hut bringen musste, kam ich nicht mehr mit. Statt Zeit hatte ich To-do-Listen. Diese Listen füllten sich unverschämterweise sogar schon wieder auf, noch *während* ich sie abarbeitete. Seit Nina ihre Kampagne mit der einen Million Minuten gestartet hatte, hatte ich angefangen, genauer hinzuschauen. To-do-Listen sind wahres Teufelswerk: Sie verwandeln Zeit. Aus der ganzen schönen Lebenszeit werden kleine Häkchen neben unbedeutenden Dingen. 15 Minuten zum Beispiel verwandeln sich mir nichts dir nichts, in

den käuflichen Erwerb von Mülltüten, 25 Stück à 50 Liter, grau. 126 Minuten werden in die Selbstmontage von Sommerreifen transformiert. Fast 1000 Minuten verschwinden, bevor man endlich den Haken an das Wort »Steuererklärung« machen darf. Wie die Zeit vergeht. Dabei ist *Zeit* doch nur eine andere Bezeichnung für *Leben*. *Tempus fugit, nihil manet*: Dieses Leben, das wir einfach in *Zeit* umbenannt hatten, verging unaufhaltsam, und irgendwie blieb nichts zurück. Am schlimmsten aber war: Auf den blöden To-do-Listen stehen die wirklich wichtigen Dinge überhaupt nicht drauf. Ich hätte

eigentlich jeden Tag einen Vordruck nehmen sollen, auf dem ganz oben in Schriftgröße 32 fett stand: *Zeit mit Nina*. Und dann noch mindestens zehn andere Dinge, die mir wichtig waren. Ganz oben stand aber: *Antwort-E-Mail Bildungsbüro. Termin Frau Schengen! Bank anrufen (Nummer?). Haftpflicht Beschein. Jacke abholen*. Ich riss einen Termin nach dem anderen. Zum ersten Mal in meinem Leben warf mir jemand vor, ich wäre »chronisch unpünktlich«. Ausgerechnet ich.

Es war so: Auf der einen Seite träumte sich Nina mit unbekümmerter Lamsangkeit durch den Tag. Auf der

anderen Seite rauschte der Strom der alltäglichen Belanglosigkeiten. Dazwischen wir.

Wenn in Hollywoodschnulzen dargestellt werden soll, dass jemand an einem Punkt angekommen ist, an dem er sein Leben wirklich nicht mehr im Griff hat, kommt früher oder später garantiert eine bestimmte Szene. Ich glaube, es gibt sie mit Dustin Hoffman, Tom Hanks, Jennifer Aniston (natürlich), Ben Stiller und 17 anderen: In der ersten Einstellung sieht man, wie die besagte Person, die die chronische Rushhour des Lebens nicht mehr im Griff haben soll, im Stau steht. Nehmen wir einmal eine

männliche Person. Der Mann war eigentlich gerade dabei, Dinge auf der To-do-Liste abzuhaken, aber jetzt ist Stau. Am besten geht das in New York, weil Staus mit gelben Taxis besonders gut aussehen. Der Mann trommelt nun mit sehr sorgenvollem Gesicht auf dem Lenkrad herum und fährt sich fahrig durch die Haare. Er seufzt auch. In der Einstellung direkt danach sieht man ein kleines, sehr süßes Kind. Es sitzt ganz einsam am Rand einer breiten Freitreppe vor einem großen, hell gestrichenen Schulgebäude. Da ist keiner mehr auf dem großen Schulhof. Weit und breit niemand. Das Kind hat die Knie

angezogen, die Arme darum geschlagen, und es guckt traurig auf seine Schuhe. Das ist die Szene. Manchmal wechselt die Einstellung noch ein paarmal hin und her. Verzweifelter Vater. Vernachlässigtes Kind. Vater. Kind. Vater. Ich fühlte mich andauernd wie dieser Mann.

Als ich das Dreirad zum dritten Mal innerhalb eines halben Jahres aus dem Keller hole, strahlt mich Nina an. Das hatte ich nicht erwartet. Immerhin, das ist doch was, denke ich. Ein kleiner Fortschritt.

»Du fährst das heute«, kommt dann aber.

»Ach was, es macht doch nichts, wenn es nicht klappt. Wir versuchen's einfach noch mal – keine Hastik!« Ich schiebe das Dreirad einige Mal schwungvoll hin und her, um sie ein wenig zu locken. Nur die Batterie des Signalfeatures hatte anscheinend schon ihren Geist aufgegeben.

»Nein du.« Den Tonfall jetzt kenne ich. An dieser Stelle ist klar, dass ich auf keinen Fall weiterkommen werde, wenn ich nicht zunächst einige Forderungen erfülle. Ich bugsiere mich auf den zu kleinen Sattel, was schmerzt, und

versuche, die Füße auf die Pedale zu bekommen. Wenn ich die Knie froschmäßig weit auseinanderbiege, was ebenfalls schmerzt, kann ich mit etwas Mühe die Seiten meiner Schuhe auf die Pedale bringen. Es sieht sicher ziemlich unvorteilhaft aus, aber gerade ist eh keiner auf der Straße. Ich fange an zu treten, die freie Hand an den Lenker gekrallt. Ich muss ihn mit aller Kraft festhalten, damit er beim Treten nicht umschlägt. Die Bremse ist nicht nötig. Die andere Hand hat sich Nina geangelt.

»Siehst du«, sage ich, »so!«

Nina nickt mir ermutigend zu.

Ich denke: »Jetzt nicht schlappmachen« und gebe mein Bestes. Nina torkelt fröhlich neben mir her – Kinder wie sie sehen beim Laufen aus wie Seeleute, die abends deutlich zu lange in der Hafenkneipe geblieben sind. Eine Weile ziehen wir schweigend die Straße hinunter. Was für ein Moment: Ein kleines, sturzbetrunkenes Kind an der Hand eines 1 Meter 90 großen Froschs auf einem dunkelroten Dreirad. Die Füße schmerzen jetzt auch, aber ich fahre einfach weiter.

»Ich mag, wenn du fährst«, sagt Nina schließlich.

»Weil ich so lustig aussehe?«

»Ne, wir sind so schön lamsang. Du kannst nicht immer weglaufen.«

Es war so: Je mehr Zeit wir uns mit Nina nahmen, desto besser ging es ihr. Diese Wahrheit war ausnahmsweise einmal so einfach, dass wir daran gar nicht vorbeikamen. Wir merkten es an den Urlauben. Ein gutes halbes Jahr nach ihrer Geburt hatte ich zum ersten Mal Elternzeit beantragt, und wir flogen für drei Monate ins südliche Afrika. Ist schon merkwürdig, dass man Elternzeit erst *beantragen* muss, oder? Da hat man ein Kind, aber wenn man das vergisst mit

dem Antrag, hat man keine Zeit. Was für ein Glück für das Bruttosozialprodukt, dass Kinder keine Anträge schreiben können ... Jedenfalls stellte sich heraus, dass Nina Ferien liebte, obwohl es ja eigentlich wir waren, die dann Ferien hatten. Sie blühte förmlich auf, sobald wir unterwegs waren. Am Grenzübergang zu Namibia hatte sie plötzlich zum ersten Mal gelächelt, weil ihr wohl das Fahren auf den typischen Waschbrettpisten dort unten zusagte. Da war sie fast neun Monate alt, und zunächst blieb das Event auch ein One-Hit-Wonder, so dass ich schon dachte, ich hätte nur geträumt. Aber dann wurde es immer mehr.

Südafrika war der Durchbruch in Sachen Lächeln. Das hielt ich noch für einen Zufall. Auf dem Campingplatz in Südfrankreich hatte sie, nach einem heftigen Dreitagefieber, aus heiterem Himmel begonnen zu reden. Da sie weder robben noch krabbeln konnte, sondern die meiste Zeit immer noch auf dem Rücken liegend verbringen musste, tastete sie sich von nun an mit Worten vorwärts. Ihr Wortschatz explodierte innerhalb weniger Monate. Sie schickte kleine, zerbrechliche Sätze los, mit denen sie die Welt erkundete wie mit einem Echolot. Und ich wurde zum Erzähler dieser Welt.

Dann, eine Ewigkeit später, wartete sie bis zum ersten Tag eines Urlaubs auf Mallorca, um aufzustehen. Sie war jetzt älter als zwei Jahre, da lehnte sie plötzlich das erste Mal an meinem Bein, so wie sie es in den nächsten Jahren immer tun würde, weil sie extrem kippelig unterwegs war. In Berlin, bei Marlies, machte sie ihre ersten Schritte. Immer musste es eine *Reise* sein. Lag das daran, dass wir dann so viel gemeinsame Zeit hatten? Ich glaube, Reisen sind ein extrem wirksames Gegengift zu den To-do-Listen – sie setzen sie einfach außer Gefecht. Was soll man schon groß abhaken, wenn man mit dem Zelt im Fishriver-Canyon sitzt? Sie

haben 17 Anrufe in Abwesenheit. Ich rufe später zurück.

Freunde fragten immer, ob und seit wann Nina denn schon etwas machte oder konnte. Wir waren mehr und mehr dazu übergegangen, dann einfach nur Orte zu nennen. Einen Ball fangen? Seit Whitby, Nordengland. Der erste Witz: Ameland. Schaukeln: Aix en Provence. Wenn wir irgendwo hinfuhren, konnten wir sicher sein, dass irgendetwas ziemlich Großartiges passieren würde. Wir mussten eigentlich nur noch eins und eins zusammenzählen.

Nach dem Brief von Finkelbach war klar, dass unser Dreirad sich nicht einfach

doch noch irgendwann in einen Sportwagen verwandeln würde. Erst wenn man endlich merkt, dass man mit einem Dreirad auf einer Autobahn unterwegs ist, ist man auch so weit, die nächste Abfahrt zu nehmen. Die Route wird neu berechnet. Biegen Sie jetzt ab.

Wohin?

Eine Million Minuten weit!

Es stimmt wirklich: Je langsamer man wird, desto mehr Zeit hat man. Diese ganze rasende Geschwindigkeit löst sich wieder auf. Moment für Moment. Tropfen für Tropfen. Vielleicht meinte Dalí das so mit seinen schmelzenden Uhren. Wenn einmal alle Uhren

schmelzen würden, wäre da wieder ein riesiger See aus Zeit. Still und unbewegt, das Wasser in der Sonne glitzernd. Ein unfassbares Blau. Bis zum Horizont.

60 000. MINUTE

YAO YAI

YAO INSELGRUPPE ($7^{\circ} 58' N$, $98^{\circ} 34' 0$)

PHANG-NGA BAY, THAILAND

SAME SAME BUT DIFFERENT

Kulturschock, der: Anthropologischer Fachbegriff für einen »Gefühlszustand, in den Menschen verfallen können, wenn sie mit einer fremden Kultur zusammentreffen. Der Kulturschock beinhaltet häufig vier Phasen: Auf die euphorische Phase I (Honeymoon) folgt in Phase II der schockartige Sturz in das Gefühl, fehl am Platze zu sein (Krise).«

Mehr euphorische Phase und Honeymoon als auf Phra Thong geht wahrscheinlich nicht. Aber nachdem unser Gratis-Abo für die wohlbehütete Erholung in unserer Beachfrontvilla abgelaufen war, waren wir leichten Herzens weitergezogen.

Schließlich lockten uns die Abenteuer einer völlig fremden Welt. Ich war gespannt darauf, wie Nina mit ihrer ohnehin überbordenden Fantasie darauf reagieren würde.

Zunächst waren wir etwa zwei Wochen auf dem thailändischen Festland unterwegs gewesen, um uns einige Sehenswürdigkeiten anzuschauen. Mittlerweile waren wir nun auf die Insel Yao Yai umgezogen. Yao Yai ist ein verschlafener Ort, wenn man bedenkt, dass sich zwei Bootsstunden entfernt in Phuket die Pauschaltouristen schon in der Morgendämmerung wegen der letzten Strandliegen ankeifen. Und anders als die

künstliche Welt von Phra Thong ist es eine echte thailändische Insel, mit Leuten, Sitten und Gebräuchen, die hier tatsächlich hingehören. Mit dem Moped schafft man es vom Südende bis in den Norden in einer halben Stunde. Die einzige Hauptstraße führt mit einigen nicht asphaltierten Verzweigungen an einer Handvoll idyllischer Fischerdörfer vorbei; zwischendurch schmiegen sich vereinzelte, kleinere Resorts eng an die Meeresbuchten. Offizielle

Sehenswürdigkeiten gibt es hier keine, und das ländliche Leben geht – vom Tourismus noch weitgehend unbeeindruckt – seinen eigenen Gang.

Die größten Supermärkte sind ungefähr so groß wie gutbürgerliche Wohnzimmer. Zwar bestehen 75 Prozent des Verkaufssortiments merkwürdigerweise aus kleinen Chipstüten und Produkten der allgegenwärtigen Coca-Cola Company, aber es gibt auch getrocknete Fischstreifen in Salzkruste, gehäckselte Tintenfische in Eimern, recht ungewohnt riechendes Fleisch, das an Haken unter der Decke baumelt, und kistenweise exotische Früchte. Darunter faustgroße, gelbe Mangos, die zum Köstlichsten gehörten, was ich jemals gegessen habe.

Der Bootsführer, der uns am Bang Rong Pier von Phuket aufgesammelt

hatte, pries seine Heimat in den höchsten Tönen. Yao Yai hätte nämlich eine überwiegend muslimische Bevölkerung. »You know muslims? Muslims are good people!« Alles »very quiet«. Mit einem Blick auf Nina und Mr. Simon fügte er noch hinzu, es gäbe wirklich »no Party« hier. Als ich testhalber etwas betrübt guckte, versichert er eilig: »Ok, some party, of course. Big party, you know.« Wahrscheinlich macht der Tourismus hier fast den gesamten Umsatz aus. Notfalls würden sie hier ein rauschendes Fest veranstalten, extra für Gäste, die nichts mit sich anzufangen wissen. Ansonsten leben die Einheimischen überwiegend

vom Kautschuk-Anbau. Man braucht den Ertrag von etwa tausend Exemplaren von *Hevea brasiliensis*, um eine einzige Person zu ernähren. Tausend Bäume, ein Leben. Dementsprechend sind die ursprünglichen Regenwälder der Insel längst Gummipflanzungen gewichen, in denen Zehntausende kerzengerade Bäume in langen Reihen gepflanzt sind wie ein Wald aus lauter Säulen. Kinder erben hier keine Häuser, denn diese trotzen dem Klima und den Termiten selten länger als dreißig Jahre, sondern sie bekommen die Bäume, die ihre Väter für sie pflanzen.

Wir wurden überall sehr freundlich und noch neugieriger begrüßt, auch das war ein klares Zeichen, dass hier nicht viele Touris unterwegs waren. Bei unserer Ankunft zeigten die Kinder am Wegrand kichernd auf uns, während wir über die Hühner stolperten, die überall herumrannten. Ein paar der Kinder, die besonders mutigen, näherten sich uns schließlich und befühlten nach einigem Zögern Ninas hellblonde Haare, diskutierten das Ergebnis ihrer Untersuchung ausführlich in einem schnatternden, aufgeregten Thailändisch, und kicherten dann noch mehr. Auch Mr. Simon, blond, blauäugig und wegen

Tonnen von Sonnencreme Faktor 50 immer noch relativ hellhäutig, wurde ständig begutachtet und getätschelt. Man muss das am besten wissen, bevor es zu größeren Missverständnissen oder gar einem ernsthaften Handgemenge mit einem erfreuten Baby in der Mitte kommt: Es ist völlig normal, wenn einem in dieser Gegend der Welt das eigene Kind zu jeder beliebigen Gelegenheit aus den Armen gerissen wird und jemand damit freudestrahlend verschwindet. Anstatt unsere Kinder in einem teuren Holiday Kids Club anzumelden, brauchten wir nur essen zu gehen: Nach kurzer Zeit tauchte unter

Garantie irgendeine nette Mitarbeiterin auf, um Kontakt mit Mr. Simon aufzunehmen. Er hätte ja *eyes beautiful smile, yes*, wie man uns versicherte. Meist ließ er sich auch gerne entführen. Manchmal brachten sie ihn uns erst nach einer Viertelstunde wieder, und dann sah er meist sehr zufrieden aus. Obwohl er, wie sich gleich mehrere irritierte Köchinnen bei uns beschwerten, ja nicht gerade viel essen würde. Er sei nicht *nice fat*. Am besten sollten wir Mr. Simon ihnen mal für einen längeren Zeitraum überlassen, danach wäre er dann sicher wieder richtig schön fett.

Es war nicht zu übersehen, dass wir in einer ziemlich fremden Kultur angekommen waren. Schon am ersten Morgen weckte mich ein hektisches Gerüttel an meiner Schulter. »Papa, da schreit jemand!«, flüsterte Nina mir aufgeregt zu und fuchtelte mit dem Zeigefinger im Halbdunkel herum. Ich lauschte, und mir wurde sofort klar, was los war. Etwa hundert Meter von unserer kleinen Pension entfernt stand ein Minarett. Hier nahm jemand seinen Job wirklich ernst, und zwar per Megafon. Wie man uns später versicherte, war Herr Islam der beste Sänger der ganzen Insel und erfüllte seine Aufgabe mit der

Leidenschaft Carusos.

»Das ist ein Muezzin. Muezzine singen und erinnern die Leute hier daran, morgens zu beten. Wie bei uns die Kirchturmglöcken.«

»Müssen wir beten?«

»Nein, wir sind ja keine Muslime. Ich zog an ihrem Arm. »Komm her, wir schlafen noch.« Für einen Moment hörte Nina der fremden Melodie zu. Die Harmonien waren immer um den entscheidenden arabischen Halbton verschoben.

»Er kann nicht singen«, sagte sie dann mit etwas Mitleid in der Stimme.

»Nein, er singt *anders*, weißt du? Hier mögen sie andere Lieder. Für sie klingt *Bruder Jakob* ganz schrecklich schief.«

»Aber *Bruder Jakob* ist doch schön!«

Ich beließ es erst einmal dabei, denn es war wirklich zu früh für schwierige Erklärungen. Sollten die muslimischen Brüder und Schwestern ihren Verpflichtungen nachkommen – ich zog Nina ohne weiteren Kommentar einfach zu mir unter die Decke, und wir schliefen bald wieder ein.

Zum Frühstück gab es Müsli mit Joghurt und Bananen. »Wie bei uns zu Hause«, kommentierte Nina zufrieden. Dann machte es in ihrem Mund ein

komisches Geräusch. »Da sind Steine drin«, beschwerte sie sich entrüstet. Kernlose Bananen sind was für verwöhnte Westeuropäer ... Die hiesige Sorte Banane enthält hingegen pro Exemplar bis zu zwölf erbsengroße, schwarze Samen.

»Das gibt's doch nicht«, sagte Nina, während sie einen der Kerne in ihrer Hand anstarrte.

»Weißt du, es gibt eigentlich nichts, was es nicht gibt«, antwortete ich etwas großspurig. Ich war froh über die Gelegenheit, das Thema interkultureller Differenzen an einem so harmlosen Beispiel ansprechen zu können. »Je

weiter man wegfährt, desto mehr Sachen gibt es, die man nicht kennt«, fügte ich also hinzu.

Sie sortierte Kerne auf dem Tisch.

»Wir sind hier weit weg, ne?«

»Ja, sehr weit«, sagte ich. »Ungefähr anderthalb Monate oder 9500 Kilometer!«

Nach ausgiebiger, beidhändiger Bananenentkernung dann: »Haben die hier fliegende Hunde?« Damit hätte ich rechnen müssen.

»Nein, natürlich nicht. Hunde können nicht fliegen.«

»Ach ja, stimmt«, kam es halbherzig. Ich war erleichtert, diese Art von

Diskussion nicht schon wieder führen zu müssen. Aber ich hatte mich zu früh gefreut.

»Woher weißt du das?« Nina war immer sehr hartnäckig.

Ich steckte mal wieder bis zum Hals im Schlamassel beziehungsweise in einem elementaren Problem der Erkenntnistheorie. Ich erinnerte mich an ein Uniseminar im vierten Semester Philosophie, in dem es um Karl Popper ging. Die angebliche Realität ist eigentlich immer nur der Ausschnitt, den man bisher kennengelernt hat. Bis die Seefahrer in Australien schwarze Schwäne entdeckt hatten, waren Schwäne per

Definition weiß. Schwarze Schwäne gab es einfach nicht, obwohl sie schließlich schon seit Zehntausenden von Jahren auf den Westaustralischen Inlets herumpaddelten.

Ich wollte mich nicht aufs Glatteis führen lassen: »Wenn wir zum ersten Mal so etwas wie einen fliegenden Hund sehen, dann gibt es ihn auch, ok?«

Nina schaute mich mit einem merkwürdigen Blick an, schien sich aber fürs Erste damit zufriedenzugeben. Vorläufig also.

Ein paar Tage später wollten wir uns ein Moped organisieren. Der Besitzer des Motobike-Verleihs, der gleichzeitig auch

Tankwart, Kfz-Mechaniker, Internet-Shop-Besitzer und natürlich Chipsverkäufer war, begrüßte uns freundlich. Nein, zwei Leihmopeds hätte er nicht, aber das größere in der Ecke dort hinten sei wie für uns geschaffen. Vera schaute mich zweifelnd an. Nach europäischen Maßstäben war das Ding definitiv nicht für vier Personen ausgelegt. Der Tankwart hatte den Blick mitbekommen.

»We are Thailand, you know? Here no problem in Thailand«, kam es prompt. »You know, is good for you people and five people and six people«, verkündete er und wischte den Staub vom Sitz der

50er. Wir diskutierten eine Weile hin und her, bis Vera sich schließlich lachend überstimmen ließ. Das war meistens so. Mr. Simon konnte noch nichts Qualifiziertes zur Diskussion beitragen, und Nina und ich waren mit unseren meist etwas unvernünftigen Vorschlägen in einer komfortablen Zwei-Drittel-Mehrheit. Deshalb hatten Nina und ich das mit den demokratischen Familienabstimmungen eingeführt. Das funktionierte prima. Moped zu viert, da würde der Weg das Ziel sein. Erfreut über so viel Basisdemokratie händigte der Verkäufer uns das Moped aus und wies uns darauf hin, dass die Bremse zurzeit

sogar funktionierte. Dann saugte er gekonnt das Benzin durch den Schlauch, bis es von alleine in unseren Tank lief. Nina schaute mich verblüfft an, sagte aber nichts.

Mit dem Motobike und einem Rucksack voller gelber Mangos, die der Tankwart ebenfalls verkaufte, machten wir uns auf zum Lo Paret Beach, zu dem wir an den Tagen zuvor auch schon einige Male zu Fuß gegangen waren. Zwischen einem alten, halb eingesackten Betonpier und einem kleinen Wäldchen tummelten sich einige Fischerkinder und warteten, dass ihre Väter von den Fischzügen zurückkehrten. Es war

rührend, wie sie am Strand mit den Krebsen spielten. Des Öfteren promenierten sie sogar mit größeren Exemplaren an der Leine am Strand entlang, ganz so wie die Seniorinnen in Bonn am Rheinufer mit ihren kleinen Hunden entlangspazieren: Same same ...

Nina war sofort Feuer und Flamme. Ein exotisches Haustier? So eine Chance würde sie sich niemals entgehen lassen. Überhaupt hatte sie einen ganz speziellen Draht zu Tieren. Vielleicht lag es daran, dass sie ständig solche Geduld mit uns und sich selbst haben musste – jedenfalls näherte sie sich Tieren mit einer derartigen Ruhe, dass selbst die

psychotischste Katze unter Garantie irgendwann schnurrend um ihre Beine strich. So eine Art Pferdeflüsterei. Wenn sie an den Brühler Baggerseen geduldig die Hand ins Wasser hielt und irgendwelche Bewegungen machte, kamen die Frösche zu ihr hingeschwommen. Einmal habe ich sogar mit eigenen Augen gesehen, wie sie in Südfrankreich über anderthalb Stunden lang bis zur Hüfte vollkommen unbeweglich in einem relativ kalten See stand und wartete, bis die wilden Barsche sich von ihr den Rücken streicheln ließen. Der Angler nebenan, der seit zwei Tagen nichts gefangen hatte, packte

daraufhin demonstrativ seine Sachen zusammen und zog grummelnd von dannen.

Das Projekt »Haustier-Akquise« wurde nun mit strategischer Sorgfalt geplant. Am Anfang stand der Bau eines Kokosnuss-Eigenheims mit Beachfront-Deck, Salzwasserpool und angrenzender Plantage mit zehnhundert Bademattenbäumen. Die Definition von »Lebensstandard« hatte sich durch die Reise offensichtlich schon verändert. Dazu kam dann allerdings auch noch ein Schuppen mit »Vorräten für den Winter«. Da war sie mit ihren Vorstellungen noch in unserer alten

Welt. Aber wir waren ja auch gerade erst seit knapp zwei Monaten in den Tropen, da sind europäische Jahreszeiten noch denkbar. Nachdem also das Überleben im bitterkalt-verschneiten thailändischen Winter sichergestellt war, sollten die Krebse endlich in ihr Domizil einziehen.

Aber die Krebse hier auf Yao Yai wollen nicht so, wie sich kleine deutsche Mädchen das vorstellen. Warum sollten sie auch. Sofern sie es nicht rechtzeitig unter einen Felsen oder ins offene Meer schafften, streckten sie ihre ziemlich beachtlichen, leuchtend purpurnen Scheren weit geöffnet jedem entgegen, der ihnen zu nahe kam. Außerdem

produzierten sie engagiert Blasen und blubberten damit mit seltsam knackenden Geräuschen vor sich hin: Entweder waren sie genervt, oder die Blasen waren als Warnung gemeint. Aber Letzteres war gar nicht nötig, denn ihre Scheren waren zum Teil dicker als meine Zeigefinger. Nina setzte voll auf ihre Geduld. Stunde um Stunde robbte sie in Zeitlupe über den Strand, in der einen Hand das geplante Halsband, schon mit Schlaufe, in der anderen unterschiedliche Nahrungsangebote. Zum Frühstück sollte es noch »köstliches Spezialtoastbrot« geben, aber als das nicht erfolgreich war, wurden Kokosnussstückchen mit frischen

Blättern gereicht. Dann waren Fischstückchen an der Reihe, weiß der Teufel, wo sie die herhatte, und schließlich war sie bei Banane angekommen. Extra kernlos gemacht. »Damit sie sich nicht verschlucken.« Ohne Erfolg. Sie redete mit Engelszungen auf die Krebse ein. »Du wirst schon noch merken, das schmeckt wirklich gut! Und ein Haus habe ich für dich.« Zu einem anderen Exemplar sagte sie: »Wenn du lieb bist, darfst du sogar mit nach Australien!«

Doch trotz dieser Aussichten kam unter den Krebsen keine rechte Begeisterung auf. Ein knapp über einen

Meter großes, ununterbrochen redendes Mädchen mit blonden Haaren und Brille war im Verhaltensprogramm der Krebse von Yao Yai nicht vorgesehen. Wie sonst hätte man erklären können, dass die Fischerkinder sich mit den Viechern so viel besser verstanden als Nina? Eine andere Art Krebs? Das richtige Nahrungsangebot? Voodoo? Erst nach einer weiteren Stunde vergeblicher Liebesmühe kam Nina zu uns.

»Das ist mir noch nie passiert«, sagte sie und schüttelte bedrückt den Kopf. »Ich habe alles erklärt.«

Ich versuchte, es ihr etwas leichter zu machen. Eigentlich wollte ich sagen, dass

Krebse keine Menschen mögen. Aber die Fischerkinder am anderen Ende der Bucht bewiesen ja das Gegenteil. »Vielleicht verstehen sie dich nicht.«

Sehr ausgiebiges Nachdenken mit krauser Nase. Dann, nach einer Weile: »Was heißt denn ›keine Angst‹ auf Thailänderisch?«

Einer der Fischer, die in der Nachbarbucht ihre Longtail-Boote landeten und dann den Rest des Tages die Fische präparierten und ihre Netze flickten, kam ab und zu auch an unserem Strand vorbei. Also hatte er gestern auch Nina passiert, ohne aber Notiz von ihr zu nehmen, denn natürlich hat ein Fischer

andere Dinge im Kopf als die Haustierträume von Touristenkindern. Trotzdem: Dieses Mal bleibt er stehen und schaut sich die Szene mit Nina eine Weile an. Dann geht er runter zu ihr, hockt sich neben sie und redet in seiner Sprache freundlich und gestenreich auf sie ein. Nina redet freundlich auf Deutsch zurück und erläuterte das ganze Dilemma. Ob er ihr das erklären könne. Und so unterhalten sie sich eine Weile, ohne auch nur das Geringste voneinander zu verstehen. Immerhin amüsieren sie sich, denn immer wieder höre ich das Gelächter der beiden.

Schließlich steht der Fischer auf und geht einige energische Schritte zwischen den Felsen umher. Dann greift er blitzschnell zu und angelte einen Krebs aus dem Wasser. Ein Versuch, ein Treffer. Unter zehn Sekunden. Das ist schließlich sein Metier: Er ist Fischer, seitdem er seinen ersten Schritt gemacht hat. Das zappelnde Krustentier hält er geschickt so, dass die hoch aufgestellten Scheren sein Handgelenk nicht erreichen können. Er schwenkt es freundlich vor Nina hin und her. Ein wahres Prachtexemplar, der Krebs ist wunderschön, seine Farben changieren zwischen dunklem Blau und hellem

Rosa, die schwarzen Kugelaugen sind auf ausfahrbaren Stielen angebracht und dazu noch in alle Himmelsrichtungen drehbar. Nina ist sichtlich erleichtert, dass ihr nun doch jemand die Überzeugungsarbeit abgenommen hat. Alles Weitere wird sich ergeben, wenn der Krebs erst einmal sieht, was für ein prächtiges Domizil sie für ihn vorgesehen hat.

»Er ist soo nett«, sagt sie zu mir und zeigt auf den Fischer, als ich zu den beiden hingehe. Dann hält sie ihm das Halsband hin.

Der Fischer nickt freundlich. Dann reißt er die erste Schere aus dem Krebs. Der Krebs macht dabei ein sehr hässliches

Geräusch. Die Schere landet genau vor Ninas Füßen. Sie hat gerade noch Zeit, wieder hochzugucken, da packt er auch die zweite Schere. Diese hier reißt nicht direkt am Panzer ab, sondern an einem der Glieder des Beins; da zieht sich erst noch etwas Weißes raus, reißt ab und hängt schlaff vom Krebs herunter. Der Fischer wickelt geschickt die Schlaufe um den Torso und hält Nina freudestrahlend den zuckenden Krebs hin. Mit beiden Händen natürlich. Das ist hier in Thailand eine Frage der Höflichkeit. Strahlend sagt er etwas, was vermutlich die thailändische Version von *et voilà* ist.

Nina ist starr vor Schreck, ihre Augen sind weit aufgerissen, sie schnappt nach Luft. Sie starrt den Mann entgeistert an; die Hände, die sie gerade noch erwartungsvoll ausgestreckt hat, zucken zurück. »Was hast du denn gemacht?! Du hast ...«, sie dreht sich zu mir um und wechselt mitten im Satz den Ansprechpartner: »Der hat dem Krebs die Arme ausgerissen.« Wir drei starren auf die Scheren, die zwischen ihren Füßen auf dem Boden tanzen. Aus der einen, die direkt am Panzer abgerissen war, rinnt jetzt eine dickflüssige, dunkelblaue Flüssigkeit. Der Krebs selbst machte lauter Blasen, die nun auch aus

den Stümpfen herausblubbern. Einfach grauenvoll, selbst für mich, und ich habe schon einige von diesen Antifleischkonsum-Videos hinter mir. Tiefes Schluchzen von schräg unten rechts. »Die gehen nie wieder dran.« Da hat sie allerdings recht. Offensichtlich waren die Krebse, die die Kinder hier scheinbar fürsorglich am Halsband ausführten, in Wirklichkeit echte Zombies. Einweg-Haustiere sozusagen. *Same same but rather different!*

Der Fischer hat die Hände mit dem Horrorkrebs etwas sinken lassen. Er starrt Nina eine kurze Zeit lang mit zusammengekniffenen Augen an.

Vielleicht überlegt er, dass diese westlichen Kinder nicht gelernt haben, sich zu bedanken, und zudem überflüssig sentimental sind. Was soll man mit so einem Kind morgens um halb vier bei hohem Wellengang anfangen, wenn es Sturm gibt oder das Schleppnetz sich wieder in den Korallen verhakt hat? Was würde ein derart übersensibles Kind nutzen, wenn sich ein Fisch in einer Hand verbissen hatte oder eine Treibleine wieder einmal zentimetertief in den Unterarm schnitt?

Er macht einen Schritt auf das Meer zu und stupst eine der immer noch rumzuckenden Krebsscheren mit dem

Fuß ins Wasser. Dann schaut er Nina fragend an. Das war anscheinend eine Art Versöhnungsangebot. Noch ein Stupser. Die zweite Schere wird jetzt von den kleinen Wellen über den Sand gerollert, hin und her. Aber natürlich tröstet Nina die lokaltypische Entsorgung von Fischabfällen nicht. Sie ist völlig aus dem Häuschen, abwechselnd schluchzt sie und schnauzt den Fischer mit allen sechs Schimpfwörtern an, die sie draufhat. Ich bin froh, dass er nicht versteht, was sie da sagt, und nehme mir vor, ihr den eher privaten Charakter einiger Ausdrücke noch einmal zu erläutern. Aber Wut ist ohnehin etwas kulturübergreifend

Verständliches, und der Fischer bekommt sehr genau mit, dass – aus seiner Sicht – mit Nina etwas nicht stimmt, weil – aus Ninas Sicht – etwas mit ihm nicht stimmt.

Er dreht sich um und macht sich achselzuckend auf den Weg zu seiner Familie. Der Krebs zappelt in seiner Hand. Wenigstens nimmt er das Viech mit, denke ich.

Laut Taft (1977) bestehen die Symptome der kritischen Phase II eines Kulturschocks unter anderem in »Überraschung und Empörung, wenn man sich des vollen Ausmaßes der kulturellen Unterschiede bewusst wird«.

Nach dieser Definition steckten wir nach zwei Monaten unserer Reise mitten in der ersten wirklich schwerwiegenden Krise. Der Familienrat tagte, wobei Mr. Simons Beitrag darin bestand zu schnarchen. Unser Thema: *Der gemeinste Mann der Welt*.

Ich: »Er meinte es überhaupt nicht böse.«

»Doch. Er hat sogar gelacht!« Nina hat die Hände zu Fäusten geballt. Dazu schüttelt sie den Kopf. Das bedeutet immer maximalen Protest. Wie sich herausstellte, war das Schlimmste an der ganzen Sache, dass der »böse Mann« bei

seiner grausamen Untat auch noch so getan hatte, als wäre er lieb.

»Weil er dir helfen wollte! Er wollte dir den Krebs schenken.«

»Du hast aber gesagt, man darf Tieren niemals wehtun«, kommt es trotzig. Ich musste kurz daran denken, dass in der Familie außer Vera alle sehr gerne Fleisch aßen. Nina hatte Garnelen mit Knoblauchsoße zum Fressen gern. Besser jetzt keine Vegetarismus-Debatte anfangen.

»Das ist bei uns zu Hause, in Deutschland. Weißt du, hier bei den Fischern haben sie ganz andere Regeln.

Sie dürfen dafür vielleicht andere Sachen nicht, die bei uns ganz normal sind.«

Toleranz gegenüber anderen Kulturen scheint keine leichte Lektion, weder für Eltern noch für die Kinder. Hatte ich nicht hundertmal erklärt, dass es ganz klare Regeln gibt, weil sie Sinn ergeben (Straßenklamotten gegen Badesachen tauschen, *bevor* man ins Wasser geht)? Dass man sich an diese Regeln am besten *immer* halten soll (nein, auch heute Abend putzen wir uns die Zähne). Und dass sie für *jeden* gelten (nein, Simon darf wirklich nicht länger aufbleiben als du). Soweit die Theorie. Wie soll man dann verstehen, wenn sich einer nicht an die

Regeln hält und dabei auch noch freundlich lächelt.

»Das ist alles schrecklich«, schimpft Nina weiter. Sie ist jetzt einfach nicht zu trösten, der Schreck sitzt noch zu tief. Sicher braucht sie einfach Zeit für Phase III des Kulturschocks, die *Erholungsphase*. Und tatsächlich, nach einigen, merklich stilleren Tagen – wir konnten regelrecht dabei zuschauen, wie es in ihr arbeitete – besserte sich die Stimmung allmählich wieder. Sie mied allerdings konsequent die Fischer, und auch um die Krebse machte sie einen großen Bogen. Stattdessen hielt sie sich nun an die Einsiedlerkrebse in ihren

Muschelhäusern. Die waren deutlich pflegeleichter. Wir waren erleichtert. Nach unserer Krisensitzung hatten Vera und ich fast darauf gewartet, dass er irgendwann fiel, der berühmte Satz: »Ich will nach Hause.« Oder auch: »Wie lange sind wir noch unterwegs?« Wir hatten uns nämlich vorgenommen, solche Warnsignale auf jeden Fall ernst zu nehmen und unsere Pläne gegebenenfalls zu überdenken. Aber dieser Satz blieb aus. So leid mir die Sache mit dem Krebs tat, so froh war ich über die Chance, die sie bedeutete. Das war schließlich ein Ziel unserer Reise, an Orte zu gelangen, die hinter dem eigenen Horizont liegen. Ich

schrieb in mein Tagebuch: *Reisedistanz
wirklich in Kilometern messen? Neue
Maße: Abenteuer, Überraschungen,
Kulturschocks?*
*Wiedereingliederungsschwierigkeiten
hinterher?*

Natürlich war ich mir nicht sicher, wie kleine Kinder mit derartigen Erfahrungen umgehen. Aber Nina wäre nicht sie selbst, wenn sie das Ereignis nicht auf ihre ganz persönliche Art verarbeitet und für sich genutzt hätte. Die letzte Phase des Kulturschocks, die sogenannte *Anpassung*, besteht laut einschlägiger Literatur nämlich darin, dass »die betroffene Person teilweise sogar

die Verhaltensmerkmale der fremden Kultur übernimmt«. An einem Abend dieser Tage, an denen wir erschöpft im Dämmerlicht von unseren längeren Bootstouren durch die Inselwelt der Phang-Nga-Bay zurückkehrten, verzog sie sich direkt nach unserer Ankunft wieder einmal in den Flur unserer Pension, obwohl ich sie schon beim Anlanden zweimal darum gebeten hatte, sich möglichst bald fürs Schlafengehen vorzubereiten. Das war nicht ungewöhnlich, aber diesmal nahm die Situation einen Verlauf, den ich nicht erwartet hatte.

»Jetzt aber ab ins Bett!« Keine Reaktion – sie spielt einfach weiter.

»Ich habe doch gesagt, du sollst dich bitte schon mal fertig machen.« An dieser Stelle gibt es normalerweise drei alternative Fortsetzungen, die allen Eltern in allen Paralleluniversen bestens bekannt sind: die Möchtest-du-wirklich-so-grausam-sein?-Variante, die Variante »Verhandlungsmarathon« und die Variante »beleidigte Zeitlupe«.

Aber: heute nichts dergleichen. Demonstrative Ruhe. Ich führe also meinen Routine-Monolog weiter: »Um acht ist Bettzeit!«

Da schaut Nina endlich auf, und ich blicke in ein gespielt verwundertes Gesicht: »Du meinst, so wie in Deutschland?«

Ich fand, sie hatte sich eine Extra-Stunde »thailändische Zeit« redlich verdient. Und als wir am nächsten Morgen mit dem Boot zur Insel Khai Nok unterwegs waren, sollte auch ich an der Reihe sein, über meinen Horizont zu springen. Anscheinend waren wir einem ganzen Schwarm Fliegender Fische in die Quere gekommen, und aus irgendeinem kühnen Grund entschieden sie sich für die Luftlinie direkt über das Boot. Als uns die ersten Fische um die Ohren

klatschten, gingen wir in Deckung, denn ein Exemplar von *Cypselurus oligolepis* im Gesicht fühlt sich nicht gut an. Nur Nina saß aufrecht und wedelte wild mit den Armen durch die Luft.

»Ich wusste es!«, rief sie. »Ich wusste es. Sie fliegen!«

Unsere Blicke trafen sich. Es würde nicht einfach werden, mit ihr durch die Paralleluniversen zu reisen. Aber großartig.

129 000. MINUTE
PRINCE PALACE
BANGKOK DOWNTOWN (13° 45' N, 100° 30' 0)
THAILAND

STEINSALAT

Die beiden wolkenhohen Türme des Hotels Prince Palace in Downtown Bangkok sind vollgestopft mit Luxus; es grenzt an ein Wunder, dass sie nicht in sich zusammenkrachen. Überall schweres dunkles Tropenholz in monumentalen Vertäfelungen, meterweise Messing, Spiegel, Tausende von Quadratmetern fingerdicker Marmorplatten an den Wänden, Fächer, Pfauenfedern und importierte Kirschblütenzweige in Porzellanvasen, und in jeder Ecke steht irgendeine asiatische Skulptur, davon viele aus rotem Jaspis, vergoldetem Holz oder sogar Jade. Das Prunkstück der skurrilen Luxussammlung des Prince

Palace ist in Gebäude 2 im 12. Stock in einer Halle aufgebahrt wie Napoleons Sarg im Invalidendom: Auf einem eigens dafür gefertigten Podest liegt unter dem goldenen Licht spezieller Deckenstrahler ein tonnenschweres Etwas aus grüner Jade, etwa 1 Meter 50 lang und sicher einen halben Meter im Durchmesser. Wenn man sich traut, näher ranzugehen, wobei extra auch ein Schild dranhängt, dass man das nicht machen soll, erkennt man, dass es sich bei dem monumentalen Gebilde um einen gigantischen Kohlkopf aus Edelstein handelt. In China hört sich das Wort für Chinakohl wohl genauso an wie das Wort für Geld, und wegen dieses

harmlosen Sprachunfalls ist der Kohl ein Symbol für Wohlstand. Es gibt sogar Buddhastatuen, in denen Buddha einen Kohl in der Hand hält, was ich nie ganz verstanden habe, denn Buddha hatte es doch nicht so mit dem irdischen Reichtum. Aber hier, im Prince Palace, ist die Message klar. Selbst der Name des Prince Palace ist ernst gemeint: Das Hotel steht direkt auf dem ehemaligen Palast des Prinzen Kromaluang Nakhon Chaisri Suradej, Sohn des großen Rama V., dem einst so mächtigen König von Siam.

Bei unserer Ankunft im Prince Palace hielten wir triumphal Einzug. Als wir aus dem Taxi kletterten, das uns bis vor die Empfangshalle des Palastes gefahren hatte, starrten uns die Portiers in ihren Uniformen einen Moment lang ungläubig an. Der Größte der drei warf dem Taxifahrer einen irritierten Blick zu, den dieser mit einem entschuldigenden Achselzucken quittierte. Schließlich hatte er uns während der Fahrt zweimal gefragt, ob wir uns mit der Adresse ganz sicher seien. Ein drittes Mal hätte vermutlich das Trinkgeld gefährdet. Der zweite Portier fand doch noch seine

Sprache wieder, trug eine möglichst professionelle Begrüßung vor und versuchte schon einmal, den Rucksack, den Nina zeternd verteidigte, auf einen messingbeschlagenen Gepäckwagen zu hieven. Der dritte rannte, immer zwei Stufen nehmend, die Treppe zur Rezeption hinauf. Wahrscheinlich wollte er dringend mit einem Vorgesetzten sprechen.

Keiner von uns hatte seit mindestens drei Monaten einen Friseur gesehen, viel Kämmen erschien nicht zwingend, und insbesondere Mr. Simons und Ninas

Haare waren vom täglichen Gemisch aus Sand, Sonne, Sonnencreme und Salzwasser zottelig und standen in alle Himmelsrichtungen ab. Ninas Brille war mittlerweile vierfach mit Pflaster geklebt und hielt sich nur noch mit größter Mühe auf der Nase. Die Ersatzbrille übernahm bereits seit einiger Zeit völlig ungeahnte Aufgaben auf dem Grund des Andamanenmeers. Da Nina von der Anreise müde war, torkelte sie stärker als sonst. Simon war wegen seiner hartnäckigen Neurodermitis rund um den Mund dick mit einer weiß deckenden Salbe bestrichen und sah aus wie ein Mini-Clown, der vergessen hatte,

sich zu Ende zu schminken. Ich selbst hatte einen recht archaischen Bartwuchs, da mein Rasierer für stolze 99 Euro schon auf Phra Thong explodiert war, als ich es wagte, ihn mit einer eigentlich sehr harmlos wirkenden Steckdose zu verbinden. Zudem hatte ich zwar extra das T-Shirt mit den kleinsten Löchern angezogen, aber das konnte man rein objektiv nicht erkennen. Den Widerstand gegen den Sand schließlich hatten wir schon vor Wochen aufgegeben. Als wir endlich akzeptiert hatten, dass er ein Teil von uns werden würde, war er endgültig in die letzten Winkel unserer Existenz vorgedrungen

und rieselte bei jeder Bewegung irgendwo heraus. Wo immer wir auch waren, wir hinterließen eine Spur aus Sand. Und wir hatten auffällig gute Laune. Nicht diese elegant-gediegen-kultivierte gute Laune, die in einen Palast gehört, sondern eher eine ziemlich abwegig ausgelassene gute Laune.

Wer uns bei unserer Ankunft im Prince Palace sah, hätte meinen können, eine Truppe von Gauklern und Narren würde am Königshof Einzug halten, um die Herrscher mit ihren Spielen und Späßen an die Vergänglichkeit und Bedeutungslosigkeit des irdischen Daseins zu erinnern.

Ich stellte mir vor, die Curitiba-Erfolgsmensch-Version von mir würde gerade businessmäßig in der Lounge sitzen. »Curitiba-Erfolgsmensch« nannte ich mein altes Ego seit einiger Zeit, insbesondere seitdem ich deutlich mehr Ähnlichkeit mit einem Cro-Magnon-Menschen hatte. Der Curitiba-Erfolgsmensch würde also mitten im informellen Gespräch, das ihn karrieremäßig total weiterbrachte, anfangen zu stottern und das Gauklergrüppchen anstarren. Dann würde ich vielleicht zu ihm hingehen und ihm einen meiner Jonglierbälle anbieten: »Willst du es mal probieren? Deine

Chance!«

Mr. Simon würde den Erfolgsmenschen dabei durch seine Clownmaske hindurch mit großen Augen anschauen. Und der würde einen Schritt zurückweichen, um das mit der professionellen Distanz wieder hinzubekommen und kopfschüttelnd zu murmeln: »Wie konnte es nur soweit kommen?«

Ja, wie? »Es« hatte sicherlich mit Ninas Idee der einen Million Minuten angefangen. In meinem Kopf hatte dies eine entscheidende Währungsreform in

Gang gesetzt, die nicht mehr rückgängig zu machen war. Ich hatte angefangen, in Zeit zu rechnen. Nicht mehr in Geld oder beruflichem Erfolg. Wie viel Minuten bekomme ich wohl für 250 Euro? Wie viel Euro kosten eine Million Minuten?

Normalerweise funktioniert die Wertschöpfungskette ja anders herum: Leben wird zu Zeit, wird zu Erwerbstätigkeit, wird zu Geld, wird zur Sache, wird zu positiven Gefühlen.

Komisch ist, was passiert, wenn man die Wertschöpfungskette mal auslassen will. Und einfach *direkt* das Leben haben möchte. Also das eigene. Das geht gar

nicht so gut. Sobald man das Leben nicht erst in Leistung umwandelt, hat man handfeste Probleme: Konsumklemme. Verdienstaufschlag. Rentenkürzungen. Das sind ja keine Bagatellen. Für mich hatte es sich zeitweise tatsächlich so angefühlt, als müsste ich meine eine Million Minuten Leben regelrecht vor- oder refinanzieren. *Guten Tag, ich hätte gerne eine Million von meinen Minuten. – Oh, da müssen Sie sich allerdings erst freikaufen ...*

Die Refinanzierung unseres Lebens begann dann eines schönen Nachmittags im Wohnzimmer. Vera suchte irgendetwas im Internet, und ich sortierte

Rechnungen. Irgendwann stieß sie mich an und grinste.

»Guck mal. Vielleicht könnten wir uns einfach kein Auto kaufen.« Sie hatte eine Website mit sehr schönen Autos aufgerufen. Die Dinger sahen wirklich toll aus.

»Hm?!« Ich blickte sie verdutzt an.

»Ich hab mir das mal angeschaut«, fuhr sie fort. »Ich zum Beispiel würde gerne keinen Passat kaufen. Hier dieser silber-metallische Passat-Variant-Comfortline. Allein der garantierte Wertverlust im ersten Jahr ist fantastisch! Das macht zwei Monate Weltreise inklusive Flug für die gesamte Familie.«

Sie zwinkerte mir zu. »Und wenn wir den Passat-Variant-Comfortline noch heute Abend komplett gar nicht kaufen würden, haben wir mindestens 14 Monate Zeit zu viert, auf irgendwelchen tropischen Inseln zum Beispiel.«

Vera guckte mich erwartungsvoll an, aber es fiel mir noch schwer, ihre Begeisterung zu erwidern.

»Ehrlich gesagt ...«, fing ich an.

»Kaufe keinen, spare einen?!«, versuchte sie es weiter und zog dabei die Augenbrauen hoch.

Mir dämmerte langsam, worauf sie hinauswollte.

»Wenn wir noch das elektronische Müdigkeitserkennungssystem, das Multifunktionslenkrad, das ... nee, das nicht, aber hier, das Active Info Display nicht nehmen«, kicherte sie weiter, »sind wir sogar bei 16 Monaten.«

»Beheizbare Außenspiegel könnten auch noch fehlen«, schlug ich endlich vor.

»Ja, die nehmen wir auch nicht, sehr gut«, freute sich Vera.

»Und ich könnte dazu auch noch keinen Carport bauen!«, sagte ich. Jetzt war die Begeisterung auch bei mir angekommen.

»Richtig gute Idee! Kein Auto ohne Carport, das macht fast schon zwei Jahre Zeit. Das sind knapp eine Million Minuten mit Supersonderausstattung und allem Luxusgedöns, also sogar Zeit für so etwas wie Kinder, Lesen, gemeinsame Hobbys, Multifunktionszeit am Strand, Müdigkeitsbekämpfungssystem Ausschlaf und Active Info Dingsbums einmal um die ganze Welt.«

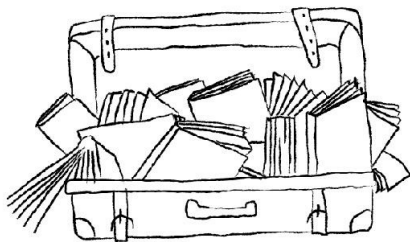
»Nicht schlecht«, sagte ich anerkennend.

Und damit waren wir mit unserer Refinanzierung schon einen großen Schritt weiter.

Die Zeit für das Geld für ein Auto hat schließlich jeder.

Die Sache mit den 69 Kilogramm war ebenfalls eine große mentale Hilfe, vor allem in Kombination mit der Währungsreform. 69 Kilogramm, das war die nicht verhandelbare Vorgabe der Fluggesellschaft für unser maximales Fluggepäck. Unser Hab und Gut auf der Reise sollte etwa ein Drittel unseres Eigengewichts als Familie ausmachen. Übergepäck kostete 45 Euro per angefangenes Kilo. Das ist auch eine echte Neubewertung aller Dinge: Der

Besitz von einem Föhn plus einem Radio plus den Extra-Schuhen für schickere Gelegenheiten plus einem Laptop kostet 250 Euro. Pro Flug.



Und so hatte ich noch vor etwa sieben Monaten in unserer Wohnung gesessen, inmitten der ganzen Möbel, Bücher, Accessoires, Andenken,

Haushaltsgegenstände und all der Sachen, zu denen mir gar keine Kategorie mehr einfiel. Schon merkwürdig: Auf einer langen Reise, sagen wir einmal eine von einer Million Minuten, würde niemand jemals auf die Idee kommen, immer mehr Gepäck anzuhäufen. Man musste die Dinge hinter sich lassen, sonst würde man immer schwerfälliger werden. Aber im Leben, also auf der ganz großen 35-Millionen-Minuten-Reise, scheint es insgesamt genau andersrum zu laufen: Bonn war vollgestopft gewesen mit Lebensgepäck. Das dritte Teeservice (von der verstorbenen Oma). Der Messerblock aus Teakholz von Freunden zu

Weihnachten. Eine bizarre Kollektion unterschiedlichster Teelichthalter auf den Fensterbänken. Uralte Andenken, die mit den Geschichten an ihrem Herkunftsort nur noch ganz lose verbunden waren. Klamotten, die nie angezogen wurden, ungelesene Bücher und Papier, das sich neben den Regalen stapelte, weil ich nicht wusste, wohin damit. Irgendwann fängt man an, Schränke anzubauen, weil man zu viele Sachen hat. Dann braucht man selbstverständlich eine größere Wohnung für die Schränke. Ich hatte auch doppelte CDs, kaputte Sachen, die längst Ersatz gefunden hatten, und Sachen, die vielleicht mal »wertvoll«

werden würden. Einmal hatte ich nachgezählt: Wir hatten sage und schreibe 25 Streichmesser in der Besteckschublade. Bei weniger als der Hälfte hätte ich sagen können, woher sie eigentlich stammten. Wie wäre es, die bevorstehende Reise zu nutzen, um mich auch von diesem Ballast zu verabschieden? Aber war es nicht auch ein Risiko?

Die ersten drei Entscheidungen sind einfach: Erstens: Doppelte Sachen raus. Zweitens: Persönlichste Sachen – das Fotoalbum von damals – dürfen bleiben. Drittens: Funktionale Sachen bleiben auch. Ergibt ja keinen Sinn, den

Kartoffelschäler wegzuschmeißen. Aber dann?

Dennis-Niebel-Kaufe-Nachlässe-aller-Art war ein echter Profi. Er fuhr in einem kükengelben Kastenwagen vor, war aber selbst ganz in elegantes Schwarz gekleidet. »Mein Beileid«, eröffnete er unsere Begegnung und schüttelte mir mit sorgfältig bekümmerter Miene die Hand.

»Alle leben. Ich will mich nur von ein paar Sachen trennen«, gab ich grinsend zurück.

»Ah, Downshifting. Gute Entscheidung«, stimmte er mir zu und tupfte mir sanft auf der Schulter herum. Ich wusste zwar nicht, was er meinte,

aber wahrscheinlich *shiften* solche Downshifter sein Business ziemlich *up*. Ich führte ihn durch die Wohnung und zeigte ihm, wovon ich mich wahrscheinlich am ehesten trennen könnte. Die Anzüge.

»Maßgeschneidert, und dazu noch ohne herausnehmbare Achselpads?«, fragte er mich mit bekümmelter Miene. Die seien »natürlich« nichts wert. Eine alte Zeiss-Ikon-Kamera mit ausziehbarem Balg brachte 80 Euro und einen freien Platz in meinem Schrank. Ohne sie jemals benutzt zu haben, hatte ich sie durch mein Leben geschleppt, seitdem sie

mir ein inzwischen verstorbener Nachbar geschenkt hatte, als ich vierzehn war.

Dann meine Uhren. Uhren in Geld zu tauschen, um damit Minuten unserer Reise zu kaufen, war nicht schlecht, alleine schon wegen der Metaebene. Donnerwetter! Ein misstrauischer Blick lag in Herrn Niebels Augen. Ob das Replica-Ware aus Downtown Bangkok sei?

Nein, es sei Duty-free-Ware aus London. Mit Kaufbeleg.

Das Verkaufen ging schnell, die Preise waren niedrig. Ich merkte: Es tat weh. Meine Piaget würde uns einige Tausend Minuten durch die Welt tragen, was

prima ist. Aber es war auch ein Totalverlust. Gefühlt blieb für mich nichts von ihr übrig.

Bücher? Ich zeigte Herrn Niebel meine Mini-Bibliothek, etwa 1500 Bände, auf die ich einmal sehr stolz gewesen bin. Er ging näher an die Regale ran und schnüffelte.

»Ah, Bücher ohne Raucherlunge schon mal. Sehr gut«, war sein erster Kommentar.

»Also ...«, sein Blick streifte über die Buchrücken, »... Fachbücher nehmen wir eher selten. Wissenschaft interessiert keinen, wissen Sie? Ah, hier, Belletristik geht. Die kaufen wir per Gewicht, fünf

Euro das angefangene Kilo. Da kommt bei den Regalen hier schon ordentlich was zusammen.«

So hatte ich mir die Umkehr der Wertschöpfungskette in etwa vorgestellt: Gedrucktes Papier wird zu Gewicht, wird zu Geld, wird zu Zeit, wird zu Weltreise.

Der Mann ist jeden Cent wert, den er hier Gewinn macht. Wir beschließen eine Räumung im großen Stil. »Wenn schon, denn schon«, nickt Herr Niebel begeistert und geht flugs die Tragekisten holen.

Ich stehe auf einem Stuhl, um ihm die Sachen anzureichen. Garcia Márquez, *Die Liebe in den Zeiten der Cholera*. Über

ein halbes Jahrhundert hat Florentino gewartet und ein Ersatzleben geführt. Kundera: Unerträglich, wie Franz mit seinen Koffern in der Tür des leeren Appartements steht. Solche Autoren sind Gold wert, denn sie haben viel geschrieben, und für vollständige Werkausgaben, die ich Herrn Niebel in kleinen Stapeln zwischen beiden Händen herunterreiche, gibt es einen deutlichen Bonus.

Der Kleine Prinz. Ich zögere. Eines meiner Lieblingsbücher. Ich muss an die ganzen Geschichten denken. Die einzigartige Rose, der Elefant in der Schlange, der kleine Fuchs ... Ich stutze.

»Äh, Moment! Kann ich es noch mal haben?«, frage ich.

Mit großzügigem Blick angelt Herr Niebel das Buch aus der Kiste. »Das fällt manchmal schwer, ich weiß«, sagt er jovial.

Ich drehe es in der Hand. Der kleine Prinz auf dem Cover lächelt. *Das Wesentliche ist für die Augen unsichtbar.* Ich gebe das Buch nun wieder an Herrn Niebel zurück. Aber dieses Mal passe ich ganz genau auf, in dem Moment, in dem ich es loslasse.

Nichts! Es passiert nichts. Die Geschichten sind immer noch da. Der König, der den Sonnenuntergang

befiehlt, die Vulkane, die man ständig fegen muss, die Begegnung mit dem Geografen und dem Eitlen, die Schlange in der Wüste. Alles in meinem Kopf und meinem Herzen.

Schnell ein weiteres Buch. *Das böse Mädchen* von Vargas Llosa. Diese Geschichte hatte mich schwer getroffen. Ich lasse das Buch los. Wieder: noch alles da. Die unbekümmerte Grausamkeit der Otilita schnürt mir den Hals zu. Die anderen Bücher von Vargas Llosa. Herr Niebel nickt mir aufmunternd zu.

Was hatte ich zu verlieren? Was verliert man, wenn man ein Buch weggibt, dessen Geschichten einen das ganze

Leben lang begleitet haben? Ist es vielleicht so paradox: Je größer die *Bedeutung*, desto eher kann man auf das Ding an sich verzichten? Hatte – im Gegensatz dazu – der Verlust der Piaget deshalb so geschmerzt, weil nichts von ihr blieb? Ich dachte, das wäre doch insgesamt eine Erkenntnis, mit der man sehr unbeschwert durchs Leben reisen kann. Ich schrieb in mein Tagebuch: *Dinge, deren Verlust wehtut, haben keine tiefere Bedeutung. Was eine tiefe Bedeutung hat, geht nicht verloren. (Vielleicht).* Herr Niebel hörte kaum auf, mir die Hand zu schütteln und mir die Schulter zu tätscheln.

Die bedeutendste Metamorphose aber fand statt, seitdem wir so viel direkt lebten. Das hatte mit den ganz schönen Sachen auf Phra Thong schon begonnen, den regelmäßigen Besuchen im Paradies der Kindheit. Wenn Top-Manager derart ausgelassen sein dürfen, durften wir das schon lange. Aber es brauchte auch Zeit. Irgendwann, auf Yao Yai, war ich das erste Mal in T-Shirt und Shorts unter die Außendusche gegangen und hatte die kühlen, nassen Klamotten einfach auf der Haut und beim Mopedfahren trocknen lassen. Was für ein Genuss! Erst nach sieben Wochen am Strand brachte auch

ich es endlich fertig, wie Nina meinen Kopf in den Sand zu legen und mich dabei zu entspannen. Ja, man hat dann ganz viel Sand in den Haaren. Ja, stimmt, auch beim Duschen geht nicht alles weg. Aber: Dafür darf man in den Sand sinken. Immer tiefer, wie etwas, das von sanften Wellen an den Strand gespült worden ist und dort allmählich versinkt.

Flipflops verändern den Gang und die Geschwindigkeit. Wenn man sich da nicht drauf einlässt, bekommt man böartige Scheuerwunden. *Keine Hastik* kommt da ganz von selbst.

Was ich für die Metamorphose noch dringend brauche, ist auch: kein Spiegel.

Mit keinem Spiegel scheint eine zentrale Verbindung zum Ego unterbrochen zu sein: Es kriegt keine Informationen mehr, und man vergisst einfach, dass man aussieht. Genial. Ich fand, Vera hatte noch nie so schön ausgesehen. Die Haare im Wind. Ungeschminkt. Die leuchtenden, fröhlichen Augen im braun gebrannten Gesicht. Ohne Unnötiges an. Kein Schmuck. Barfuß. Und die Kinder? Sahen nun endlich so wild aus, wie sie wirklich waren!

Interessanterweise benötigen Kinder zunächst ja viel weniger Dinge als Erwachsene. Am Anfang ist im Prinzip nur eines wichtig: *Mama*. Aber bald

werden im Normalfall immer mehr Dinge wichtig, während gleichzeitig die Gebrauchshalbwertszeit immer kürzer wird. In Bonn war es stets ein Highlight gewesen, mit Nina durch das große Spielzeuggeschäft zu ziehen und mich von ihr ausführlich beraten zu lassen.

Während unserer Reise lief es völlig anders. Die wenigen Spielzeuge, die wir mitgebracht hatten, ruhten schon seit Langem in einer Extratüte hinten unten rechts im Koffer. Sie wurden quasi aus Solidarität weiter mitgeschleppt: Man könne sie ja nicht einfach »alleine« lassen. Ansonsten kam Spielzeug so sehr aus dem Spielzeugladen wie Strom aus der

Steckdose. Die einzigen hinzu- und immer wieder nachgekauften Dinge waren die Ersatz-Plastikschuppen und ein Ball. Ohne Ball geht es nun wirklich nicht. Plus Sekundenkleber, um die wenigen Sachen zusammenzuhalten, die man wirklich braucht. Sekundenkleber ist wirklich in größeren Mengen erforderlich, wenn 69 Kilo eine Million Minuten lang reisen sollen.

Darüber hinaus hatten wir uns in den letzten Monaten daran gewöhnt, uns von den Dingen finden zu lassen. Es sind wirklich viel mehr Dinge unterwegs, als man denkt. Beliebige Gegenstände, die uns begegneten, wurden entweder in ein

Spielzeug, eine Klettergelegenheit oder in Möbelstücke umfunktioniert. Es war, als würde unsere Welt zunehmend aus Treibgut bestehen. Dunkle Umrisse von Gegenständen, die eines Morgens am Strand lagen, ohne dass man aus der Distanz erkennen konnte, um was es sich handelte. Vielleicht waren diese Dinge einmal Teil eines Bootes, einer Kiste oder eines Gebäudes gewesen. Aber als Fragment waren sie plötzlich entbehrlich; hatten ihren Platz und ihre Bedeutung verloren. Sie wurden fortgeschwemmt, trieben ziellos umher und strandeten mitten in unserer Reise. Hier erhielten sie durch die Hände oder Fantasie der

Kinder eine neue Bedeutung, wurden Teil einer neuen Geschichte. Dann – nachdem sie uns für eine Weile begleitet hatten – fielen die Dinge zurück, gingen wieder verloren. Vielleicht blieben einige auch noch für eine Weile Floß, Schiff, Haus, Brücke oder Spielzeug. Aber irgendwann würden ihnen das Wetter und die Zeit und der Zufall diese Bedeutung wieder aberkennen. Sie wurden auf unbestimmte Zeit wieder Teil des großen Stroms der namenlosen Dinge. In meinem Tagebuch ergänzte ich unter der Rubrik *Berufsperspektiven: Treibgutsammler*.

Das Prince Palace nun war wirklich das genaue Gegenteil von Treibgut – dort war alles in Stein gemeißelt. Unser Kurzaufenthalt hatte aber tatsächlich den schlichten Grund, uns notdürftig »aufzumöbeln«. Unser Flug nach Australien war am übernächsten Abend, und die dortigen Einreisebehörden führen sich bekanntermaßen so hysterisch auf, als müssten sie die Himmelspforte gegen das Heer der heranreitenden Vandalen verteidigen. Da wollten wir nicht auch noch so aussehen. Schon die Beantragung der Visa für unseren Aufenthalt war ein

mehrwöchiger Ganztagsknochenjob
gewesen. Wir mussten Kontoauszüge
einreichen, komische Kommentare
überhören, Gesundheitszeugnisse
vorlegen und auf einer der 100 und x
Seiten Anträge »persönlich« begründen,
warum wir uns denn ausgerechnet
Australien als Ziel ausgesucht hatten, und
das sogar jeder einzeln. Die Behörden
konnten froh sein, dass sie uns nicht auch
noch getrennt verhört hatten. Sie wären
bestimmt überrascht gewesen, was Nina
ihnen so erzählt hätte. Jedenfalls wollten
wir uns nach all der Mühe nicht doch
noch die Einreise vermässeln. Vera und
ich hatten uns vorgenommen, für die

entscheidenden Minuten am Flughafen von Cairns zumindest rein äußerlich so zu wirken, als handelte es sich bei uns um völlig normale Leute. Deshalb der Palast. Mit Wäscheservice, mannigfaltigen Kosmetikartikeln plus Spiegel im Badezimmer nebst einem integrierten Riesensupermarkt in einem der Türme. Mehrere Etagen für völlig selbstverständliche Dinge, die wir längst hinter uns gelassen hatten. Heute holten sie uns ein – für ein paar Stunden.

Für Nina und Mr. Simon war es nur eine weitere Welt, ein weiterer Abenteuerspielplatz. Anstatt sich von dieser prunkvollen Schwere

einschüchtern zu lassen, deuteten sie den kompletten Palast kurzerhand um. Wenn eine halbe, abgebrochene Tür am Strand ein Floß ist, ein Baum ein Haus und ein Tau im Wald die größte Python der Welt, dann ist ein schweres Ledersofa in der Lobby eindeutig ein Trampolin – jedenfalls wenn »die ernstesten Menschen mit schwarzer Verkleidung«, wie Nina die Business-Leute nannte, etwas Platz machen. Eine Ming-Vasen-Reproduktion mit einem Schild mit rot durchgestrichener Hand ist ein perfektes Versteck. Pfauenfedern können doch wohl niemals nur zum Angucken da sein, und es ist wirklich eine glückliche

Fügung, dass das Sitzkissen am Pool diese kleinen Styroporkugeln verliert, die der Wind dann in kleinen Wirbeln über das Deck weht. Wenn man das Loch mit einem sehr kleinen Zeigefinger ein wenig größer bohrt, gibt es auch zwei oder drei Wirbel gleichzeitig, und das Schwimmbad sieht bald aus, als hätte es geschneit. Und der schwimmende Reinigungsroboter saugt Bananen ein, als hätte er in seinem Leben noch nie so etwas Köstliches zu sich genommen. Ich verbrauchte eine ganze Tube Superglue für Dinge, die ich selbst Vera nicht erzählte. Außerdem entschuldigte ich mich bei dem freundlichen Mann in

Palastuniform, der mich beiseitenahm und ganz leise sprach. Nein, auch ich würde denken, grundlegend und prinzipiell sei Erziehung etwas Gutes.

Nur eine Sache trübte meine Treibgut-Theorie etwas: Nina hatte sich in den Kohlkopf verliebt. Schon am ersten Tag war sie – mitten in einem rasanten Fangenspiel – fassungslos vor dem Monument stehen geblieben.

»Ein Salat«, krächte sie begeistert. »Ist das ein Salat?«

»Scheint so«, antwortete ich trocken.

»Ist der schön!« Sie strich ehrfürchtig über den Salat. »Fühl mal, wie glatt er ist!«

»Der Kohl ist aus Jade, das ist ein wertvoller, grüner Edelstein«, sagte ich.

»Kann ich den mitnehmen?«

»Heb mal hoch«, riet ich.

Nina zog erst zaghaft, dann fester an dem Koloss. Nichts. Schließlich lehnte sie sich mit aller Kraft von unten schräg gegen den Salat. Der Kohl rührte sich keinen Millimeter. Auch zwanzig Ninas hätten ihn nicht tragen können.

»Du hilfst mir überhaupt nicht«, beschwerte sie sich nun mit rotem Kopf.

»Ich helfe dir lieber beim Nachdenken«, sagte ich.

»Pff, ich muss nur noch ein bisschen üben«, verkündete sie störrisch. So

einfach würde sie sich nicht von ihrem Projekt abbringen lassen.

»Meinst du, er passt in deinen Spielerucksack?«, fragte ich, bekam aber keine Antwort.

Am Nachmittag vor unserem Flug bat sie mich inständig um die Gnade, dem Salat noch einen allerallerletzten Besuch abstatten zu dürfen. Ich machte mich auf einen längeren Abschied gefasst.

Erfreulicherweise blieb das Drama allerdings aus – nach knapp fünf Minuten war Nina wieder da.

»Was ist mit dem Salat?«, fragte ich überrascht.

»Der bleibt hier«, sagte sie gleichmütig. Sie würde zwar denken, dass ein kleines Tuktuk wahrscheinlich in den großen Dienstaufzug passen würde, und ansonsten hätte man eben einen Hubschrauber oder einen Drachen genommen. Aber das sei nun doch nicht nötig.

Ich war stolz. Braves Kind. Innerlich hörte ich Fanfaren und Pauken. Das ist doch was! Meine Tochter war auf einem guten Weg, fand ich. Wenn man mit fünf Jahren durch Zufall einem riesigen Salat aus Edelstein begegnet und feststellen muss, dass so etwas nur sehr eingeschränkt brauchbar ist, dann hat

sich die Reise doch schon wieder ein Stück gelohnt.

»Das ist viel zu viel Gepäck, stimmt's?«, versuchte ich mein Glück.

»Nein, nein«, sagte Nina, »aber er schmeckt staubig.«

242 000. MINUTE
MOSSMAN GORGE (16° 27' S, 144° 22' 0)
FAR TROPICAL NORTH
QUEENSLAND, AUSTRALIEN

ABKÜRZUNG INS IRGENDWANN

Tatsächlich hatten wir es geschafft, den australischen Kontinent zu betreten, ohne größeres Aufsehen zu erregen. Unser Flug kam irgendwann mitten in der Nacht an, und selbst die pflichtbewusstesten Flughafenmänner hatten um diese Zeit keine Lust auf die eingehende Untersuchung von zwei völlig erschöpften, etwas merkwürdig gekleideten Gestalten plus einem im Obertonbereich kreischenden Kleinkind plus einem kampflustigen, auf jede Diskussion bestens vorbereiteten kleinen Mädchen mit einem Stück Treibholz in der Hand und den wertvollsten Muscheln der Welt im Rucksack.

Nach den fünf Stunden, die wir warten mussten, bis der australische, also relaxte Autovermieter mit einer zusätzlichen halben Stunde Verspätung seinen Laden aufschloss, um sich dann erst einmal einen Kaffee zu holen, machten wir uns in Richtung Norden auf den Weg. Wir hatten in den ersten drei Monaten unserer Reise in Thailand beim Insel-Hopping doch relativ häufig die Unterkunft gewechselt. Hier in Australien suchten wir nun einen Ort, um – nur ganz vorübergehend natürlich – sesshaft zu werden. Im nördlichsten Teil der australischen Ostküste, dem Far Tropical North, wie

diese Region Queenslands auch genannt wird, begann jetzt der Sommer. Dieser Teil ist einzigartig für den australischen Kontinent: Der Gebirgszug der *Great Dividing Range*, der sich über Tausende Kilometer an der Ostküste entlangzieht, hat hier seine nördlichsten Ausläufer, die fast bis an die Küste heranreichen. Die Wolken, die von Westen her über den Kontinent getrieben werden, fangen sich in diesen Bergen und schmelzen. Das Ergebnis: dichtester, tropischer Regenwald. Kurz dahinter: strahlend blauer Himmel. Und dahinter: das größte Korallenriff der Welt.

Die Touristen, die mit unterschiedlichsten Gefährten den traditionellen Ostküstenmarathon von Sydney aus antreten, sind oft schon bei Cairns entweder sehr zufrieden oder sehr erschöpft und fahren selten noch weiter in den Norden. Wir hatten dort Port Douglas als neue Station angepeilt und mit dieser Wahl auch wirklich Glück gehabt. Wir bezogen ein kleines Häuschen in der Morning Close, das keiner mieten wollte, weil man vor Kurzem noch mit großem Aufwand ein anderthalb Meter langes, schlecht gelauntes Krokodil aus dem Pool hatte vertreiben müssen, dessen weiterer

Aufenthaltort dann allerdings ungeklärt blieb. Niemand wusste, ob es in der Küche eines Edelrestaurants gelandet war, an der nächsten Straßenecke einfach vom Pick-up gerutscht war oder von einem mitfühlenden Naturschützer irgendwo ausgesetzt wurde – jedenfalls war es »weg«. Anyway: Unser Häuschen lag ohnehin nur knapp 400 Meter vom Strand entfernt, und Nina hatte mit Entzücken festgestellt, dass man dort auch frei laufende Krokodile antreffen konnte, wenn man »viel Glück« hatte, wie sie es ausdrückte. Sogar auf dem Spielplatz am Solander Boulevard stand ein Schild, extra in Hüfthöhe angebracht,

damit es auch die Kinder sehen können:
Be aware of the crocodiles! So viel zum
unbeaufsichtigten Spielen. Jedenfalls
hatten wir das vergünstigte Risikoobjekt
in der Morning Close »ohne Gewähr«
gerne genommen. Für die
Immobilienagentur waren wir die
perfekten Zwischenmieter. Falls es keine
weiteren Vorfälle gab, würde nach den
vier oder fünf Monaten, die wir bleiben
wollten, Gras über die
Krokodilgeschichte gewachsen sein, und
den nächsten Ahnungslosen konnte man
wieder die volle Miete berechnen.

Unsere Nachmittage verbrachten wir
oft im riesigen Tierpark von Port

Douglas. Nina hatte erstens eine Jahreskarte und zweitens ein Loch in der Holzbox entdeckt, in der die Futterpellets gelagert wurden. Das war nun wirklich eine Win-win-Situation für alle – außer für die Betreibergesellschaft. Meine Aufgabe bestand darin, auf einer Bank zu sitzen und dabei nichts zu bemerken, aber dennoch auf jeden Fall laut zu pfeifen, wenn jemand kam. So hatte ich – bei gelegentlichem, für Außenstehende wohl etwas unmotiviert wirkendem Pfeifen – relativ viel Zeit zum Lesen. Nina avancierte dank ihrer schier grenzenlosen Freigebigkeit zur besten Tierpflegerin des ganzen

Universums. Wahrscheinlich würden die Kängurus und Emus noch ihren Enkeln von den guten alten Zeiten erzählen, als das kleine blonde Mädchen noch das Sagen hatte. Mehr brauchte es wirklich nicht für das ganz große Glück aller Beteiligten. Unsere zweite Lieblingsbeschäftigung waren Expeditionen in den Regenwald: Wir brauchten nur etwa zehn Minuten bis zum Parkplatz an der Mossman Gorge. Dann noch etwa hundert Schritte in den Daintree Rainforest National Park hinein, und wir tauchten ein in die Welt aus turmhohen Urwaldriesen mit Brettwurzeln so hoch wie Zimmerwände,

doppelt geschraubten Lianen,
Würgefeigen, die ihr tödliches Skelett um
die Bäume schlangen, im Dämmerlicht
fluoreszierenden Pilzen und
Baumfröschen, die aussahen, als hätte ihr
Erfinder was genommen, was man nicht
zu oft nehmen sollte. Die Äste der
Bäume bogen sich unter der Last der in
den Baumkronen wachsenden Farne. Es
gab Armeen von Riesenameisen, dann
die letzten überlebenden Exemplare der
Casuare, riesige, flugunfähige Vögel mit
blau schimmernden Köpfen, und
fleischfressende Pflanzen. All das waren
für Nina untrügliche Beweise, dass
fliegende Hunde nun wirklich nicht

besonders abwegig waren. Mitten durch dieses überschwängliche Leben schlängelten sich Flüsse, deren kühles Wasser so rein war, dass man es wahrscheinlich trinken konnte. Das Wasser, diese kostbarste Ressource Australiens, stürzt hier in Wasserfällen in sprudelnde, blaugrün schimmernde Felsbecken, schlängelt sich an riesigen, rund geschliffenen Felsen vorbei, strömt unter umgestürzten Baumriesen hindurch und verschwindet dann irgendwo wieder im dampfenden Grün. Es gibt wirklich nicht viele kindertauglichen Regenwälder auf der Erde, da kannte ich mich ja aus, aber

dieser war absolut genießbar. Die Renner unter unseren Abenteuern waren die Expedition zum fernen Ufer des reißenden Stroms, die tief in den unbekannten Wald, die hinter die geheimnisvollen Berge, die zum Land der Baumriesen und die zu den *Magic Whirlpools*. In manchen der natürlichen, aus dem Fels gewaschenen Wasserbecken konnte man nämlich sogar schwimmen, und das mitten im Regenwald. Und weil sie verzaubert waren, bekam man darin immer einen Wahnsinnshunger, woraufhin auf unserer Picknickdecke wie von Geisterhand zubereitet köstliche Frikadellen, belegte Brote und

Hähnchenschenkel erschienen. Das Tischleindeckdich war – zumindest aus Sicht der Kinder – selbstverständlicher Teil der Veranstaltung.

Heute gab es rautenförmige Brötchen mit Ziegenkäse und Tomaten und frische Mangos. Es war extrem gemütlich, der Wald schon etwas abgekühlt, aber noch so warm, dass wir nach dem erfrischenden Bad nicht frieren mussten, und die Mücken würden sich erst in etwa einer Stunde an die Arbeit machen. Das Wasser tropfte aus meinen Haaren auf den Waldboden. Ein perfekter Moment der Entspannung. Genießen. Nichts machen. Nichts denken.

»Was willst du später mal werden?«, fragt mich Nina.

»Hmm?« Eigentlich bin ich voll und ganz damit ausgelastet, die Tomaten auf meinem Brötchen zu balancieren.

»Wenn du groß bist! Was willst du dann werden?«, insistiert Nina.

Sicher war sie am Vortag mal wieder gefragt worden, was sie wohl später einmal werden wolle. Kinder werden das ja ständig gefragt. Ungefähr 15 Jahre bevor sie zum ersten Mal echte Entscheidungen treffen, geht das schon los. Wahrscheinlich sehnen sich Erwachsene nach unbekümmerten und verträumten Antworten. Später wird man

gar nicht mehr gefragt. Eigentlich. Aber das hier war typisch. Fragen dieser Art konnten von Nina jederzeit kommen, aus einer riesigen Wolke Badewannenschaum heraus, in die Dunkelheit einer unruhigen Nacht hinein geflüstert, in der letzten Sekunde eines eigentlich schon beendeten Telefongesprächs, an der Supermarktkasse, wenn die Kassiererin doppelt so schnell piepte, wie ich die Tüten einräumen konnte. Und immer erwischten sie mich nichtsahnend, wie auch jetzt an einem sonnigen Nachmittag mitten im Regenwald des Far Tropical North.

Erst mal die Gegenfrage. Das schafft Zeit: »Und du?«

»Feuerwehrmann natürlich«, sagt sie.
»Und fliegen.«

Fliegen übten wir regelmäßig, indem ich sie so hoch warf, wie ich nur konnte, während sie versuchte, die »Flügel« auszubreiten, wobei das nicht ganz einfach war, weil sie in der Luft nicht viel Zeit hatte. Aber das mit der Feuerwehr war neu.

»Feuerwehr*frau*?«

»Ja.« Aber sie ließ sich nicht ablenken.
»Sa-ag!«

»Ähm, ich muss erst mal nachdenken«, sage ich.

Ja. Was wollte ich eigentlich mal werden, wenn ich groß wäre? Irgendwie fühlte sich die Frage so rückwirkend an. War ja schon groß. Als Kind hätte ich es sofort sagen können. Wie aus der Pistole geschossen. So weit ich zurückdenken kann, hatte ich davon geträumt, um die Welt zu reisen. Ich träumte davon, auf den verschiedenen Ozeanen zu fahren, in den Anden und im Himalaya herumzuklettern, von Expeditionen im ewigen Eis in Alaska, im Amazonas-Regenwald und in die Wüste. Ich musste unbedingt die sieben Weltwunder sehen, exotische Länder bereisen: Borneo,

Ägypten, Japan, und natürlich wollte ich auch nach Australien, in das Land ohne Horizonte, die Aborigines sehen. »Das will ich alles machen!«, hatte ich gesagt, als mein Opa väterlicherseits mich an einem verträumten Morgen in der Ecke der Sandkiste gestellt hatte, während er an seiner Roth-Händle zog.

»Das ist doch kein Beruf«, knurrte er zurück. Er hatte offensichtlich nicht so viel für unbekümmerte Zukunftspläne übrig. Opa Hans war Industrieschlosser, hatte im tiefsten Ruhrgebiet malocht, zum Teil untertage, Kriegsgeneration; Russland habe ihn verändert, sagte Oma immer, dann noch die Fliegerbombe auf

das kleine Haus in Herne, schließlich den einzigen Sohn an die Musik verloren, und jetzt schwatzte der Enkel auch noch etwas von Weltwundern. Er wusste, wie es ist, wenn man tagelang nichts zu essen hat und sich keine warmen Klamotten leisten kann. Für ihn war wichtig, dass man einen Beruf ergriff, mit dem man Geld verdienen konnte. Ein Broterwerb. »Was du für einen *Beruf* haben willst, Junge!«

»Um-die-Welt-Fahrer«, hatte ich zaghaft geantwortet. Mir fiel keine anständige Berufsbezeichnung ein, so viel merkte ich selbst. Aber mir war es wichtig, dass Opa Hans verstand, dass ich

es mindestens genauso ernst meinte wie er. Eigentlich wollte ich auch gar nicht ununterbrochen fahren, das Leben dieser Seefahrer und Entdecker aus den Büchern war mir immer relativ strapaziös vorgekommen; Humboldt, Livingstone, Shackleton, das war ja alles kein Zuckerschlecken gewesen. Ich hingegen wollte lieber in diesen Ländern leben, die exotischen Sitten und Gebräuche kennenlernen, Freundschaften schließen, möglichst seltsame Sachen erleben, allerdings nur die schönen. Obwohl ich fieberhaft überlegt hatte, fiel mir einfach nichts Besseres ein als »Um-die-Welt-Fahrer«. Wenn ich damals schon eine

Liste mit Berufsperspektiven gehabt hätte, wäre das wohl mein allererster Eintrag gewesen.

»Das kann man doch nicht werden«, hatte mein Opa gebrummelt, den Zigarettenstummel mit seinem braun verfärbten Daumen am Holzrahmen des Sandkastens ausgedrückt, und die Unterhaltung war fürs Erste erledigt. Sicher hätte er mich irgendwann noch mal gefragt, wenn er geglaubt hätte, ich müsste inzwischen zur Vernunft gekommen sein. Aber er war früh gestorben. Irgendwann hatte ich wohl auch aufgegeben, einen anständigen Namen für meinen Traum zu finden,

und das hätte ihn sicherlich noch viel mehr geärgert als mich selbst.

Ist schon komisch: Als Kind hatte ich die großen Träume klar vor Augen, aber nicht die geringste Chance, irgendetwas davon umzusetzen. Dann, im Studium, hatte ich geradezu revolutionäre Energie, aber so gut wie nie Geld. Immerhin hatte ich es geschafft, ein Semester vorzuarbeiten, so dass Vera und ich monatelang in Südamerika unterwegs gewesen waren. Dann, als ich schon als Tropenforscher unterwegs war (und da dachte ich wirklich, ich hätte den richtigen Beruf gefunden), verbrachte ich 90 Prozent meiner Zeit damit, unter den

Neonleuchten des Zimmers im Bonner Institut Artikel zu schreiben und Anträge zu stellen. Man schrieb wochenlang an einem Antrag und konnte dann etwa die gleiche Zeit verreisen pro Jahr, wenn man hinterher mindestens das Siebenkommasiebenfache dieser Zeit in die Publikationen steckte. Als ich ein Luxus-Stipendium des Umweltprogramms der Vereinten Nationen ergattert hatte, flogen sie uns ständig irgendwohin: Genf, Rom, Nairobi, aber selten blieb am Ende der Veranstaltungen mehr als ein halber Tag, um mir »was anzuschauen«. Wahrscheinlich stammt auch deshalb ein

gutes Drittel der naturhistorischen Sammlungen aus einem Umkreis von 100 Kilometern um den nächstgelegenen, ollen Flughafen, weil die Leute einfach gar nicht weiter kommen. Unter den Doktoranden am Bonner Institut wurde ein Witz von Generation zu Generation vererbt: Kommt ein Engel zu zwei wissenschaftlichen Mitarbeitern und deren Chef. Jeder durfte sich einen Traum erfüllen. Mitarbeiter eins wünscht sich mit seiner Freundin auf eine tropische Insel, und so passiert es. Mitarbeiter zwei wünscht sich und seine Kumpels auf eine verschneite Berghütte,

und so geschieht es. Der Chef? Wünscht sich, dass die beiden nach der Mittagspause wieder im Labor sind.

Später, als ich als Gutachter für die UN arbeitete, floss irgendwann das Geld, aber ich hatte nun überhaupt keine Zeit mehr. Und im Alter würde ich womöglich genügend Geld plus Zeit haben, aber keine Puste mehr. Ich würde um meine Gesundheit kämpfen und nicht um irgendwelche Träume.

Wenn es also einen absolut todsicheren Weg gibt, Träume niemals zu verwirklichen, muss man darauf warten, dass man *irgendwann* alles gleichzeitig hat. Kraft und Gesundheit und Geld und

Zeit und Fantasie. Dieses Kunststück, aufs Irgendwann zu warten, ohne dass ich es gemerkt hatte, muss ich wohl auch fertiggebracht haben. Klar, ich hatte berufliche Ziele, eine Professur oder längerfristige Stelle bei den Vereinten Nationen, irgendwann würde es ein Traumhaus geben, nein, am Meer natürlich nicht, aber vielleicht mit kleinem Garten, und ein leuchtend rotes Traumauto, Zwei-Wochen-Traum-Cluburlaube. Bei meinen Freunden war es genauso. Aber die alten Träume? Von denen träumten wir nicht mehr »aktiv«. Noch nicht einmal für die Dauer eines Seifenblasenlebens. *Irgendwann.*

Irgendwann, klar, da würde ich das machen. Man muss auch realistisch sein! Realistisch sein bedeutet, voll auf das Irgendwann zu setzen. Allerdings handelt es sich beim Irgendwann um einen wirklich komplizierten Tag. Der Tag, an dem man alles gleichzeitig hat. Genug Geld, um sich nie mehr deswegen Sorgen machen zu müssen. Allein dafür liegt die Chance ungefähr bei höchstens 1:75 Millionen, wenn man zum Beispiel von einem Lottogewinn ausgeht. Dann musste man am besten auch noch kerngesund sein, und zwar gleichzeitig, das macht dann vielleicht 1:300 Millionen. Zusätzlich darf man durch

keine Verantwortung an einen Ort gebunden sein; also kranke Verwandte und Kinder in dramatischen Teenagerbeziehungen und so weiter gehen gar nicht. Dann ist man, sagen wir mal, bei 1:500 Millionen. Und zu guter Letzt muss man genau an diesem Tag dann auch noch Zeit haben, trotz der ganzen Kohle, die man ja angeblich generieren muss, und das wiederum heißt, dass irgendwelche halbwegs ehrbaren Berufe nicht infrage kommen, was einem bei der Berufsberatung mit 18 aber keiner gesagt hat. Man braucht also wahrscheinlich auch noch einen neuen Job, tendenziell eher was Kriminelles

oder an der Börse, und zwar sofort. Und weil das alles gleichzeitig zusammenkommen muss, liegt die Gesamteintreffenswahrscheinlichkeit für das Irgendwann wahrscheinlich so ungefähr bei 1:1 Milliarde. Wobei das Dumme ist, dass so ein Leben, wenn's hoch kommt, ja nur ungefähr 30 000 Tage hat. Wenn man also ganz realistisch ist und wartet, kann es also locker mal 3333 Leben dauern, bis man endlich den richtigen Tag erwischt und das Irgendwann anfängt.

Schwer zu sagen, wie mir das hatte passieren können. Leben ist wie Zeichnen ohne Radiergummi, hatte

Anna Amsel einmal gesagt, und manchmal stellte ich mir mein Blatt vor. Es gab Schleifen und sinnloses Gekrakel, Einbahnstraßen, blinde Flecken, viele wunderbare Abschnitte, dunkel schraffierte Bereiche, wenn ich nicht von der Stelle kam oder zu gerne geblieben war. Da waren verführerische oder bequeme Irrwege. Und ab einem bestimmten Zeitpunkt gab es immer mehr Wege, in die ich schon so viel investiert hatte, dass ich an große Kurskorrekturen gar nicht denken mochte. Bei einer strategisch geplanten Karriere ist es ja sowieso eher Malen nach Zahlen, eines ergibt sich aus dem

anderen. Aber mit den großen Träumen hatte das alles nicht notwendigerweise etwas zu tun. Und weil das Blatt, auf dem man seine Lebenswege malt, ja einen Rand hat, über den man nicht drübermalen kann, füllt sich das Papier auch so, ganz ohne die großen Träume. Wo waren die auf meinem Blatt denn eingezeichnet? Vielleicht ist das das Problem, dass man vergisst, erst einmal sorgfältig die Träume irgendwo einzuzeichnen, bevor man drauflos malt?! Wie bei den blöden To-do-Listen, auf denen die wichtigen Dinge gar nicht auftauchen?

Dann kam Nina, und es war, als würden meine Wege nicht weitergehen, vor allem die vorskizzierten Linien und die ganzen Schnellstraßen. *Tut mir leid, aber das da wird nichts.* Am Anfang fühlte es sich ja auch an wie eine Endstation. Und dann, wie unglaublich: Die Autobahnausfahrt, die wir nach so langem Zögern Nina zuliebe genommen hatten, entpuppte sich als eine Abkürzung. Ins Irgendwann. Zeichne noch mal neu! Was willst du machen?! Was willst du werden? Kurz nach Ninas Wunsch mit der einen Million Minuten hatte ich vor meinem geistigen Auge angefangen, meine Träume auf meinem

Blatt einzuzeichnen, zunächst ein paar zaghafte Punkte nur, aber immerhin waren sie nun da. Ich hatte eine Tochter mit unstillbarer Sehnsucht nach Abenteuern, eine Frau, die mit mir vergnügt bis ans Ende der Welt fahren würde, ein weiteres Kind ohne jegliche Einwände, solange man es nicht zu früh weckte. Wir hatten den gesparten Mittelklassewagen ohne Carport. Und wir wussten, dass das ganz normale Leben für uns sowieso nicht funktionieren würde. Worauf warteten wir?

Den Punkt endlich einzuzeichnen, das heißt zu träumen. Also: zu verwirklichen. Träumen und Verwirklichen sind ja in

Wirklichkeit das Gleiche. In meinem Tagebuch stand:

1 Million Minuten =

$1\ 000\ 000 / (24 * 60) = 694\ Tage = ca.$
2 Jahre.

Angesichts der durchaus realistischen Argumente, die aus der Sicht unserer Freunde und Familie gegen unsere Träume sprachen, mussten wir wohl fast ein Weltwunder vollbringen. Der Stoff, aus dem die ganz großen Träume sind, sah folgendermaßen aus:

Ich ging zu meiner damaligen Chefin und sagte: »Du, wir müssen reden.« Vera kümmerte sich um die Passfotos, auf denen die Kinder nicht lachen dürfen.

Ich erläuterte den besorgten Großeltern, eigentlich wäre es nur so ein »Urlaub in lang«. Dann ließen wir die Kinder gegen mindestens elfeinhalb Sachen impfen, ohne es mit irgendjemandem zu diskutieren. Es ist besser, wenn es der Arzt ist, der beim Piken das Baby festhält, sonst fühlt es sich sehr verraten. Keine Kinderermäßigung? Ach so. Klar haben die da Windeln. Oder was Vergleichbares. Nein, das Schaukelpferd wird nicht verhungern. Vomex ist total gut gegen Kotzen. Rente? Ja, wird nicht besser dadurch. Anti-Schlangengift-Pumpen gibt's sogar auch gebraucht. Natürlich schicke ich eine Karte! Zwei

Hosen maximal. Ich ließ meine E-Mail-Adresse in die Innenseite von den T-Shirts der Kinder drucken, doofes Gefühl. Bibi-Blocksberg-Kassetten, hm ... Uns besuchen? Jederzeit! Zweite Brille für Nina. Bisschen zu groß? Genau, das soll so, ist quasi ein Vorrat fürs Mitwachsen. Du wirst mir auch fehlen. Multifunktionsglobuli?! Sehr gut! Das hier? Kannste geschenkt haben, brauch ich, glaube ich, nicht mehr. Nein, die Kiste Schmerzmittel ist wirklich nur für den Notfall. Sekundenkleber? Unbedingt! Gibt's jetzt mit Pinsel zum Auftragen, das ist viel präziser. Schutzfaktor 60, echt jetzt?

Es hatte ungefähr 55 Vollzeit-Tage gedauert, aber dann waren wir in Sachen Traumverwirklichung aus dem Größten raus. Ich hätte nie gedacht, dass ich mich jemals mit To-do-Listen anfreunden würde, aber diese hier waren die schönsten meines Lebens. Obendrüber stand: *The Journey*. Oder: *Lonesome Island*. Oder: *Valley of the Giants*.

Bis zur allerletzten Sekunde bevor der Flieger abhob, dachte ich immer, uns käme bestimmt etwas von diesem sogenannten Realistischen dazwischen. Aber das Flugzeug rumpelte und rumpelte und hob ab. Und jetzt waren wir hier. Mitten im Regenwald von

Queensland. Mitten in unserem großen Traum.



Ich möchte genau das hier werden!«, platzt es etwas laut aus mir raus, weil es mir ja gerade erst so richtig klar geworden ist.

»Hm?« Jetzt ist es Nina, die den Faden verloren hat. Während ich über mein

Leben nachdachte, hatte sie sich einer Ameisenstraße mit Tausenden von Arbeitern gewidmet und diese umgeleitet. Noch hatten die Ameisen ihre Füße nicht gefunden. Und wer weiß schon, wo diese Autobahnausfahrt sie hinführen würde.

»Du hast mich doch gefragt, was ich werden will ...«

»Ja«, sagt sie, immer noch mit den Ameisen beschäftigt.

»Siehst du. Das Gleiche wie jetzt. Jetzt sind wir hier und haben so viel Zeit, wir haben den Regenwald und machen die ganzen Expeditionen und gehen am Riff schnorcheln und in die Berge, wir entdecken Sachen, Simon lernt am

Strand laufen. Ich wollte immer«, da ist es wieder, das fehlende Wort für das, was ich werden wollte. Streng genommen bin ich ja jetzt sogar noch arbeitslos. Opa Hans würde sich im Grab umdrehen, wenn er das wüsste. »Ich will das hier genau so.«

Nina versteht mich ja ohnehin. Das ist das Schöne.

»Ah so«, sagt sie lapidar und leitet noch einen Teil der Ameisenstraße um. Mein Bekenntnis war für sie offensichtlich vollkommen selbstverständlich. Dass ich im Prinzip mehrere Jahrzehnte dafür gebraucht hatte, einmal an diesem Moment

anzukommen, konnte sie ja auch nicht ahnen. Wahrscheinlich wäre es für sie sogar vollkommen unbegreiflich gewesen, wenn jemand längerfristig nicht genau das machte, wovon er träumt.

»Wir müssen noch die Zeremonie machen!«, fordert sie.

Ich hatte aus Spaß versprochen, dass wir noch so tun würden, als hätten wir heute ein völlig neues Land entdeckt und würden es jetzt feierlich in Besitz nehmen. Eigentlich ist mir gar nicht danach. Ich bin noch etwas durcheinander von meinen Grübeleien. Passiert einem ja nicht ständig, dass

einem klar wird, dass man mitten in einem Lebenstraum lebt.

»Na gut.« Ich stelle mich auf einen umgestürzten Stamm, strecke möglichst theatralisch die Hände gen Himmel und will beginnen.

»Moment!«, unterbricht Nina mich. Sie klettert auf einen weiteren Stamm. »So, jetzt! Ich erteile eine Rede«, sagt sie und deutet mit der flachen Hand auf mich. Mr. Simon kichert.

»Aalso. Ja. Nun sind wir da. Wir haben das neue Land erreicht. Seit Monaten sind wir nun unterwegs.« Ich merke, dass mir etwas mulmig ist bei

meiner lustigen Rede. Mir ist gar nicht so lustig zumute.

»Wir sind durch reißende Ströme geschwommen, durch gefährliche Wälder gewandert, haben die Gipfel des schaurigen Nebels überwunden.« Ich übertreibe extra noch ein bisschen mehr als nötig, um es auch wirklich lustig zu machen. Aber ich kann das komische Gefühl nicht abschütteln. Irgendwie hat mich das jetzt auf dem falschen Fuß erwischt. Ich muss mich räuspern.

»Wir haben so viel erlebt.« Ich hole tiefer Luft als eigentlich nötig.

»Wir haben viel hinter uns gelassen, bei unserer großen Reise in das

unbekannte Land.« Jetzt habe ich echt einen Kloß im Hals. Veras und mein Blick treffen sich.

»Und nun haben wir es bis hierhin geschafft.« Ich lächle. Es schnürt mir die Kehle zu.

»So weit!« Ich versuche, mich zusammenzureißen, aber die Sätze werden immer kürzer. Hätte ich nicht gedacht, dass es mich so erwischen kann. Ausgerechnet bei so einer Quatsch-Rede. Vera steht auf und kommt zu mir rüber.

»Liebe, treue ...«, ich suche nach dem Wort, das mir noch nie eingefallen ist, »liebe ...«

»Abenteuermenschen?«, sagt Nina.

»Ja.«

320 000. MINUTE
PORT DOUGLAS (16° 29' S, 144° 22' 0)
FAR TROPICAL NORTH
QUEENSLAND, AUSTRALIEN

**FISCHER, FISCHER, WIE TIEF IST
DAS WASSER**

»Meinst du, ich kann das irgendwann?«
Nina lag auf der Wiese des Anzac Parks am Ende der Wharf Street von Port Douglas. Überall Gras und feiner, heller Sand, am T-Shirt, in den Haaren, die ganze linke Gesichtshälfte war gepudert, so dass die Tränen feine Rinnen darin zeichneten.

»Komm her, steh erst mal auf«, sagte ich und hielt ihr die Hand hin. Dann kommt mir das doch eine Spur zu verhätschelnd vor, denn es ist ja eigentlich nicht viel passiert, und ich fügte noch schnell in aufmunterndem Tonfall hinzu: »Steh auf, wenn du 'ne Nina bist!« Mit diesem Spruch von Ninas

ehemaliger Tagesmutter Gabi konnte ich meist noch ein Lächeln hervorlocken, wenn alles andere schon längst nicht mehr funktionierte. Gabi ist eine Seele von Frau und Fan des FC Schalke 04, und dieser Verein hat nun wirklich Erfahrung mit dem Hinfallen und Aufstehen. Jedenfalls stammte der Spruch, wenn ich die nostalgischen Schilderungen richtig verstanden hatte, wohl irgendwo aus der Südkurve der Gelsenkirchener Fußballarena, wenn die Jungs unten wieder 0:2 zurücklagen, es wie aus Kübeln schüttete und nur noch 18 Minuten zu spielen waren. Normalerweise wirkte der magische Satz

wie ein Pflaster für die Seele. Heute allerdings von Trost keine Spur. Nina war ein Häufchen Elend, mitten im strahlenden Sonnenschein.

Der Anzac Park liegt am nördlichsten Punkt von Port Douglas und mündet in eine große, fast kreisrunde Halbinsel, die von drei Seiten von Meer umgeben ist und von einer langen Kette hochgewachsener Palmen und einigen Bäumen umsäumt wird. Landeinwärts befindet sich für die Kinder der Spielplatz. Um uns herum tobende Kinder, grillende Männer, Mütter mit Kinderwagen, ein paar Büroleute, die sich mit geöffneten Krawatten eine

Auszeit gönnen, die obligatorischen halbwüchsigen Surferboys mit gewachsenen Brettern und selbst abgefüllten Groupies und Getränken, die man eigentlich eher nach Sonnenuntergang genießt, jedenfalls wenn man tatsächlich noch surfen will, wenige Touristen.

Eigentlich waren wir ständig hier, bis auf die Zeit so von 18 Uhr 15 bis 18 Uhr 30, da flogen die Fledermäuse und Flughunde zu Hunderten und Tausenden aus der Stadt zurück in ihre Wälder und Höhlen. Man hatte dann eine relativ gute Chance, von etwas Nassem, das vom Himmel fällt, getroffen zu werden.

Gleich am vierten Tag unseres Aufenthaltes in Port Douglas waren wir unfreiwillig Zeuge dieses Schauspiels geworden. Als Nina die Viecher erspähte, turnte sie gerade mit einem anderen Kind auf einem Klettergerüst herum. Blitzartig hatte sie sich zu dem Jungen umgedreht. »Flying Foxes«, hatte er ihr achselzuckend geantwortet. Ich war zusammengezuckt, und noch bevor ich unbeteiligt weggucken konnte, war die Frage schon unterwegs.

»Papa, was heißt Fox?!« Sie wollte sich wohl nur noch kurz vergewissern, bevor sie loslegte.

»Im Prinzip: Fuchs«, stotterte ich.

Sie hatte mir einen empörten Blick zugeworfen. »Du hast verloren!«, rief sie. »Füchse sind auch Hunde, ne?« Sie hatte einen triumphierenden Gesichtsausdruck aufgesetzt.

»Im Prinzip sind Füchse mit Hunden verwandt, ja.« Mir schwante, dass ich da nicht so einfach rauskommen würde.

»Auf Deutsch heißen die Viecher da oben aber nicht fliegende Füchse, sondern Flughunde.« Und als ihre Augen groß und größer wurden und sie schon tief Luft holte, ergänzte ich schnell: »Es sind keine *echten* Hunde.«

»Wieso nicht?!«

Ich überlegte fieberhaft. Soweit ich mich erinnern konnte, sind Fledertiere phylogenetisch nur »über Eck« mit den Hundeartigen verwandt. Aber diese Begründung schied wohl aus.

»Flughunde sind eher mit Fledermäusen verwandt.«

Nina zog die Augenbrauen hoch. Um den nun folgenden Vortrag über fliegende Mäuse zu unterbinden, fügte ich noch lahm hinzu: »Wobei Fledermäuse eigentlich kaum mit Mäusen verwandt sind. Weniger als mit Hunden jedenfalls.«

Sie hatte mich einfach ausgelacht: »Und morgen kommen fliegende

Katzen, ganz extra für den Papa!«

Ich wollte noch etwas erwidern, vielleicht einen Satz mit »ist einfach so« oder einen mit »das musst du mir glauben«, doch da fielen mir gerade noch die grünen Meerkatzen mit blauen Hodensäcken ein, die eigentlich zu den Backentaschenaffen gehörten, welche prima durch Baumwipfel springen können, wenn sie wollen. Wer weiß, was uns noch alles begegnen würde. Ich hatte mir auf die Lippen gebissen, und dann war meine Zeit zum Grübeln schon abgelaufen. Nina hatte sich kichernd umgedreht und war einfach weggeklettert. Sie war nie nachtragend.

Heute hatten wir uns hier im Park mit Freunden verabredet. Unser Freund Will hatte es sich wie immer auf einer Sitzgruppe aus Felsen bequem gemacht und beobachtete das sommerliche Treiben auf dem Grün, während Chris damit beschäftigt war, seine Slackline zwischen zwei Palmen zu spannen ohne deren Rinde zu verletzen. In der Nähe übten Jesse und Robby für ihren Auftritt auf dem nächsten Kunsthandwerkermarkt am Sonntag. Manchmal schillerten die Töne von Jesses *Hang Drum* bis zu uns herüber.

Wir spielten hier häufiger *Fischer, Fischer, wie tief ist das Wasser* in unserer adaptierten Spezialversion. Man musste die 15 Meter »Ozean« zwischen dem Klettergerüst und zwei Palmen auf unterschiedliche, möglichst originelle Art überwinden. Gerade war Hüpfen auf einem Bein dran gewesen, davor Robben, davor Krebsgang. Bei uns gab es keinen Fänger. Außer vielleicht Mr. Simon. Er hatte hier in Port Douglas am Four Mile Beach laufen gelernt, und zu Ninas Empörung teilte er nun gelegentlich das Meer und stürzte sich auf sie, während sie sich mit der jeweiligen Spezialfortbewegungsart abmühte. Das

Spiel hatte sich irgendwann einfach ergeben, aber ich hatte es dankbar aufgegriffen und seitdem häufiger »vorgeschlagen«. Wenn ich mitmachte, hatte ich eine ziemlich gute Chance, Nina durch die Hintertür zu einer Einheit motorischen Trainings zu motivieren. Wo, wenn nicht hier, würde sie die Zeit für Tausende von Versuchen haben, die sie mehr brauchte als andere? Das war mir wichtig.

Ein Wermutstropfen blieb, denn dieses Training verdarb uns oft die Stimmung und endete regelmäßig mit Tränen, so wie jetzt. Nina war sehr hartnäckig, und schließlich hatte sie sich

das Boot Camp ja irgendwie auch selbst ausgesucht. Aber sie hatte wie jedes andere Kind auch ihre Grenzen. Nun saß sie schluchzend neben mir. Auf halber Strecke war sie beim einbeinigen Hüpfen zum dritten Mal umgekippt, und hatte aufgegeben.

Inzwischen war Vera zu uns übergekommen, sie hatte Mr. Simon auf dem Arm. Sie sagte leise zu mir: »Ich glaube, sie hat genug.«

»Wir üben ja nur. Wir versuchen's gleich noch mal«, antwortete ich.

Vera war nicht einverstanden. »Ist das hier eigentlich euer Spiel oder auch so eine Art Projekt von dir?«

Ich fühlte mich angegriffen.
Wahrscheinlich hatte sie recht.

»Blödsinn«, entgegnete ich.

»Du hast sie eben ziemlich angefeuert.«

»Ich schaffe das nie!«, tönt es hinter meinem Rücken. Fast hätte ich vergessen, dass Nina da irgendwo hinter mir im Staub saß.

»Ich kann nie zur Feuerwehr, ne? Nie!« Jetzt, wo Vera dazugekommen war, wusste Nina, dass das Elend noch plakativer sein durfte.

Ich biss mir auf die Lippen. Unser Nachbar hatte Nina, ohne groß darüber nachzudenken, erzählt, was man bei der

Feuerwehr alles können muss. Da kämen nur die ganz fitten Leute hin; bei der Polizei wäre es übrigens genauso. Und nun hatte sie es sich zum Ziel gemacht zu klettern, an der Feuerwehrstange des Spielplatzes hinunterzurutschen, schnell zu rennen, schwere Sachen zu schleppen und so weiter. Als wäre unser Spiel hier auf der Wiese die Bewährungsprobe für ihre späteren Berufsaussichten.

Die Sache mit der Feuerwehr lag mir im Magen. Sie konnte ja noch nicht einmal dreidimensional sehen. Wenn Nina eine Kerze anzünden wollte, hielt sie manchmal das Streichholz (die langen natürlich) drei Zentimeter vor oder

hinter den Docht und wartete geduldig darauf, dass dieser anging. Dann noch die ganze griechische Liste, mit der die Ärzte sie beschrieben ... Ganz davon abgesehen würde sie jeden Feuerwehreinsatz in eine spektakuläre Zirkusvorstellung verwandeln. Manege frei! Heute präsentieren wir Ihnen: Die einzigartige örtliche Feuerwehr mit dem magischen Sprungtuchtrampolin, einer Hochdruck-Wasserschlacht, der platzenden Riesenschlauchschlange, einem Kostümwettbewerb und einer frei improvisierten Pyrotechnik-Show. Und dazu gibt es unbegrenzt Nürnberger Rostbratwürstchen und Straßenkreide für

alle. Kommen Sie und staunen! Nein. Es war mehr als unwahrscheinlich, dass dieser Traum in Erfüllung gehen würde.

Ich brachte ein »Erst mal abwarten« hervor. Auf keinen Fall will ich ihr die Träume nehmen. Mir ist es auch lieber, wenn sie lernt zu kämpfen, als zu früh aufzugeben. Was sollte ich denn sagen?!

»Man kann vieles schaffen, wenn man darum kämpft«, sagte ich und blickte Vera dabei herausfordernd an. Aber sie kennt mich und wusste, dass ich gerade nicht meinen lernfähigsten Moment hatte.

»Wie wär's, wenn ihr beide erst mal im Café Origin weiterkämpft und Nina

einen Kakao trinkt? Sarah und ich bauen hier schon mal alles auf, und wenn ihr wiederkommt, können wir essen«, schlug sie vor.

Mit einem Blick auf Nina, deren Laune sich schon beim Erwähnen des Kakaos schlagartig gebessert zu haben schien, grummelte ich: »Ja, eine Pause ist sicher prima.« Das Wort »Pause« betonte ich extra. Eigentlich ließ ich mich jetzt gerade ganz gerne austricksen, aber das musste ja nicht zu offensichtlich sein. Der Umgang mit Ninas Sehnsüchten nach Dingen, die ihr vielleicht für immer verwehrt bleiben würden, überforderte mich regelmäßig.

Also schlenderten wir zum Origin, unserem Lieblingscafé, welches ein fester Bestandteil unseres sommerlichen Lebensgefühls geworden war. Die Aussicht auf Kaffee und Kakao ließ unsere Schritte leichter werden. Ich bin mir sicher, dass das Origin eines der entspanntesten Cafés der Ostküste ist, jedenfalls hatten dort Mannschaft und Gäste einfach immer gute Laune. Glenn, der sich selbstbewusst als »Barista« bezeichnete, schaffte es irgendwie, trotz seiner einschlägigen Ausbildung und der immer gleichen Bohnensorte, Kaffee in 365 unterschiedlichen und meist abenteuerlichen Geschmacksrichtungen

zu fabrizieren. Beinahe jeden Morgen nippte er mit geschlossenen Augen demonstrativ an der ersten Tasse und betonte zufrieden, dieses Mal sei der Kaffee genau so geworden, wie er es vorgehabt hatte. Der Kakao hingegen war sehr zuverlässig derart schokoladig, dass die Löffel darin standen und die Kinder deshalb gerne im Origin gewohnt hätten.

Jedenfalls kamen wir alle ständig rein zufällig am Café vorbei, obwohl es etwas abgelegen war und selten auf dem direkten Weg irgendwohin lag. Für mich war es auch der Ort, an dem ich in meinem Tagebuch schrieb, Zeitung las

und nach und nach Bekanntschaft mit den Locals schloss. Die Stammbesetzung war eigentlich das Beste am Origin. Inzwischen hatte ich Christy kennengelernt, die ihren Lebensunterhalt damit verdiente, Leute mithilfe von Tarotkarten zu beraten. Die Gehälter in Australien sind gut anderthalb Mal so hoch wie in Deutschland, und das gilt wohl auch für die Berufsgruppe »Medium«. Jedenfalls benötigte sie etwa zwei helllichtige Runden pro Tag (Zukunft kostete extra), um sich ein ziemlich gutes Leben zu finanzieren. Manchmal hörte ich heimlich bei den Sessions zu, auch wenn sie mir das strikt

verboten hatte. Bei den Geschichten, die die Leute bei ihr loswerden wollten, hatte sie sich das Geld redlich verdient, fand ich. Dann gab es Ron, einen etwas schweigsamen Pilotenausbilder für Ultraleichtflugzeuge, der meistens im Stehschritt ins Café kam, ohne links und rechts zu schauen, um dann wortlos hinter einer Tageszeitung zu verschwinden. Aber seitdem mir Vera zum Geburtstag einen Flug geschenkt hatte, bei dem mir Ron trotz lautstarken Protests in vierhundert Metern Höhe einfach für zwei schier endlose, schweißtreibende, wirklich furchterregende Minuten das Steuer

überlassen und die Arme entspannt vor der Brust verschränkt hatte, ohne dass wir gestorben waren, hatte er mich anscheinend irgendwie ins Herz geschlossen, und wir konnten sogar auch im Origin miteinander ein paar Worte wechseln.

Eher nachmittags schaute meist Sabrina herein, die bildschöne Köchin aus Portugal, die immer davon geträumt hatte, endlich für Leute zu kochen, die *echten* Hunger haben. Jahrelang hatte sie sich allerdings mit den wohlhabenden Touristen der teuren Resorts abfinden müssen, und hier war das Ego meistens deutlich größer als der Hunger. Seit

kurzer Zeit aber erfüllte ihr nun ihre wenige Monate alte Tochter Lou endlich ihren Wunsch. Lou hatte immer Hunger und ließ auch sonst nichts anbrennen. Jedenfalls hatte sie sich selbstbewusst zu Mr. Simons erster Freundin erklärt. Vielleicht fand sie seine Augen hübsch. Die beiden verbrachten viele Nachmittage damit, sich Förmchen zu überreichen und wieder wegzunehmen, wobei zu Mr. Simons Überraschung das Knutschen bei einjährigen Halbportugiesinnen einfach zu einer vernünftigen Freundschaft dazuzugehören schien. Ich musste an meine eigene, verdruckste Teenagerzeit

denken. Juli Schipp war die erste Frau gewesen, die ich – immerhin mit sechzehn – in komplizierten, mehreren arg verschachtelten Sätzen gefragt hatte, ob es nicht theoretisch eine gute Idee wäre, wenn wir, unter der Voraussetzung, dass, und überhaupt. Juli hatte Erfahrung mit dem Knutschen und verstand sofort. Im Gegensatz zu meiner ließ ihre Äußerung dann auch an Klarheit nichts zu wünschen übrig: »Nö.«

Die proaktive halbportugiesische Kussattacke schien eindeutig effektiver zu sein: Lou robbte sich an Mr. Simon heran, hielt ihm ein Förmchen hin, und sobald er vollständig abgelenkt war,

presste sie ihre Babyschnute halb geöffnet feste auf seine, bis er sich mangels anderer Fluchtrouten einfach nach hinten fallen ließ. Ich freute mich sehr für die beiden über die so lebensnahe Erfahrung.

Gar nicht zum Café passte hingegen die »neidische« Héloïse, wie wir sie nannten. Sie hatte selber ein mittelmäßig laufendes Büchercafé auf der Macrossan Street, zu dem Hunde, Katzen und Kinder keinen Zutritt hatten, wie sie mir zischend vor Wut erläutert hatte, nachdem Nina es allen Ernstes gewagt hatte, vorsichtig ein Buch aus einem Regal zu angeln. Das wäre ohnehin ein Buch für Erwachsene, wie man wohl sehr

gut sehen könnte. Héloïse wollte unbedingt hinter das Geheimnis der immerwährend fantastischen Stimmung in Glenns Café kommen, welches sie in der nicht existenten Kaffeerezeptur wähnte. Aber sooft sie sich auch immer mit einem Becher in die hintersten Winkel des Origin verzog, um misstrauisch an dem Kaffee zu nippen, den Kopf zu schütteln und wieder zu nippen, auf geradezu tragische Weise blieb ihr die einfache Erkenntnis verwehrt, dass man Menschen erst einmal mögen muss, bevor man mit ihnen Spaß haben kann.

Jim, blond, sportlich gebaut, braun gebrannt und mit einem unwiderstehlichen Humor bewaffnet, war quasi das genaue Gegenstück zur Héloïse. Er hatte sich auf russische Touristinnen spezialisiert, ein relativ selbsterklärendes Programm, das er mit beachtlichem Erfolg gleich an mehreren Wochentagen absolvierte. Das Origin diente ihm stets als sicherer Hafen für das letzte Vorgespräch, wobei er es nie versäumte zu zeigen, wie sehr alle anderen Anwesenden seine guten Freunde waren. Und irgendwie war er tatsächlich ein sehr liebenswerter Kerl, stets zu Späßen aufgelegt, wenn er wider Erwarten

einmal alleine kam, und hilfsbereit. Nur als wir ihn gefragt hatten, ob er sich nicht auch einmal zur neidischen Héloïse hätte setzen können, hatte er ganz kurz die Contenance verloren. *Das* ginge nun wirklich zu weit. Außerdem sähe sie auch nicht »russisch« aus.

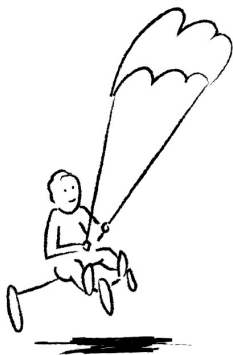
Und dann war da noch »Der arme Mann«.

Ich glaubte, ich hatte ihn schon mehrere Male an einem der äußeren Tische Richtung Grant Street sitzen sehen, aber es hatte sich nie ein Gespräch ergeben. Mir war bisher auch gar nichts Besonderes aufgefallen. Das sollte sich gründlich ändern, denn seine Ankunft

im Origin war an diesem Tag wirklich nicht zu übersehen. Zuerst hörte ich nur die Musik, dann konnte ich ihn heranrollen sehen. Er fuhr mit einem Behindertendreirad mit merkwürdigem Anhänger vor und peilte anscheinend den Tisch neben uns an. Der Elektroantrieb summte in unterschiedlichen Höhen, je nach Geschwindigkeit. Sein Gesicht war vom Wetter gegerbt, hatte aber verletzliche, feine Züge, aus denen auffallend strahlende Augen blitzten. Vorsichtig bugsierte er sein Dreirad in Richtung unseres Nachbartisches, wobei er mit einem unbekümmerten Lächeln

behutsam, aber bestimmt, eine breite Schneise durch die Stühle fuhr, die ein paar Gäste zuvor hatten herumstehen lassen. Das Anlanden am Tisch war ein kleines Kunststück auf engstem Raum, vor, zurück, ein Stück näher, noch mal vor, zurück, dann passte es einigermaßen. In seinem Anhänger musste irgendwo ein tragbares Radio sein, jedenfalls mischte sich eines dieser absurden Musikstücke von Monty Python mit den Charts, die Glenn hinten im Origin laufen hatte. Nina zog meinen Kopf mit beiden Händen zu ihrem Gesicht herunter, was sicher die auffälligste Art war, unauffällig

zu flüstern, und flüsterte: »Der arme Mann!«



Anscheinend gehörte er hier zum Inventar. Jedenfalls wurde er von den meisten Stammkunden mit einem freundlichen Lächeln begrüßt, und

Glenn stellte nach wenigen Minuten unaufgefordert ein Tablett mit einem Becher vor ihn hin. »Hi Rob! How is life today?«, und erntete ein echtes, freundliches Nicken.

Es gelang dem Mann, der Rob heißt, auch im dritten Anlauf nicht, das Tablett ganz vor sich zu schieben, denn der Tisch ist vom Wischen noch feucht und es dreht sich immer wieder weg. Er betrachtet das Ganze mit einem Lächeln, als wäre es nicht sein eigener Arm, der sich da in ruckelnden Bewegungen abmühte.

»Der arme Mann«, wiederholte Nina jetzt etwas lauter, weil ich ihren ersten

Kommentar bewusst überhört hatte.

»Ich glaube, er heißt Rob«, gab ich etwas unwirsch zurück.

»Er kann auch nicht Feuerwehrmann werden.«

Was für ein Tag ...

»Nina, hör zu. Du kannst laufen. Du kannst ganz viele Sachen. Du musst nur ganz viel üben, dann wird's schon.« Ich bemühte mich, einen motivierenden Tonfall anzuschlagen.

»Und wenn ich es nie schaffe?«

»Manche Sachen klappen erst, nachdem sie ganz oft nicht geklappt haben«, versuchte ich mein Glück. Aber es klang nicht wirklich überzeugend.

»Außerdem kannst du ja immer noch die beste Tierpflegerin der Welt sein, oder?«, antwortete ich und stupste sie in die Seite. Ich war stolz auf diesen Geniestreich zur richtigen Zeit. Und tatsächlich: Ein kleines Lächeln huschte über ihre Lippen, bevor die Sorgen es wieder vertrieben. Die Sache wird ein Dauerbrenner, befürchtete ich. Wenigstens kehrte mit der Ankunft des glorreichen Kakaos etwas Vergnügbarkeit zurück.

Ein paar Tage später, als Nina und ich am Four-Mile-Beach sitzen und UNO mit

einem Satz Karten spielen, der nur noch 34 Originalkarten, dafür aber ungefähr 19 zusätzliche Joker aus Blättern der Strandmandel enthält, was den Spielfluss sehr fördert, hören wir wieder das Summen des Elektrodreirads, gemischt mit ein paar Fetzen von Tom Waits. Dann taucht Rob an der Böschung auf.

»Oh! Der arme Mann! Was macht der hier?«, fragte Nina.

»Er heißt nicht Der arme Mann. Er heißt Rob«, sage ich entschieden. »Das habe ich dir schon ein paarmal gesagt. Sag bitte: Rob!«

»Der arme Mann heißt Rob«, kommt es trotzig.

Rob winkt fröhlich zu uns herüber. Inzwischen waren wir uns häufiger begegnet. Der Elektromotor kämpfte sich die Böschung rauf. Dann schlägt das Vorderrad seitwärts um und gräbt sich tief in den Sand. Für Rob Endstation, denke ich. Aber es geht weiter. Auf den Knien. Am Boden. Erst jetzt bemerke ich, dass Rob eine Art Lappen um jedes Knie geschlungen hat, so dass er sie sich nicht aufscheuert. Schwerfällig hangelt er sich um sein Dreirad herum und zerrt mit aller Kraft an dem dicken Alugestänge des Anhängers. Anscheinend eine Art Strandbuggy. Es muss sicher 20 Kilo oder mehr wiegen: Rob atmet

schwer, während er sich über den Buggy beugt und an einer Art Plane oder Zelt zerrt. Fast verschwindet er darin, weil der Wind das Tuch immer wieder um seinen Körper wickelt. Die Seile daran verheddern sich zwischendrin im Buggy, aber mit viel Geduld gelingt es ihm schließlich, etwas Ordnung in das flatternde Chaos zu bringen. Jetzt kann ich auch erkennen, dass es kein Zelt ist, sondern einer dieser großen Lenkdrachen. Endlich setzt Rob sich in den Sand.

Nina schaut mich mit großen Augen an, sagt aber nichts. Jetzt legt sich Rob das Bündel auf den Schoß. Er stemmt

beide Fäuste in den Sand. Sie sinken fast bis zu den Handgelenken ein. Dann schiebt er sich rückwärts vom Buggy weg und setzt den Körper wieder ab. Die Fäuste wieder in den Sand. Unter dem T-Shirt zeichnen sich seine Muskeln ab. Wieder der Schub rückwärts. 30 Zentimeter, ein Schritt. Oder wie soll man das nennen – *Schritt*? Im Sand hinterlässt Rob eine Spur. Alle 30 Zentimeter die beiden Faustabdrücke, dazwischen eine Rinne, die seine Beine hinterlassen. Fast sieht das aus wie die Spuren der Riesenschildkröten, die wir manchmal frühmorgens am Strand finden. Wieder ein Schub. Das ist schon

beim Zuschauen anstrengend. Wahrscheinlich hätte sich jeder Fitness-Trainer schon auf der Hälfte der Strecke weinend in den Sand fallen lassen. Aber Robs Kampf mit der Schwerkraft ist still und beharrlich. Die Leinenlänge des Lenkdrachens beträgt gut 15 Meter. Das scheint eine unüberwindbare Distanz zu sein.

Fischer, Fischer, wie tief ist das Wasser?
Unendlich tief.

Nina sagt immer noch nichts, aber sie drückt sich eng an mich. Gut fünf Minuten ist Rob unterwegs, bis er den Lenkdrachen mit relativ straffen Leinen an einer günstigen Stelle nahe der

Wasserlinie positioniert und sorgfältig aufgefaltet hat. Der Drachen liegt jetzt flach auf dem Rücken. Noch viele Minuten mehr, bis Rob sich schließlich in den Sitz des Buggys rutschen lassen kann und die Beine mühsam in die Schlaufen unten an der Lenkerstange bringt. Robs Brustkorb hebt und senkt sich schnell, während er vorsichtig beginnt, die Leinen so zu ziehen, dass sich die obere Kante des Drachens mit Luft füllen kann. Schließlich faltet sich der Drachen auf. Bestimmt an die fünf Quadratmeter, schätze ich, ohne Trapez ist so etwas vermutlich kaum zu halten. Der Buggy schiebt sich einige Zentimeter quer zu

den Achsen in Richtung Meer. Rob kämpft mit dem stabförmigen Griff, an dem die Leinen befestigt sind. Durch seinen sehnigen Oberkörper geht ein Ruck, und der Buggy rollt einige Meter vorwärts. Dann noch ein Ruck, stärker diesmal, der Drachen zeichnet eine Acht in den Himmel. Der Wagen rollt schneller, nun an uns vorbei, macht eine Kurve Richtung Land und nimmt erst richtig Fahrt auf. Immer schneller. Die Räder fangen an zu rappeln, und der Drachen zischt durch die Luft, Sand spritzt zu beiden Seiten. Immer schneller, und dann rast Rob mit einer irrsinnigen Geschwindigkeit an uns vorbei, sicher

deutlich über 50 Kilometer pro Stunde. Manchmal scheint der Buggy kaum noch den Boden zu berühren, bei der Wende pendelt er bedrohlich auf zwei Rädern, um kurz abzubremsen und dann weiterzurasen.

Nina sagt immer noch nichts. Seit wir Rob am Strand ausgemacht haben, hat sie kein einziges Wort mehr verloren, stelle ich überrascht fest. Für ihre Verhältnisse eine Art Rekord. Auch auf dem Rückweg: Stille. Aber je näher wir an unser Haus kommen, desto schneller werden ihre Schritte.

Als wir auf der Terrasse ankommen, rennt sie sofort in die Küche, und dann

sprudelt es endlich aus ihr heraus:
»Mama! Wir waren bei Rob!«

»Wer ist Rob?«, fragt Vera und dreht sich zu mir um.

»Der arme Mann«, sage ich lakonisch.

Vera wirft mir einen fragenden Blick zu. Aber zu weiteren Erläuterungen komme ich nicht. Nina überhört meine Bemerkung und plappert aufgeregt weiter: »Rob ist Rennfahrer! Mit einem Drachen. Es ist unglaublich. Also er kann fast fliegen! Auf einem Dreirad. Wirklich! Wir sind zum Strand gegangen und haben UNO gespielt und dann ...«

Ich schloss die Terrassentür, und die aufgeregte Stimme verschwand. Durch

das getönte Glas konnte ich Nina sehen, wie sie vor Vera stand und wild gestikulierte, die große Sensation im kleinsten Detail.

Nach einer Weile öffnete sich die Terrassentür, und Vera setzte sich zu mir.

»Und jetzt?«, fragte sie.

»Was meinst du?« Ich wusste, was sie meinte.

»Sie will jetzt *doch* auf jeden Fall Feuerwehrmann werden.«

»Ich weiß. Aber es ist doch wirklich gut, wenn sie lernt, dass es sich lohnt, für Träume zu kämpfen, oder?«

Ich fühlte mich ziemlich hilflos. Irgendetwas fehlte in meinem

Verhaltensrepertoire. Ich wusste genau, wie man kämpft. Das war immer schon so gewesen. Schon im Institut hatte ich mich nie damit abfinden können, wenn etwas angeblich nicht möglich war. Auch unsere Reise war ja unter anderem deshalb zustande gekommen, weil wir trotz des Hürdenlaufs nicht aufgegeben hatten. Aber ich wusste auch, dass mein Kampfgeist nicht nur eine Stärke war.

An diesem Abend schlug ich mein Tagebuch auf und blätterte ein paar Seiten zurück. Irgendwo war doch die Stelle ... Da, *Abenteuermenschen*, und etwas davor der Eintrag: *Es lohnt sich, für Träume zu kämpfen!* An den Rand

daneben schrieb ich jetzt: *Immer?* Und dann noch, etwas zwischen den bisherigen Einträgen eingeklemmt: *Was, wenn ein Traum nicht wahr werden kann?*

322 000. MINUTE
PORT DOUGLAS (16° 29' S, 144° 22' 0)
FAR TROPICAL NORTH
QUEENSLAND, AUSTRALIEN

**ROB UND DIE LEICHTIGKEIT DES
SEINS**

Als wir beobachtet hatten, wie Rob den Drachen aufbaute, hatte ich mir vorgenommen, ihm zu sagen, wie sehr mich das beeindruckt hatte. Vielleicht würde ich ihm auch davon erzählen, welchen Eindruck der Abend auf Nina gemacht hatte. Eigentlich ging es ja um Nina. Jedenfalls wollte ich an diesem Morgen einen Abstecher ins Origin machen. Es passte ganz gut, dass Nina schon früh in die Spielgruppe wollte: Heute war ihr Geburtstag, und sie freute sich sehr auf die kleine Feier mit den anderen Kindern. Wir waren ziemlich froh, für sie in Port Douglas eine Gruppe gefunden zu haben, in der es erstens

einen Gartenschlauch als Außendusche gab, denn an manchen Tagen kletterte das Thermometer deutlich über 30 Grad, und in der zweitens auch Mr. Simon mit dabei sein konnte, wenn er wollte. Schnell hatten die Kinder erste Freundschaften geschlossen, Lou nicht zu vergessen. Das war uns besonders wichtig, weil das Spielen mit anderen Kindern während unserer Reise durch Thailand etwas zu kurz gekommen war.

Während ich auf das Origin zusteuerte, kam mir mein Vorhaben plötzlich merkwürdig vor. Ich hatte mir eingeredet, Rob würde sich vielleicht freuen. Aber es kam ja auch keiner zu

mir und beglückwünschte mich dazu, wie ich auf ein Fahrrad steige. Oder trieb mich etwas anderes hierher?

Anyway, jetzt ist es eh zu spät, noch umzudrehen – die halbe Crew hat mich schon erspäht. Glenn winkt kurz herüber, während er einen Tisch schrubbt. Als ich am Café ankomme, wirft Christy mir einen warnenden Blick zu, was so viel bedeuten soll, als dass sie im Kundengespräch ist. Bei ihr sitzt die Frau mit dem kurz geschnittenen, schlohweißen Haar, die ihr schon letzte Woche ihr Herz ausgeschüttet hatte. Irgendwie ist die Welt voll von Leuten,

die andere Leute suchen, um endlich mal zu reden.

Rob ist auch da. Ich setze mich an den Nachbartisch. Er hat sein Dreirad wie üblich neben dem Tisch geparkt. Gerade angelt er nach seinem Becher. Etwas von dem Kaffee schwappt über die ruckelnde Hand. Lächeln. Ein zufriedenes Brummeln kommt aus seiner Richtung, als er den Kaffee kostet. Etwas von dem verschütteten Kaffee tropft vom Rand des Bechers auf seine Oberschenkel und rinnt von dort aus langsam das Bein hinunter. Ich kann nicht weggucken. Kaum zu ertragen, wie da Kaffee ungehindert an einem Menschen

herunterläuft. Das macht mich nervös; mit Mühe unterdrücke ich den Impuls, mir eine Serviette zu nehmen und den Tropfen endlich zu stoppen. Ich merke plötzlich, dass Rob mich die ganze Zeit bei meinem Beobachten beobachtet. Er sitzt ja nur anderthalb Meter von mir entfernt. Seine Augen! Was für ein leuchtendes Aquamarin. »Good Morning«, sagt er mit merkwürdigem Akzent, und seine Augen blitzen noch mehr. Eine Unzahl von kleinen Lachfalten wird für kurze Zeit sichtbar. Als sie weggehen, sehe ich, dass die Haut dazwischen heller ist. Trotz seiner Freundlichkeit fühle ich mich ertappt.

Mein »Good Morning, Rob« klingt etwas schnell.

Er sagt noch etwas. Ich hatte ihn ja noch nie sprechen hören. Es kann nichts viel anderes sein als »How are you?«, hört sich allerdings nicht wirklich so an. Die Vokale sind lang gezogen, die Konsonanten dazwischen verhalten fast in seinem Mund.

»Fine, thank you. How are you?« Ich nicke ihm extra deutlich zu, damit er sich nicht die Mühe machen muss, mir die Hand zu schütteln.

»Thanks, great!« Er streckt mir seine Hand entgegen. In seiner Pranke verschwindet meine Hand wie die eines

Kindes. Ich habe eigentlich ziemlich große Hände. Seine Augen strahlen immer noch, anscheinend ist das immer so. Der Handshake ist sensationell. Als Kind habe ich immer die Hand in Opas Schraubstock geklemmt, unten in dem Keller, in dem das Sägemehl an den Socken hängen blieb und es so wunderbar nach Holz und Holzleim roch. Dann habe ich mit der freien Hand vorsichtig an dem Holzstab gedreht, bis sich das Rautenmuster der Metallblöcke fest in den Daumenballen eingraviert hatte. Überhaupt kommt mir der ganze Mann so groß vor; man sieht jetzt die einzelnen Muskelstränge der athletischen

Oberarme. Ich muss daran denken, wie er gestern die Fäuste in den Boden gestemmt hatte. Der Schraubstock lässt los. Ich nicke ihm noch einmal zu, während ich teste, ob ich noch alle Finger der rechten Hand bewegen kann.

»What's your name?«, fragt er höflich. Mir fällt erst jetzt auf, dass ich mich überhaupt nicht vorgestellt hatte, ihn aber schon beim Namen nannte. Anscheinend hatte ihn das nicht gestört.

»I am Wolf, hi«, sage ich. Ich bin immer noch befangen, und das stört mich. Jedenfalls laufen in meinem Kopf Gedanken auf zwei Ebenen synchron, und im Multitasking war ich noch nie

gut. Es kann ja nichts Besseres dabei herauskommen als ein ziemlich absurdes »What are you doing?«, das mir einfach rausrutscht. Meine Güte. Was soll er schon machen ... Rob wirft mir einen fragenden Blick zu und fängt an zu lachen. Er muss husten, und erst befürchte ich schon, der Husten könnte die Oberhand gewinnen. Aber das Lachen setzt sich durch.

»I think ... I am having my coffee.« Jetzt prustet er los, lacht noch mehr und tippt mir in dieser verrückelten Zeitlupe mit seiner riesigen Faust gegen die Schulter, ganz vorsichtig, sonst hätte er mich wahrscheinlich mühelos vom Stuhl

gekippt. Da ist das Eis gebrochen, er nimmt mir meine dämliche Befangenheit von den Schultern. Seine Leichtigkeit ist unwiderstehlich und gleichzeitig verwirrend. Für einen Moment kann ich mich gar nicht mehr richtig erinnern, wie er sich gestern Abend Zentimeter für Zentimeter durch den Sand geschleift hat, das Bild erscheint nicht. Wir sehen uns kurz an. Ich fange auch an, über mich zu lachen. Tut gut.

Von den ersten Anzeichen, dass etwas mit ihm nicht stimmte, einem merkwürdigen Unwohlsein, das er nicht

einordnen konnte, dauerte es nur eine halbe Stunde, bis die ersten Lähmungen in den Beinen begannen. Rob war wie jeden Tag mit seinem Boot rausgefahren und in den Gewässern um Port Lincoln unterwegs, gut 15 Seemeilen vor der Küste, ganz im Süden Australiens. Es war ein klarer, sonniger Morgen gewesen, wie heute. Mäßiger Wellengang. Vielleicht hatte sich der Virus schon seit ein paar Tagen unbemerkt in seinem Körper befunden – die Inkubationszeit liegt bei nur fünf Tagen, man hat eigentlich überhaupt keine Chance zu reagieren, wenn man nicht zufällig Arzt ist und rechtzeitig etwas merkt. Rob war Fischer.

Es war kein besonderer Tag, an dem ihm plötzlich immer schwindliger geworden war, so dass sie in der Bootsmannschaft erst einmal ein paar raue Späße gemacht hatten. Als sie ihn knapp drei Stunden später endlich an Land schleppten, konnte er den Kopf schon nicht mehr richtig drehen und hatte kaum noch Kontrolle über seine Hände. Die virale Enzephalitis hatte die Nervenverbindungen seines Hirnstamms befallen und dort ihr verheerendes Zerstörungswerk begonnen. Innerhalb der nächsten zwölf Stunden verlor Rob die Kontrolle über Teile seines Körpers, seinen Beruf als Fischer und damit sein

Einkommen und seine gesamten damaligen Zukunftspläne.

Robs Erzählungen sind nicht dramatisierend. Auch nicht absichtlich lapidar. Einfach ein knapper Bericht über etwas, was länger zurückliegt.

»Du hattest ja danach gefragt«, sagt er milde lächelnd, als er meinen Gesichtsausdruck sieht. »Lass dich nicht unterkriegen ... Wir sitzen hier in der Sonne und genießen den Tag.«

Der Satz klingt in meinen Ohren nach. In seinem Klang sind wirklich nur die Sonne, der schöne Morgen, der leichte Wind. Die Erzählung von einem Fischer, der einmal alles verlor, hat keine

Spuren in seiner Stimme hinterlassen. Ich lege beide Hände um meinen Becher. Für eine Weile schlürfen wie beide gedankenversunken unsere Getränke. Dann fällt mir wieder ein, warum ich mich überhaupt zu Rob gesetzt habe. Das hilft mir auch, etwas Abstand zwischen mich und Robs Geschichte zu kriegen.

»Wir haben dich gestern gesehen. Ich wollte dir sagen, dass mich das wirklich beeindruckt hast, wie du den Drachen aufgebaut hast.«

»Danke, das ist nett.« Er lächelt. Dann blickt er mich unverwandt an. Es ist merkwürdig: In seinem Gesicht fehlt jeglicher Versuch einer Pose. Dieses

getönte Glas der Inszenierung, durch das man schaut, wenn sich jemand in seiner Lieblingsrolle darstellt, ist nicht da. Eigentlich habe ich eher das Gefühl, er würde mich direkt in sich hineinsehen lassen.

»Wolltest du mich was fragen?«, sagt er lächelnd.

»Eigentlich nicht.« Innerlich gerate ich etwas ins Schlingern. Schließlich hatte ich mich eben noch selbst gefragt, was ich wirklich hier will. Ich schlage einen selbstironischen Tonfall an: »Ich wollte wohl loswerden, wie sehr mich das beeindruckt hat. Wir haben gesehen, wie

du gekämpft hast, Zentimeter für Zentimeter.«

»Kämpfen ist wichtig ...«, höre ich ihn versonnen sagen.

Ja, genau, denke ich. Das war mein Thema. Man muss für die Träume kämpfen. Nicht aufgeben. Endlich sagt das auch mal jemand, der wirklich was davon versteht.

»... aber nur ein kleiner Teil des Weges«, fährt er fort. Zu früh gefreut ...

»Hm«, sage ich unbestimmt. Keine Ahnung, worauf er hinauswill.

»Nachdem ich mein altes Leben verloren hatte, habe ich über ein Jahr dafür gekämpft, es zurückzugewinnen.

Tausende Therapien, von morgens bis abends. Kannst du dir das vorstellen?»

Ich nicke. Ja, das kommt mir allzu bekannt vor.

»Am Ende war ich total erschöpft und frustriert. Ich konnte nicht mehr lachen vor lauter Kämpfen. Da war keine Leichtigkeit mehr in meinem Leben.«

Ich nicke erneut. Ich habe zwar nur eine leise Ahnung, worauf er hinauswill, aber etwas in mir sträubt sich schon ganz gewaltig.

»Ich musste aufhören zu kämpfen. Meine alten Träume würde ich nicht mehr wiederbekommen. Das Meer war mein Leben. Jetzt kann ich nicht mal

schwimmen.« Er blickt mich an. Das erste Mal, seitdem ich ihn kennengelernt habe, ist sein Gesicht ernst.

»Ok, ich verstehe«, sage ich, obwohl das nicht stimmt. Dann rapple ich mich auf: »Aber gestern, meine ich. Du wärst nicht geflogen, wenn du nicht gekämpft hättest, oder?«

»Kämpfen ist, wenn du die Segel setzt. Wie ich gestern im Sand«, sagt Rob. Dann findet das Lachen zu ihm zurück. »Für das Fliegen selbst brauchst du aber vor allem den Wind!«

Ich nicke einfach weiter, unfähig, anders zu reagieren.

»Ich kann nicht um mein altes Leben kämpfen. Du kannst keinen Wind erkämpfen. Er wird ja nicht stärker, nur weil du kämpfst oder hoffst oder wartest ...« Er schaut mir prüfend in die Augen. Wahrscheinlich ist es nicht schwer, meine Gemütslage zu erraten. Seine Stimme zieht sich zurück.

»Apropos Wind.« Er dreht sich zu den Palmen auf der anderen Seite der Grant Street um. Es ist die Bewegung eines Hundertjährigen. Die Blätter schwanken unter den Böen hin und her. »Ganz schön ernstes Thema hier ... Ich will los. Lass uns ein anderes Mal weiterreden, wenn du magst, ok? Sideshore heute! Das

sind bestimmt schon 17 Knoten, großartig!« Seine Augen blitzen wieder auf, wie bei einem Kind, dem man ein Geschenk überreicht.

»Ich zahle«, sage ich, während er anfängt, das Dreirad startklar zu machen. Das Radio springt an, gerade laufen Lokalnachrichten aus Nord-Queensland. »Wolf, take care!« Schraubstock.

Ich schaute Rob noch lange nach, nachdem er unten in der Grant Street um die Ecke gebogen war. Das alles passte mir überhaupt nicht. Vielleicht fühlte ich mich auch etwas ertappt –

jedenfalls musste ich an die schwermütige Stimmung denken, die mich manchmal beim Spielen mit Nina befiel. Ninas Tränen im Anzac-Park. Das ist wohl das Gegenteil von Robs Leichtigkeit. Unser Gespräch erinnerte mich auch fatal an den Glückskeksstreit mit Anna Amsel in Bonn, etwa zwei Jahre vor unserer Reise. Das war noch die Zeit gewesen, in der ich völlig erschöpft davon war, meine Lebensentwürfe irgendwie doch umsetzen zu wollen, auch wenn alle Zeichen auf Sturm standen. Damit war ich schnurstracks zu ihr, schließlich war sie ein Profi. Ihre Antwort schmeckte mir damals genau so wenig wie das heutige

Gespräch mit Rob. Sie sprach von zwei Wegen, glücklich zu werden: Man könne versuchen, die Realität an die Träume anzupassen. Das sei so vielversprechend wie mühsam. Anscheinend sei ich auf so etwas spezialisiert. Oder eben umgekehrt, in dem man die Träume an die Realität anpasst. Ob ich darüber schon einmal nachgedacht hätte? Glücksforscher hätten übrigens herausgefunden, dass man mit letzterer Methode deutlich »zufriedener« lebt. Glücklich sein hingegen, das gäbe es eigentlich gar nicht längerfristig. Das Glück sollte ungefähr so sein wie diese Kleinstbestandteile von Atomen, Higgs und Hobbs und Quarks und so weiter,

nach denen die Physiker so verzweifelt suchten, weil sie kaum je richtig existierten. Wie gewonnen, so zerronnen. Ich war richtig sauer geworden. Blöde Glücksforscher, die gingen mir schon seit Längerem auf den Wecker. Darunter stellte ich mir Leute vor, die den ganzen Tag wahnsinnig zufrieden in abgelaufenen Manufactum-Katalogen blättern, dabei Brennnesseltee trinken und anderen Leuten unaufgefordert Glückskekse mit verschwurbelten Ratschlägen schenken. Genau wie die ganzen Pseudo-Buddhisten, die jetzt überall aus dem Boden schossen und einem bei jeder

Gelegenheit einhauchten, dass man alles »loslassen« müsse. Du musst einfach loslassen, du. Wie einfach ist das denn: *Okay, ab jetzt ist mein größter Lebenstraum: ein Capri-Eis.* Und schwupps: Zufriedenheit. Die anderen Träume lasse ich ganz doll los. Anna Amsel hatte damals wohl den gleichen wunden Punkt getroffen, den an diesem Tag Rob erwischt hatte.

Mir war schon klar, dass wir auf die Idee mit der Reise erst kommen konnten, nachdem wir aufgehört hatten, uns an die Vorstellung von einem normalen Leben in Bonn zu klammern. Insofern war das Loslassen irgendwie

auch einmal wichtig gewesen. So weit, so gut ... Aber Ninas Probleme wurden nun wahrlich nicht dadurch kleiner, dass wir uns nett entspannten und die Ansprüche herunterschraubten. Das beste Beispiel waren doch ihre Berufswünsche einschließlich des Feuerwehrtraums. Wenn es überhaupt irgendwelche Perspektiven in der Richtung gab, dann würden sie sich bestimmt nicht daraus ergeben, dass wir auf das Glück oder den Wind warteten. Abwarten und Brennnesseltee trinken. Und viel Glück übrigens ...

Der Kaffee war halb leer und kalt. Ich zahlte für mich und Rob und machte mich auf den Weg. Ich musste mich wieder zusammenreißen, denn für heute gab es ein relativ straffes Programm mit Geburtstagsvorbereitungen. Mittags sollte es eine Torte geben, dafür war ich mangels irgendwelcher Talente nicht zuständig, aber abends war ein Lagerfeuer geplant, und das war archaisch genug, dass ich es selbstredend übernahm. Vielleicht konnte ich mich mit dem Holz am Strand etwas abreagieren. Vera hatte vorsichtig angemerkt, dass Feuer dort strengstens verboten seien und wir uns als

Zugezogene eventuell an die Spielregeln halten könnten. Und so war es zu der ersten Abstimmung in der Geschichte unserer Familie gekommen, an der Mr. Simon persönlich teilgenommen hatte. Da Nina ohnehin wegen ihres feierlichen Anlasses drei Stimmen hatte, war es sage und schreibe fünf zu eins ausgegangen. Das ist so in der Demokratie. Schließlich hatte ich mit Unterstützung der Kinder kräftig Holz gesammelt. Die riesigen Blattbasen von Palmen brennen mindestens so gut wie niederrheinisches Reisig, und die faserigen Kokosnusshüllen sind ebenfalls fantastisches Feuerfutter.

Schließlich war es soweit: Die Party am Four-Mile-Beach konnte steigen. Mit Einbruch der Dämmerung machten wir das Feuer an. Es war wunderschön. Dazu hatten wir ein köstliches Menü vorbereitet: Grillkartoffeln, frische Fischfilets, mariniert mit Thymian und Knoblauch in Alufolie, mit Honig bestrichene Grillbananen, die obligatorischen Würstchen, frisches Brot – es war himmlisch. Chris, Sabrina und Lou waren gekommen, dazu unsere Nachbarn und noch einige Freunde; wir hatten schöne Musik angemacht. Bald senkte sich die Nacht wie ein dunkler Mantel über Port Douglas. Erst

verschwanden die Häuser des Solander Boulevards, dann die Palmen um uns herum, und irgendwann hätte man meinen können, wir mit unserem Feuer wären die einzigen Menschen auf einem kleinen Sandplaneten, der seine Bahn durch das dunkle Weltall zog.

Doch von einer Sekunde auf die andere waren wir von allen Seiten von monströsen Gestalten umzingelt. An der Wendeschleife des Boulevards stehen ein riesiger Feuerwehrtruck der Port Douglas Mossman Fire Brigade und ein weiterer Feuerwehrwagen mit blinkenden Blaulichtern. »Step back, step back!«, herrscht mich eine Stimme an. Ich schaue

hoch. Fünf Männer in
Feuerwehruniformen, drei davon in
gepanzerten Schutzmonturen, staksen
um uns herum, mit Helm und
Schutzplatten vor Brust und
Schienbeinen. Sie sehen eigentlich eher
so aus wie die Monster aus einem der
Predator-Filme. Mr. Simon brüllt, was das
Zeug hält. Überall Funksprechstimmen.
Taschenlampen blitzen auf; zwei Männer,
die, glaube ich, noch hinzugekommen
sind, schleppen schwere Kisten mit
allerlei Werkzeugen herbei, eine
Schlauchrolle landet direkt auf meinen
Füßen. Einer von ihnen hat einen
riesigen Behälter mit einer

Löschflüssigkeit auf dem Rücken, in dem Ding schwappen gut und gerne 40 Liter hin und her, kein Spaß in der tropischen Abendhitze, kühler als 25 Grad wird es hier ja nachts kaum, plus die 10 Grad vom Lagerfeuer. Überhaupt war die ganze Situation kein Spaß. Ich angle nach Ninas Arm, ziehe sie noch ein paar Meter vom Feuer weg und schaue rüber zu der Stelle, an der es sich Vera und Sabrina gemütlich gemacht hatten. Auch sie haben Mr. Simon und Lou schon in Sicherheit gebracht. Die beiden Kleinen kreischen jetzt unisono.

Nina ist auch ziemlich entsetzt. Ich sehe ihr an, dass sie überhaupt nicht

versteht, was hier gerade vor sich geht. So hatte sie sich das jedenfalls nicht vorgestellt. Noch eine interkulturelle Erfahrung vom Feinsten. Allerdings hatten wir es uns diesmal selbst zuzuschreiben, also wir bis auf Vera. Ich habe ein enorm schlechtes Gewissen und mache mir Sorgen. Schließlich ist das hier Ninas Geburtstagsparty. Das Feuer hatten wir ihr zu Ehren angezündet.

Die Männer fangen an, mit Hochdruck Schaum in das Feuer zu pumpen. Schaumfetzen fliegen durch die Luft. Noch was, was nass ist und vom Himmel fällt, schießt es mir durch den Kopf, aber dafür ist nun wirklich keine

Zeit. Einige der Folienkartoffeln und ein paar glühende Astenden werden getroffen und rollen durch die Gegend, Funken stieben.

Eines der Schutzanzug-Monster kommt auf uns zu und klappt das Visier auf. Ist ein Gesicht drunter. »You can't make a fire here«, sagt der Mann in schneidendem Tonfall.

»Oh? I didn't know, sorry.« Das Nächste der etwa zwanzig am Strand postierten Schilder mit einem dick durchgestrichenen Feuer stand wahrscheinlich nur wenige Meter entfernt, direkt neben dem mit den Krokodil- und Quallenwarnungen. Der

Mann war gerade dabei, irgendetwas auszurollen, hört aber schlagartig auf und schaut mich mit hochgezogenen Augenbrauen und geschürzten Lippen an.

»Ok, I am really sorry«, sage ich schnell. Das war jetzt nicht der Moment, um sich doof zu stellen.

Zum Glück lacht er: »Nice try, mate!«, höre ich in breitestem Slang, während er sich wieder der Rolle widmet.

Also nächster Versuch. Ich muss ja irgendwie das Feuer retten: »Es ist ja ein relativ kleines Feuer.« Ist doch wirklich komisch, wenn sie wegen dieses bisschens

mit einem kompletten Löschzug anrücken. Ein irrer Aufwand.

Die Antwort kommt prompt. Gott sei Dank scheint der Mann wirklich Humor zu haben. »Eine Gelegenheit für eine relativ große Quartalsübung.« Er grinst. »Ansonsten würde euch das hier übrigens sehr viel Geld kosten.«

»Es tut mir wirklich leid«, gebe ich kleinlaut nach. Dann der letzte Versuch. »Es ist ihre Geburtstagsparty. Sie hatte sich das Feuer zum Geburtstag gewünscht.«

Der Mann hält inne.

»Oh. Damn! I see!« Ich hätte es fast erwartet, aber da ist keine Ironie in seiner

Stimme. »Really?«

Ich nicke. Er ist insgesamt deutlich sensibler, als ich das von einem 1 Meter 95 großen Feuerwehrmann in Kevlar-Platten-Montur erhofft hatte.

Er überlegt kurz.

»Wie heißt dein Mädchen?«, fragt er mich.

»Sie heißt Nina.«

Der Mann stakst zu einer der Kisten hinüber, die die Männer mitgeschleppt hatten. Er wühlt kurz darin herum, und ein knallrotes Megafon kommt zum Vorschein. Ich zucke zusammen, als er es anstellt. Das Ding fiept und knackt über

den gesamten Strand. »Firewoman Nina, we need your help tonight.«

Das kann man jetzt sicher von hier bis zum Anzac-Park hören. Zwei der anderen Feuerwehrmänner hören kurz mit ihren hektischen Aktivitäten auf und blicken irritiert zu ihm herüber. Er gibt ihnen ein Zeichen, dass alles in Ordnung ist.

Nina schaut völlig verunsichert zu mir herüber. Sie hat sowieso schon einen roten Kopf vor lauter Aufregung.

»Ja, ähm, genau!«, stottere ich. Wahrscheinlich sehe ich genauso unsicher aus wie sie. Ich blicke sicherheitshalber noch mal zum Feuerwehrmann. Der

blinzelt mir zu. Dann winkt er wieder zu Nina hinüber. »Firewoman Nina! Please urgently join us. We need you now!«

Ich schiebe hinterher: »Ja, na los! Ist doch dein Geburtstag heute!«

Ninas verstörter Gesichtsausdruck verschwindet nur zögerlich. Sie torkelt zu dem Feuerwehrmann hin, erst langsam, weil sie aufgeregt ist und dann das Kippelige immer noch etwas stärker ist, dann aber immer entschlossener. Als sie bei ihm ankommt, strahlt sie schon über das ganze Gesicht. Der Mann drückt ihr ein Paar riesige Handschuhe und ein rot lackiertes Etwas in die Hand, das wie eine große Schneeschaufel aussieht. Sie sei

jetzt die Einzige, die den Löschsand auf die Glut schippen könne, das sei auch nicht ganz ungefährlich. Nein, nicht gegen den Wind ..., ja ... so!

»Thank you, Firewoman! So ein Glück, dass du hier bist.« Nina schaufelt, als ginge es um ihr Leben. Der Griff des Schiebers ist fast doppelt so hoch wie sie, und die leeren Finger der Handschuhe zeigen in alle Himmelsrichtungen. »Great job, really!«

Am liebsten hätte sie den gesamten Four-Mile-Beach von Port Douglas auf dem Quadratmeter Lagerfeuer aufgeschüttet.

Das letzte Stück nach Hause muss ich Nina tragen. Sie ist in meinem Arm eingeschlafen. Keine Ahnung, wann das das letzte Mal so war. Aber es ist genau richtig. Da darf jetzt auch nichts mehr sein zwischen der Feuerwehr-Party und dem Schlaf. Ihr Körper fühlt sich so leicht an, als ich sie auf das Bett lege. Auf ihrem Gesicht spiegelt sich ein Lächeln. Neben ihr sammeln sich in den Falten des Lakens überall kleine Sandhäufchen. Das Harz der Äste, die wir fürs Feuer gesammelt haben, klebt dunkel in ihren Handinnenflächen. Ihr flachsblondes Haar ist völlig durcheinander, ein paar Strähnen kleben an den Schläfen. Das T-

Shirt mit dem Stern ist voller Ascheflocken, das Gesamtkunstwerk riecht nach Feuer. Sie seufzt leise im Schlaf. Wer weiß, wovon sie heute Nacht träumt. Ich decke sie mit einem Laken zu und schalte das Licht aus. Als ich aus der Tür gehe, drehe ich mich doch noch einmal um.

»Viel Glück!«, sage ich in das Dunkel hinein. Der Wind von draußen weht sanft die Vorhänge am Fenster hin und her.

630 000. MINUTE

WALLABY CREEK FESTIVAL

CAPE YORK PENINSULA (15° 28' S, 145° 15' 0)

QUEENSLAND, AUSTRALIEN

PEACE & FREEDOM UND SO

»Touristen ... Eigentlich müsste man sogar Mitleid mit ihnen haben! Das ganze Leben schön brav im Büro hocken, Leben nach Vorschrift ... Dann kaufen sie sich ihre armselige Mini-Freiheit im Reisebüro zusammen, machen einen Kurztrip irgendwohin und fühlen sich großartig. Aber dann, husch, wieder ab ins bourgeoise Körbchen. Das Leben im goldenen Käfig, weißt du?«

»Ja.«

»Oberspießig, weißt du? Das ist keine echte Freedom, Mann. Das ist gar nichts. Voll kleinbürgerlich, verstehst du?«

»Ja, Mann.«

»Und verklemmt bis zum Gehnichtmehr ... Unfrei bis zur Monogamie! Mann, ich sag's dir! Total unfrei. Hat Morx auch gesagt.«

»Echt unfrei.«

»Und noch nicht mal anständig rauchen kann der ...!« Hysterisches Gekicher von zwei Männern.

»Ja, Mann. Hast du noch was dabei von dem Zeug?«

Die erste Stimme gehörte eindeutig Rocky, dem ungekrönten, aber umso selbstbewussteren König aller fahrenden Hippies von Queensland. Folglich musste die zweite Stimme fast zwangsläufig die seines jungen Adepten Rainbow sein,

auch wenn der ja bisher nicht viel von sich gegeben hatte, so dass ich mir nicht ganz sicher war. Rainbow war eher in sich gekehrt, jedenfalls dann, wenn Rocky das Wort führte, was im Prinzip immer der Fall war. Und so ungern ich es auch hörte, der Mann, den die beiden soeben zum unfreisten Oberspießer des Jahrhunderts gekürt hatten, stand zweifelsfrei fest: ich. Mein Fauxpas mit der Pfeife lag nämlich gerade einmal eine knappe Stunde zurück. Woher sollte ich auch wissen, wie man eine »nordamerikanische Friedenspfeife von einem echten Navajo-Indianer« richtig bedient, ohne die Federn des »echten

kanadischen Felsenadlers« anzusengen. Jedenfalls hatte ich in der beschaulichen Lagerfeuerrunde einen penetranten Geruch nach verbranntem Horn und einen bleibenden Eindruck hinterlassen sowie die ganzen positiven Vibrations durcheinandergebracht. Als dann noch die Diskussion zur freien Liebe an Fahrt aufnahm, hatte ich mich irgendwann zurückgezogen. Bei Mr. Simon musste was gewechselt werden, und so etwas ist natürlich eine fantastische Ausrede. Und nun, wie es der Zufall wollte, hatten sich die beiden anscheinend dieselbe Hecke ausgesucht wie ich, nur eben ein paar Meter weiter und von der anderen Seite.

Wegen der äußerst schlecht gelaunten, handtellergroßen Huntsman-Spinne im nächstgelegenen Dixi-Klo war diese Hecke wider besseres Gewissen zur sanitären Anlage geworden. Zur falschen Zeit am falschen Ort war ich im Schutz der Dunkelheit unfreiwillig Zeuge ihres doch recht eindeutigen Urteils zu meiner Person geworden.

Der erste Preis für den »oberspießigen Touristen« amüsierte mich insofern, als dass wir vor einem guten Jahr zum Teil selbst noch als »Aussteiger« bezeichnet worden waren. Allerdings in der noch harmlosen Variante, denn im Gegensatz zu echten Spielverderbern oder Leuten,

die kein Fußball mögen, ernten unsere Aussteigerpläne eher ein nachgiebiges Kopfschütteln, und wir bekamen irgendwann doch noch die besten Wünsche mit auf den Weg, verbunden mit der Mahnung, gefälligst auf uns aufzupassen und ja heil wiederzukommen.

Inzwischen waren wir bis nach Cape York, der nördlichsten Spitze Australiens, ausgestiegen, wobei es sich für uns eher so anfühlte, als würden wir ständig in neue Welten *einsteigen*. Immerhin: Die bereits zurückgelegte Entfernung zu dem, was

Rocky mein »bürgerliches Körbchen« nannte, betrug in Kilometern gemessen immerhin mehr als einen Erddurchmesser, und in Abenteuern und Kulturschocks gerechnet, befand ich mich tatsächlich bereits in einer weit entfernten Parallelwelt.

Unser »Kurztrip« dauerte jetzt etwa 14 Monate. Das war lang genug, um nicht nur unseren Ausgangsort, sondern auch unsere alte Zeit immer mehr hinter uns zu lassen.

Unsere Tagesrhythmen hatten schon etwa nach sechs Wochen begonnen, sich zu verschieben. Nach drei Monaten war es selbstverständlich gewesen, dass die

Kinder morgens schliefen, so lange sie wollten, und dann abends länger wach waren, als wir den nicht ausgestiegenen Freunden zu Hause erzählen mochten. Überhaupt kam uns das Gefühl für die Zeit immer mehr abhanden: Es gab keine Termine, zu denen man hätte pünktlich sein müssen. Zu keinem einzigen Zeitpunkt musste irgendetwas schnell gehen. *Keine Hastik!*

Nach wenigen Wochen schon hatte meine Fähigkeit abgenommen, die Uhrzeit einigermaßen präzise zu schätzen. Wer wohl meine Piaget jetzt trug? Dann – es muss nach etwa zwei Monaten gewesen sein – hatte ich hier

und da den Wochentag aus den Augen verloren: Es gab ja keinen Unterschied mehr zwischen einem Dienstag und einem Freitag oder Sonntag. Dienst fiel ja aus, und frei und Sonne waren immer. Schließlich, nach etwa einem dreiviertel Jahr, wurden nun auch die Datumsangaben auffällig ungenau. »Den Wievielten wir heute haben? Es ist noch November, glaube ich.« Wir hatten uns daran gewöhnt, in der Zeit zu driften wie auf dem offenen Meer. Das war auch noch eine Sache, die ich dringend für die Metamorphose brauche: keine Uhr!

Unser »goldener Käfig« wiederum bestand derzeit aus einem klapprigen,

blauen Ford Falcon, Baujahr 1996, einem Riesenschiff von Kombi mit dem unökologischsten Hubraum, den man sich vorstellen konnte. Wir hatten uns »Falco« in Port Douglas zugelegt, um von dort aus Exkursionen in die umliegenden Tablelands, den Daintree National Park und die Küste um Cape Tribulation zu machen. Derartige Autos sind in Downunder extrem beliebt: Als Australier kann man darin wahlweise Schafe oder Ziegelsteine einladen, bis die Hinterreifen sich deutlich nach außen buchten. Als verliebtes Touristenpärchen hingegen kann man heimlich, aber immerhin komplett ausgestreckt, im

verdunkelten Kofferraum übernachten, wenn man nicht ständig von Polizisten von den öffentlichen Parkplätzen verjagt werden will oder 65 Dollar pro Nacht auf den »supergünstigen« Campingplätzen der Ostküste bezahlen möchte. Deshalb sind diese Autos normalerweise unglaublich teuer, und es gibt eine eigene Berufsgruppe von Trafikanten, die ausnahmsweise nicht das weiße Pulver, sondern eine ganze Flotte von Ford Falcons immer wieder die komplette Ostküste runterfahren, damit sie von dort aus den langen, beschwerlichen Weg gen Norden erneut antreten können. Unser Exemplar, für

nur 2800 Australische Dollar erstanden, hielten wir daher so lange für ein unglaubliches Schnäppchen, bis uns unser Freund Will mit einem etwas verschämten Gesichtsausdruck auf die seltsamen Rostspuren an sämtlichen Metallteilen im Wageninneren aufmerksam machte. Und tatsächlich, sogar der Zigarrenanzünder war innen komplett korrodiert, das Scharnier im Handschuhfach bröselig dunkelrot, und die Schienen unter dem Sitz sahen aus, als hätten wir sie aus einem Grab aus der Bronzezeit gestohlen. An derartigen Phänomenen erkennt man in Queensland treffsicher die Autos, die bei

der jeweils letzten Flutkatastrophe leider auf den so schwer zu ergatternden Parkplätzen extra nah an der Strandpromenade geparkt worden waren. Aber Will wollte uns nicht die Stimmung verderben: Bis das Salz sich in die wirklich kritischen Teile der Elektronik gefressen habe, würde meistens eine Weile vergehen. Die letzte Flutkatastrophe sei auch noch gar nicht so lange her. Allerdings, der entscheidende Nachteil der *Swampy Cars* bestünde eben darin, dass der Zerstörungsprozess so unaufhaltsam sei wie der Tod.

Wir hofften einfach, dass bei der Sturmflut nicht auch noch irgendwelche Schafe oder Pärchen im Kofferraum gewesen waren, und fuhren unseren wirtschaftlichen Totalschaden frohen Mutes quer durch Nord-Queensland. Auch eine überaus großzügige Anwendung von Sekundenkleber half, noch eine Weile zusammenzuhalten, was zusammengehörte.

Um den bourgeoisen Luxus auf die Spitze zu treiben, hatten wir das Auto extra für unsere Teilnahme am Wallaby-Creek-Festival um ein halb offenes Zelt samt selbstaufblasenden Isomatten ergänzt. Letztere hatten wir ebenfalls

überaus schnäppchenhaft erstanden, weil, wie sich beim ersten Aufblasen herausstellte, die Ventildeckel wohl bereits seit längerer Zeit fehlten. Jedenfalls nö, da hätten keine mehr in der Garage gelegen, wie uns der Verkäufer auf mehrfache Nachfrage hin freundlich, aber bestimmt mitteilte. Ich teilte mir die beiden etwa 40 Zentimeter breiten Flachmatten von der Konsistenz feuchter Pappe abwechselnd mit einem größeren Kind, das auf keinen Fall schlafen wollte, und einem kleineren Kind, das auf jeden Fall schlafen wollte, aber nicht konnte. Insofern erübrigte sich auch die Frage, ob die Steine und

Wurzeln beim Schlafen auch mich theoretisch gestört hätten.

Um unser Idyll herum Hunderte von anderen Zelten und noch mehr T3s eines populären deutschen Autoherstellers in verblichenen Regenbogenfarben. Das Wallaby-Creek-Festival tanzte bereits seit einigen Tagen. Wie ich feststellte, war dieses Event eigentlich das Pendant zum Managerseminar auf Phra Thong, nur ohne Manager und ohne Seminar. Die meisten Leute hier hatten jedenfalls die Phase CEO ganz eindeutig übersprungen. Aus der Sicht einer

Human-Resources-Abteilung waren das also vermutlich eher Aussteiger.

Umso unbekümmerter tobte das Festival. Das Berufsspektrum auf dem Gelände reichte von professionellen Slacklinern, Akrobaten, Zauberern, Jongleuren, Parcours-Runnern über Musiker und Trommler bis hin zu Holzschnitzern, Treibholzverkäufern (diesen Beruf gab es also schon!) und Instrumentenbauern. Alle waren mit vollem Ernst und Leidenschaft bei der aktuell wichtigsten Sache ihres Lebens, dafür aber nur dann, wenn sie Lust darauf hatten. Im Übrigen waren viele durchaus geschäftstüchtig, überall lagen

Hüte aus, in die sich die Lebenskünstler gegenseitig Geld warfen. Zudem gab es fast ausschließlich Dinge einer ganz neuen Kategorie zu kaufen und zu sehen, die keinen erkennbaren Nutzen haben sollten: ein riesiger, schillernder Markt des Zwecklosen, bestehend aus Traumfängern, Haarbändern, Schmuck aus Dingen, die man nicht erst irgendwo bestellen muss, auch nichts mit Elektronik, und nichts wie etwas anderes, fast nur Unikate, ob gewebt, geschnitzt, getöpft oder ausgedacht. Das für mich attraktivste war aber zweifelsfrei der Schokoladenstand einer Hippiefrau namens Rosalynd. Sie schien die Unfälle

der gesamten australischen Schokoladenindustrie aufzukaufen und stieß diese mit einem beträchtlichen Gewinn zu buchstäblich Hunderten von Kilos auf den Festivals wieder ab.

Nina und Mr. Simon waren überglücklich, Rosalynds Bekanntschaft gemacht zu haben, denn sie war so geschäftstüchtig, dass sie sich großzügige Schokoladengeschenke an Leute leisten konnte, die statt Geld Steine und Stöcke in den Taschen und hungrige Hoffnungen im Herzen hatten. Und ja, Nina dürfe sie auch gerne »Rosalyndi« nennen, überhaupt kein Problem. Ich erweiterte meine Tagebuch-Liste

*Berufsperspektiven um den Punkt
Bruchschokoladendealer.*

Ich fand eigentlich, dass ich mich hier in Wallaby Creek insgesamt ganz wacker schlug; schließlich war dies das erste Festival meines Lebens, weil ich meine Kindheit ja eher in der Requisitensammlung und dem Souffleusekasten der Deutschen Oper am Rhein verbracht hatte und meine Eltern Festivals ohne Mozart ganz prinzipiell zu aussteigermäßig fanden. Und das obwohl der klassische Mozart unter seinen Zeitgenossen selbst eher als skandalöser Punk galt, als eine Art musikalischer Aussteiger übelster Sorte.

Aber sicher hatte Rocky dennoch die richtige Nase, wenn er mich als jemanden witterte, der noch immer nicht der einzig wahren Lebensideologie folgte. Für Dreadlocks, selbst in der Anfängerversion, waren meine Haare glücklicherweise zu kurz, und außerdem finde ich Haarewaschen schön. Ich verfügte über keinerlei kunsthandwerkliches Geschick, noch nicht einmal einen flachen Korb oder einen anständigen Traumfänger konnte ich flechten, und ich ging normalerweise, jedenfalls früher, einer regulären Erwerbstätigkeit nach, ja war sogar einmal verbeamtet worden, was in

Rockys Augen bedeutete, dass ich meine Seele an Mephistopheles höchstpersönlich verkauft hatte.

Und zu guter Letzt war da eben noch die Sache mit der Freiheit. Und die war nicht verhandelbar, weder für Aussteiger noch für Spießer.

Meine erste Begegnung mit dem geradezu revolutionären Freiheitsverständnis von Rocky lag etwa zwei Stunden zurück. Heute war für uns der letzte Abend des Festivals.

Wenn die großen Bühnen schwiegen, versammelten sich überall kleine

Grüppchen um Lagerfeuer und Musiker herum. Von Letzteren fühlte sich Nina nicht erst seit ihrem Feuerwehreinsatz magisch angezogen. Gerade spielte bei einer Gruppe Hippies, die um einen Gemüsegrill herum saßen oder lagen, ein sehr gut aussehender Mann ziemlich virtuos die Lieblingssongs seiner Großeltern auf der Gitarre. Stones, Eagles, Cat Stevens, Jimi Hendrix. Außerdem hatte Nina dort auch Rosalyndi erspäht und sich daher entschieden, wo wir als Familie unseren letzten Abend verbringen würden.

Allerdings musste man, um in die Herde aufgenommen zu werden,

anscheinend erst einmal Rockys Einverständnis haben. Er war ganz unmissverständlich das Alphamännchen; die anderen, bis auf den Gitarrenspieler weiblichen oder unklaren Geschlechts, fungierten als seine Jünger. Rocky sah aus wie Moses in der historischen Verfilmung der Zehn Gebote mit Charlton Heston und war auch mindestens so alt, mit wallendem weißen Gewand, einem brustlangen, grauweißen Bart, braunen Jesussandalen, massiven Lapislazuli-Applikationen an Händen und auf der großzügig behaarten Brust sowie einem Stock mit einer geschnitzten Spirale unterhalb des Knaufes. Der

monumentale Kitsch wurde durch ein blaues Stirnband abgerundet, das er über den Haaren trug. Nichts ist bürgerlicher als der Versuch, nicht bürgerlich zu sein.

Nina aber fand Rocky vom ersten Moment an großartig. Aus ihrer Sicht war er eine natürliche Autoritätsperson. Auch weil er die Dinge immer so schön sagte.

»Gegrüßt seist du, edler Freund. Tritt heran und schenke uns das Licht deiner Anwesenheit.«

Das ist tatsächlich das Allererste, was ich von ihm vernehme, als wir uns der Runde nähern.

Ich sage, dass ich mich auch sehr freue.

Im Übrigen schielt er extrem stark beziehungsweise seine Augen wandern ständig hin und her. Als ich mir die Mühe mache, seinem Blick zu folgen, landet meiner sehr präzise auf den Brüsten von Vera. Ich blicke noch einmal hin und her, aber Rockys Aufmerksamkeit ist tatsächlich konkret und fokussiert. Der Mann hat Geschmack, und er ist auch im gesegneten Alter kein Kostverächter, so viel steht schon mal fest.

Good on you, Moses, denke ich bei mir.

»Und wen haben wir denn hier?«, wendet er sich nun direkt an Vera und schlingt seine Arme um sie, bevor sie ihre

Arme überhaupt nur hätte anheben können, was von der Körpersprache her insgesamt etwas einseitig aussieht. Sein langer weißer Bart knickt an ihrer Schulter nach oben und ragt schräg in die Luft. Sein weißes Gewand flattert im Wind.

»Ich bin Nina«, kommt es anstelle irgendeiner Antwort von Vera, und Nina schlingt nun ihrerseits innig die Arme um ein Bein von Vera und um Rockys wallendes, weißes Gewand. Nina fehlt manchmal die Distanz gegenüber Fremden. Oft hat sie aber auch das richtige Gespür. Wer so redet wie ein betrunkenener Burgherr aus dem

11. Jahrhundert und auch noch so aussieht, kann nur ein guter Mensch sein.

Während meine beiden Frauen noch irgendwie mit Rocky zusammenhängen, ist Mr. Simon bereits zum Grill getapert und steht mit leuchtenden Augen davor. Ich beeile mich, dem garantierten Mundraubversuch zuvorzukommen, denn die Gemüsestückchen glühen förmlich von innen heraus. Ich bin mir ohnehin nicht sicher, ob Mr. Simon sich darüber im Klaren ist, dass das, was mit viel Hunger und wenig Lebenserfahrung nach gegrilltem Hühnchen aussieht, leider das rein weitgehend pflanzliche Mahl eingefleischter Vegetarier ist. Als ich

die mit Käse übergrillten Auberginenstückchen dort liegen sehe, denke ich kurz, dass Vegetarier es sicher auch nicht leicht haben: Während sie von Fleischessern für sektiererisch gehalten werden, gelten sie unter Veganern als halbherzig ... anyway.

Die Hippies haben es sich auf Kühlboxen, Bierkästen und Decken gemütlich gemacht. Unsere milieugerechte Einführung lässt auch nicht lange auf sich warten.

»Nun sehet alle her: unsere Freundin Vera. Und ihr junger Begleiter«, rauscht Rocky hinter mir heran. Den Nachsatz spricht er so, dass er hörbar in Klammern

steht. Inzwischen hat er auch die Arme wieder frei und hoch in den Himmel erhoben, als käme jetzt die Stelle, an der er die Zehn Gebote verkündet.

Ich blicke Vera an. Sie verdreht etwas die Augen, lächelt aber dabei: Also ist alles gut. Damit würde sie schon allein fertig.

»Bitte beehrt uns doch mit eurer geschätzten Anwesenheit. Es muss Zeit sein für tiefe Freundschaft in diesem unserem so kurzweiligen Dasein«, spricht Rocky weiter, blickt zu Vera und klopft dazu sanft mit der flachen Hand auf den Platz neben sich.

»Und ich bin Nina«, stellt Nina sich nun abermals vor, was schon erstaunlich ist, sonst ist sie deutlich zurückhaltender. Sie kniet sich flink auf die beklopfte Stelle und nimmt den Saum von Rockys Gewand in ihre Hände. »Ein sehr schönes Kleid hast du an«, sagt sie zu Rocky und streicht bewundernd über den Stoff. Vera setzt sich grinsend neben sie.

»Was für ein Frieden liegt in der Luft«, sagt Rocky mit einem wissenden Blick in die Ferne. Der gut aussehende Mann, dem seine Eltern vor 19 Jahren vorausschauend den Namen Rainbow gegeben hatten, zündelt gerade an einer

überdimensionalen Pfeife mit vielen braunen Federn herum. Ich finde, eigentlich liegt intensiver Haschgeruch in der Luft. Aber Rocky scheint ohnehin unentwegt in Metaphern zu sprechen. Rainbow hustet ausgiebig und stößt dabei eine Bierflasche um, deren Inhalt nun in das trockene, schon beige-braune Gras sickert. Der letzte Regen muss Wochen zurückliegen.

»So sorry, du«, sagt Rainbow und blickt Rocky fast unterwürfig an, welcher daraufhin mit einer großzügigen Geste vergibt.

Die Pfeife wandert durch die Reihen, passiert mich, wobei ich es irgendwie

fertigbringe, das Teil so zu überhitzen, dass eine der Federn unten anfängt zu qualmen, und geht dann schnell weiter durch die Hände der Jünger Aniston und Harmony, wenn ich die Namen richtig mitbekommen habe. Schließlich gibt eine sehr junge Frau, die bestimmt Rockys Enkelin ist und sich strahlend mit I-bin-die-Shanti-aus-Wien vorgestellt hat, sie an Rocky weiter. Dieser bedankt sich mit einem sehr innigen Kuss auf ihren Mund, ohne aber dabei seine Herde auch nur für einen Moment aus den Augen zu lassen. Wie ein Löwe, der immer auf der Hut sein muss.

Wie sich herausstellt, ist Rocky ein sehr guter Freund von Morx and Angels, wie er sie nennt. Insbesondere Karl Marx ist dabei fast immer genau derselben Meinung wie Rocky, egal, ob es sich um die Qualität des Weeds dreht, das sie hier verschwenderisch zu sich nehmen, oder um die freie Liebe. Gerade die freie Liebe scheint definitiv ein Steckenpferd von Karl Marx gewesen zu sein. Jedenfalls wenn man dem Glauben schenkt, was Morxens guter Kumpel Rocky zu berichten weiß. Und da Marx und Engels auf Cape York ansonsten nicht sehr prominent sind, findet er mit seinen Geschichten stets vielfaches Gehör.

Wahrscheinlich ist Rocky I tatsächlich der erste Apostel des historisch-dialektischen Materialismus und der marxistisch-freien Liebe auf Cape York. Soweit ich mich an mein Geschichtsstudium erinnern kann, hatte Marx eigentlich relativ viel Pech mit der freien Liebe. Jedenfalls musste der deutlich wohlhabendere Engels aus reiner Freundschaft mindestens ein uneheliches Kind anerkennen, welches der bombenfest verheiratete Marx mit seiner Haushälterin in der Besenkammer gezeugt hatte. Nur so konnte größeres Ungemach durch freie Liebe im Hause Marx vermieden werden. Schließlich musste Marx weiter am Kommunismus

stricken, und wenn er dieses Mündel auch noch hätte versorgen müssen, hätte er sich vermutlich statt der ganzen Schreiberei selbst an die Produktionsmittel setzen müssen. Aber solche defätistische Details verkneife ich mir – sie hätten einfach nicht zu der chilligen Atmosphäre an diesem friedlichen, lauen Sommerabend gepasst.

Laut Rocky hatte Morx nämlich klar erkannt, dass zum Beispiel die Partnerschaft zwischen nur *zwei* Menschen, er betonte das Wort »zwei«, als würde er gerade einen Witz erzählen, eine rein kapitalistische Angelegenheit wäre. Während er es fertigbringt, Vera

aufmunternd zuzuzwinkern und fast zeitgleich Shanti einen recht nachhaltigen Klaps zu geben, lässt er verlauten, die Männer hätten die Frauen jahrhundertlang unter dem Deckmantel der Ehe wie ihr Eigentum behandelt und unterdrückt. Das hätte Morx als Erster entdeckt. Aber dann hätten er und Angels in der DDR erstmalig eine ganzheitliche Kommune aufgemacht, in der jeder jedem Liebe geschenkt hätte. Einfach so. Und zwar regelmäßig. Rainbow hängt mit leuchtendem Gesicht an seinen Lippen und nickt immer wieder beifällig. Ich glaube, Rainbow ist nicht nur so schön, sondern auch so

unterbelichtet wie Schneewittchen, jedenfalls mit ausreichend Frieden in der Lunge.

Mit der Unfreiheit, so Rocky weiter, sei seitdem Schluss! Verheißungsvolles Zwinkern zu Vera, dann misstrauischer Blick zu mir. Rainbow klimperte auf der Gitarre, Harmony und I-bin-die-Shanti-aus-Wien singen leise mit. *Welcome to the Hotel California*, jetzt. »You can check out any time you want, but you can never leave.«

»Natürlich muss man sich erst ganz frei machen«, fährt Rocky plötzlich fort, während er auf einer gegrillten Aubergine kaut. Diesmal bin ich mir nicht sicher,

wie metaphorisch das gemeint ist. Gut möglich, dass er freizügiges Flashing für einen ganz wichtigen Schritt auf dem Weg in die mentale Freiheit hält. »Freiheit ist der Wille, gesellschaftliche Konventionen abzustreifen«, doziert Rocky nun. »Wie ein T-Shirt, das man nicht mehr braucht.«

Ich hatte es mir ja gedacht.

Es ist Rosalyndi, die dankenswerterweise die Situation entspannt; sie hat inzwischen eine Kiste Schokolade aus dem Auto geholt und verteilt sie großzügig. Überhaupt scheint Rosalyndi sich für die wahre Befreiungsideologie nicht so recht zu

interessieren. Mir ist nicht klar, ob sie überhaupt zu Rockys Herde gehört, obwohl ihr Äußeres wirklich gut zum Rest der Gefolgschaft passt.

Rainbow hustet, nachdem er einen besonders tiefen Zug und all seinen Mut zusammengenommen hat: »Die Janice hat gesagt, Freiheit ist, wenn man nichts mehr zu verlieren hat.« Beim Sprechen kommen stoßweise kleine Wölkchen aus seinem Mund.

Auch Shanti hat etwas beizutragen: Freiheit sei doch, einfach das machen zu können, was man will, oder nicht? So einfach sei das. Harmony nickt begeistert.

»Und was ist Freiheit für unseren jungen Freund hier?«, spricht dann Rocky herausfordernd, wobei er mit der lapislazulibewehrten Hand auf mich deutet.

»Soweit ich sehe, ist Freiheit heute Abend etwas sehr Subjektives«, mischt sich Vera ein und wirft mir einen beschwichtigenden Blick zu.

»Noch jemand Schokolade?«, fragt Rosalyndi schnell.

Ich dachte bei mir, dass die Sache mit der Suche nach der Freiheit ja wirklich ein echtes Problem ist. Wie kann es eine Freiheit geben, die für den Curitiba-Erfolgsmenschen genauso gültig ist wie

für den Cro-Magnon-Menschen? Für den Marxisten wie für den Trader an Nahrungsmittelbörsen, für Hippie-Extremisten wie für die Fahrer des Passat-Variant-Comfortline, für Bausparer genauso wie für chronische Weltenbummler? Jeder nach seiner Façon?! Das würde nicht reichen ... Die Diskussion wäre es allemal wert gewesen, wenn sie nicht an diesem Abend leider vorrangig der Legitimierung der freien Liebe à la Rocky gedient hätte und die Hälfte der Anwesenden schon bekifft gewesen wäre.

»Vielleicht ist Freiheit, wenn man abends in Ruhe Schokolade am

Lagerfeuer essen kann«, murmle ich nur. Das ist ein echtes Friedensangebot an Rocky. Aber es verpufft komplett.

»Morx würde das nicht so sehen«, setzt er an und fuchtelt mit dem Zeigefinger in der Luft herum. Es ist offensichtlich gar nicht nötig, dass ich mich ernsthaft an seinem »Dialog« beteilige.

»Aus der Sicht von Morx ...«, fährt er auch noch fort, und da rutscht es mir dann einfach raus: »Tolstoi befreit jetzt mal Mr. Simon von der vollgeschissenen Windel.«

Der Satz schlägt ein wie eine Bombe. Rocky bedenkt mich mit einem irritierten Blick. Vera kichert. Harmony

verschluckt sich an ihrer Aubergine, Rainbow am Rauch. Das war bei ihm anscheinend chronisch. Ich schnappe mir den protestierenden Mr. Simon.

»Ich will nicht ins Bett!«, kreischt Nina noch innerhalb eines Bruchteils einer Sekunde in die betretene Stille hinein. Noch eine kleine Freiheit: so lange aufbleiben, wie man will.

»Noch fünf Minuten«, sagt Vera zu ihr und nickt mir lächelnd zu: »Ich sammle noch unsere Sachen ein, ok?«

»Gut, ich geh schon mal vor«, sage ich und war mit dem kreischenden Mr. Simon zum Zelt gestapft, um ihn bettfein zu machen. Wir und die Mücken

hatten noch eine lange Nacht vor uns. Und so war es letztlich dazu gekommen, dass ich Rocky und Rainbow eine Stunde später unbeabsichtigterweise an der Hecke belauscht hatte.

Als wir am nächsten Morgen mit unserem goldenen Käfig über die staubigen Pisten des Mulligan Highways Richtung Port Douglas rappeln, um dort die Geburtstagsfeier von Sabrina nicht zu verpassen, zaubert Nina plötzlich ein rotes Paket aus einem Handtuchknäuel hervor, das von zwei blau gefärbten Hanfkordeln zusammengehalten wird.

»Ich habe hier noch ein großes Geheimnis«, sagt sie stolz. »Das hat mir Rosalyndi für euch mitgegeben.« Sie muss das Paket den ganzen Morgen über gehütet haben wie einen Schatz, jedenfalls war es beim Zusammenräumen niemandem aufgefallen. Aber jetzt, wo ich darüber nachdenke, war sie heute Morgen etwas still gewesen.

Als ich es aufmache, kommen vier sehr große, anderthalb Zentimeter dicke, etwas angeschmolzene Platten Milkschokolade mit Macadamias zum Vorschein. Meine Lieblingssorte.

»Die ist so lieb, ne?!«, kräht Nina begeistert.

Dann ist da noch ein kleiner roter Zettel, den ich auffalte. In kunstvollen Buchstaben hat jemand geschrieben:

Freiheit ist immer die Freiheit der Andersdenkenden ☺

Love, Rosa.

690 002. MINUTE
RUBY'S COTTAGE
DENMARK (34° 57' S, 117° 21' 0)
WESTERN AUSTRALIA

MUD. BRICK. HOME.

- *50–75 große Schaufeln Erde*

- *25 Tropfen Schweiß*
- *½ Sack Zement à 20 Kilo*
- *30 Minuten oder 9 Lieder*
- *4 Frikadellen*
- *1 großer Eimer Wasser, gut voll*
- *Blut*
- *Sonne*

Western Australia, Land of Plenty ... Die südliche Küste des Bundesstaates Western Australia zwischen Augusta und Albany ist nicht anständig erschlossen, jedenfalls aus der Sicht eines europäischen oder gar deutschen Infrastrukturplaners. Eigentlich hätten die Leute nach Norden hin gut 1500 Kilometer Platz. Aber sie

siedeln alle in einem 15 Kilometer schmalen Streifen immer am Meer entlang, und das ist auch kein Zufall. In Google Earth sieht es fast aus, als hätte eines launigen Morgens die größte, alles entscheidende Welle einen Haufen Miniaturhäuschen, Spielzeugautos, Modellbaustraßen und Plastikkreuzungen an das Ufer einer riesigen Insel gespült. Und als dann die nachfolgenden Wellen einfach ein paar Millimeter zu kurz waren, um den ganzen Kram wieder mit ins Meer zu nehmen, war das Spielzeug einfach überall liegen geblieben, in Walpole, Peaceful Bay, Denmark und Albany. Zwischen diesen Siedlungen

liegen zum Teil kilometerlange, unbewohnte Strandabschnitte, oft Nationalparks. Wenn man nachts mit dem Boot die Küste abfährt, ist manchmal stundenlang kein Licht zu sehen – Land und Nacht verschmelzen zur vollkommenen Einsamkeit. Es ist eine Landschaft, in der der »Great Southern Ocean«, wie ihn die Australier zu Recht ehrfurchtsvoll nennen, in seiner ungezähmten Wildheit an die steile Felsküste kracht und sich dort in ein fauchendes Feuerwerk aus Wasser und Luft verwandelt. Die Gischt spritzt so hoch, dass Regenbogen entstehen; der Boden dröhnt, und die Leute trauen sich

schon 20 Meter vor den Felsen nicht mehr, näher ranzugehen.

Wir mieteten ein kleines Cottage an der Mt. Shadforth Road im Ortskern von Denmark, etwa 100 Meter von der einzigen Ampel des Ortes entfernt. Die Besitzer hatten es nach dem Tod der Großmutter im Jahr 2009 wohl so belassen, wie Oma es seit den frühen Sechzigern immer am liebsten gehabt hatte. Aber es gab einen Garten. Der Himmel und das Licht waren in diesen Sommermonaten einfach unglaublich – die ganze Welt hier ist mit Helligkeit überzogen, als hätte man sie in einem

Schmelztiegel mit flüssigem Licht legiert. Wenn ich morgens die schweren, dunklen Vorhänge ein kleines Stück auseinanderzog, schnellte der Lichtstrahl wie eine Klinge durch den dunklen Raum. Draußen: überall Lichtflecken, die irisierend auf den silbernen Blättern der Bäume tanzten und zehntausendfach zurückgespiegelt wurden, als hingen Hunderte von Diskokugeln im Himmel. Und selbst wenn es zwischendurch bedeckt war, konnte man immer noch gut eine Sonnenbrille brauchen, sonst kriegte man Gesichtsmuskelkater vom Zusammenkneifen der Augen.

Die ehemalige Holzfällersiedlung Denmark liegt am gleichnamigen Fluss, welcher am einen Ende des Dorfes ins Wilson Inlet mündet, eine große Meeresbucht, die aber für einen Teil des Jahres durch natürliche Sandbarrieren vom offenen Ozean getrennt ist. Nachdem die Holzfäller schon lange abgezogen sind, wohnen an den Ufern des Denmark River wieder hundertmal mehr knorrige Paperbark-Bäume als Menschen.

Das Leben hier ist selbstgemacht, einfach, barfuß; die Menschen haben sich zu sich selbst zurückgezogen, inmitten einer übermächtigen, aber geduldigen

Natur. Sie sitzen abends an den groben Küchentischen ihrer knarrenden Häuschen. Nur hier und da dringt mitten im märchenhaften Wald um Denmark ein Lichtschein aus einem Fenster, hinter dem sie mit ihren Lieben am Tisch sitzen und Karten spielen oder sich darüber den Kopf zerbrechen, wie sie nur den längst fälligen neuen Wassertank finanzieren können und was man dieses Mal im dritten Beet von links aussäen soll.

Ziemlich wichtig ist in Denmark die *earthyness*. Im Prinzip kann recht vieles earthy sein: Zum Beispiel ist ein Haus umso earthier, je windschiefer, improvisiert-selbstgebastelt-hexenhafter es

sich in seinen Standort einschmiegt, fast so wie diese Wohnhöhlen der Hobbits im Auenland. Auch ein anständig bemaltes Fahrrad mit Blumenkorb und gestrickten Lenkerwärmern kann durchaus als earthy durchgehen, oder eine Party, bei der es gegrillte, ledrige Äpfel anstelle von Pommes, Geige statt Techno und Zimt statt Koks gibt. Überhaupt ist Denmark das Gegenteil vom latent zugekoksten, trendigen Süd-Perth der selbst ernannten australischen Oberschicht. Earthy ist der Tausch von Lebensmitteln: Der eine Nachbar hat jede Menge Tomaten hinterm Schuppen, der zweite endlich seinen ersten Seelachs geangelt, viel zu

groß für nur eine Familie; bei jemandem ist der Traubenmost fertig geworden, und ein anderer hat gerade einen Baum fällen müssen, bestes rotes Jarrah, so hart, dass es sich beim Holzhacken anhört, als würde man die Axt in einen Block aus Glas treiben. Es gibt auch in Essig eingelegte Kürbisse gegen Känguruschenkel. An der Ecke Millar Street und South Coast Highway tauchen irgendwann frühmorgens regelmäßig Dinge auf, die andere sicher noch brauchen können. Eine halbe Palette hiervon, ein paar Eimer davon, ein altes Fahrrad; man kann dann auch etwas Geld unter einen Draht schieben, der um

den Baum gespannt ist. Ich glaube, niemand weiß, wer letztlich die nassen und schon ganz schlappen Scheine rettet. Manchmal stellen dort auch Neureiche ihre Yachten ab, um sie zu verkaufen, aber die überflüssigen Boote setzen eher Moos an. In der Umgebung gibt es mehrere unbemannte Gemüsestände, an denen man das Geld einfach in Blechdosen wirft. Nina meinte, dass das wirklich gefährlich sei, weil ja schließlich gemeine Räuber einfach alle Mangos räubern könnten. Earthy kann es sein, wenn man ab und zu Bäume umarmt, zumindest als Frau kann man das komplett unkommentiert tun.

Manchmal werden in Denmark Wald-Theaterstücke aufgeführt, in denen Blätter sprechen können: »Logisch«, sagte Nina trocken, als wir das zum ersten Mal sahen.

Es gibt extra das Rote Zelt, hinten Richtung Beveridge Road, für Frauen zum »in-Frieden-bluten«, während andere Frauen für sie kräftigende Gemüsebrühen kochen. Das war mir wirklich ziemlich fremd, liegt aber vermutlich einfach daran, dass ich noch nie Menstruationsbeschwerden hatte. Ein beträchtlicher Teil der Einwohner versorgt sich bereits komplett über ein riesiges, gemeinschaftlich finanziertes

Windrad in der Nähe des Ocean Beach mit Strom, dann muss man sich nicht allzu sehr mit den Stromkonzernen abgeben.

Die Lebensphilosophie in Denmark kam uns natürlich sehr entgegen, nicht zuletzt, weil wir schließlich mit Mrs. Earthy höchstpersönlich unterwegs waren. Wenn man es zum Beispiel schafft, mithilfe des sogenannten »Umkehrpfützen-Tricks« fast den gesamten Inhalt einer Pfütze mit weniger als fünf sehr strategisch angelegten Sprüngen ins Innere der Gummistiefel zu befördern, hat man bei den earthigen Nachbarskindern sofort einen Stein im

Brett. Zudem fungierten Ninas Jackentaschen als tragbare Terrarien, so dass bald jeder im vernünftigen Alter wusste, dass sie sich um eventuell einsame Regenwürmer aus dem Berridge Park ebenso verantwortungsvoll kümmerte (linke Tasche) wie um die Kellerasseln (rechte Tasche, denn die hatte einen Reißverschluss) vom Parkplatz vor dem fabelhaften Mrs. Jones Café. Wenn es um Tiere ging, konnte man sich immer vertrauensvoll an Nina wenden. Sie wusste, wo die giftigsten Spinnen wohnten und wo die Vogelnester steckten, und sie hortete zusammen mit Mr. Simon unter dem Patio ein ganzes

Arsenal von sehr earthigen Objekten, von denen wir nichts wissen sollten und wollten. Weitere Freundschaften ergaben sich bald auf dem Spielplatz im Berridge Park, der ziemlich gut besucht war, weil jemand mit Lebenserfahrung die öffentlichen, gemauerten Gasgrills direkt nebenan errichtet hatte.

Es kam der Tag, an dem jemand Tomatensamen vorbeibrachte und schrumpelige Kartoffeln zum Einpflanzen. Da waren wir – ein kleines bisschen und nur vorübergehend natürlich – Einwohner von Denmark geworden. Bald folgten Einladungen zum gemeinsamen Grillen im besagten

Park und die Frage, ob man Lust habe, beim Waffelbacken am Busy-Bees-Tag der örtlichen Wald-Schule mitzumachen.

Das Dorf ist klein, und so lernten wir eine Menge Dinge kennen, die für mich absolut neu waren. Dazu gehörte auch der enge Zusammenhang zwischen Land und Leuten. In Denmark scheint es ein Geflecht von Verbindungen zu geben, deren Existenz ich als Neuling zwar ständig spürte, aber nicht richtig einordnen konnte. Irgendwie scheint dort alles und jeder miteinander zusammenzuhängen. Als wären die Leute mit dem Land und auch ineinander verwurzelt. Eigentlich sprach ständig

jemand von seinem Land. Das Thema »our land« und was man eben gerade damit machte, ist so präsent, dass mir gelegentlich ganz Westaustralien vorkam wie eine Art Grundstück, das die stolzen Australier unter sich aufgeteilt haben. Wenn ich jemand kennenlernte, insbesondere Männer, hatte ich bei aller Herzlichkeit oft das Gefühl, sie hielten mich zunächst auf Rufweite wie einen Fremden, der eines Mittags an der Grenze eines Grundstücks auftaucht, das Gatter aufschiebt und sich dem Haus nähert. Ich musste den ganzen langen Weg quer über das Grundstück gehen, während der Mann vor dem Haus stand

und mich dabei beobachtete. Nicht unbedingt argwöhnisch. Aber es gab auch niemals Zweifel, dass dieses Land, auf dem ich mich bewegte, der Grund und Boden der Familie war und nicht irgendein anonymes Niemandland, auf dem man einfach herumlaufen konnte. Insofern hatte ich in Westaustralien zum ersten Mal in meinem Leben das Gefühl, dass Menschen sich territorial verhalten.

Für Stadtmenschen fängt ja das eigene Territorium allenfalls im Hausflur an, jedenfalls wenn dieser nicht gemietet ist, ansonsten können die Wurzeln gar nicht austreiben. Aber hier beginnt es schon an der Stelle, an der man von der Straße aus

irgendwo auf den holprigen, engen Weg einbiegt, dort, wo der von rotem Staub bedeckte, schiefe Briefkasten als vorgelagerter Außenposten ankündigt: Hier betrittst du den Grund und Boden der Males oder Johnsons oder Whites. Das eigene Land ist das materielle Gegenstück zur Familie, es trennt das Außen vom Innen, das andere vom eigenen, das Fremde vom Vertrauten. Und das Land ist etwas, das die merkwürdigen Wirrungen eines einzelnen Lebens einfach stillschweigend überdauert. Bei all den Freundschaften, die sich hier ergaben, war ich mir sicher: Jeder Fremde wird hier Gast bleiben, bis

zu dem Tag, an dem er einen Pflock in ein eigenes Stück Erde treibt.

Die Sache mit dem Land und seinen Leuten beschäftigte mich immer wieder zwischendurch, und irgendwann wandte ich mich damit an Joe. Er und seine Frau hatten sich vor Kurzem ein Stück Land gekauft und angefangen zu bauen.

»Land spielt bei euch eine wichtige Rolle, oder?«, fragte ich.

»Wie meinst du das?«

»Das weiß ich selbst nicht so genau«, sagte ich grinsend. »Irgendwie hat es eine Bedeutung für euch. Bei uns in Deutschland, in den Städten jedenfalls, redet man kaum vom ›Land‹. Wir haben

Sparbücher, Reiheneckhäuser,
Vorgärten ... Aber ›Boden‹ an sich hat
keine große Bedeutung.«

Joe schwieg.

»Außerdem scheint euch dieses Land
irgendwie zu verbinden, hier im Dorf.
Als hättet ihr eine Art ... Wurzelgeflecht,
das euch verbindet. Kann das sein?«,
setzte ich nach.



»Hm, vielleicht ist das mit den Wurzeln gar nicht so falsch«, sinnierte Joe.

»Können wir uns mal in ein Café setzen, und du erzählst mir ein bisschen was dazu?«, fragte ich.

Joe überlegte eine Weile. Dann fragte er: »Hast du am Dienstag schon was vor? Ich würde dir gerne was zeigen.«

Nein, ich hatte nichts vor. Montag oder Mittwoch übrigens auch nicht. Das war ja das Gute. Ich hatte einfach nur Zeit, bis mir etwas über den Weg lief, was ich gerne vorhaben wollte. Feste Schuhe mitbringen, Arbeitsklamotten, falls ich so etwas hatte, eine Kanne Tee. Okay.

Wir trafen uns am Dienstag um sieben auf einem Grundstück der Eltern von Joe und begaben uns in den hinteren Teil. Anscheinend hatte jemand hier Teile des Erdreichs entfernt; Baugeräte standen herum.

»What do you see here?« Joe deutete auf die Stelle, an der ich stand.

Ich blickte runter zu meinen Schuhen. Erde, mit viel Sand; das Meer war einmal hier gewesen. Plus ein paar Steine. Ich hob vorsichtshalber den Schuh hoch, ob ich etwas Entscheidendes verpasst hatte. Meine Schuhsohlen hatten Karos in den Boden gedrückt.

»Ein Haufen Erde?«, antwortete ich unsicher.

»Exactly«, sagte Joe zufrieden, als hätte ich ein Rätsel gelöst. »Earth. Land.« Er schob mit dem Schuh etwas von der Erde zusammen. »This is the land of my fathers. Now let's start.«

Er gibt mir sehr präzise Instruktionen, was ich machen soll, füllt aus einem grünen Kanister Benzin in einen Kompressor und schmeißt das Ding an. Lärm. Vom Kompressor aus geht ein Schlauch zu einer Mischmaschine, einem schweren Stahlungetüm, dessen von Zement ummantelte Trommel sich knirschend in Gang setzt.

Joe drückt mir einen Spaten in die Hand. Er sucht nach der Stelle, an der ich eben noch gestanden hatte. »Schau mal genau hin«, sagt er und treibt seinen Spaten durch das Karomuster meiner Schuhabdrücke so tief wie möglich in die sandige Erde. Bei guten Spaten ist die

obere Kante des Blattes links und rechts vom Stiel umgeschmiedet, so dass eine Trittfläche entsteht. Ansonsten ruiniert man sich an der Kante innerhalb von wenigen Stunden die Schuhsohlen, wenn es wirklich zur Sache geht. Die ersten Schippen landen mit einem stumpfen »Klong« in der Trommel, als würde eine geborstene Glocke zu läuten versuchen. Danach ist es das Geräusch von Erde auf Erde, das kaum noch durch den Lärm des Kompressors dringt; nur gelegentlich hört man den Schlag eines großen Kiesels in der Trommel.

»Erst mal fünfunddreißig Schaufeln.«
Er lässt mich machen. Das reicht, um

anständig außer Atem zu kommen.

»Vor dem Zement musst du erst Wasser reinschütten, damit es nicht so staubt ... so.« Das Wasser aus dem fleckigen, gelben Eimer verschwindet in der Trommel. Dann schleppt er einen 20-Kilo-Sack Zement aus dem Schuppen und rammt einen dreieckigen Spachtel durch die Kartonage. Der halbe Sack reicht für eine Ladung. Tatsächlich staubt es furchtbar, und der Zement legt sich in einem feinen Film auf die schweißnasse Haut meiner Unterarme. Es knirscht im Mund, nicht wie am Strand, sondern viel feiner, fast, als würde man auf Zahnpasta herumkauen. Ich mag den typischen

Geruch von nassem Zement. Er erinnerte mich daran, wie ich mich manchmal als Kind auf eine verregnete Baustelle gestohlen hatte und heimlich um die rostigen Teleskopstangen herumschlich, die den grauen Rohbau stützten. Der Zement muss am Ende etwa 15 Prozent der Erdmasse ausmachen, sonst hält sie später nicht. Zement ist der Wermutstropfen, er ist das Einzige, was man dazukaufen muss, wenn man Erde verwandelt. Durch diese Hintertür schleichen sich doch Geld, Handel, Baumarkt, Industrie, Abhängigkeit in das Geschehen. Aber nur

ein bisschen. Ansonsten ist es nichts als Land.

Während die Mischmaschine vor sich hin orgelt, zeigt Joe mir im Schuppen eine schwere Gussform aus genietetem und gefaltetem Stahlblech. Darin werden fünf Reihen mit je fünf rechteckigen Metallformen durch verdickte Zwischenstege und einen Rahmen zusammengehalten. Insgesamt ist die Form etwa 2 Meter breit und 1 Meter 50 lang. Die Formen haben keinen Boden, so dass ich die Folie sehen kann, die Joe unter die Gussform gelegt hat. An einigen Stellen ist das Metall hell und glatt gescheuert. Joe sprüht die Formen

vorsichtig mit Öl aus, um zu verhindern, dass später zu viel der Erdmasse an den Rändern hängen bleibt.

Ab jetzt geht es um die Wurst, nämlich die Konsistenz der Masse. Joe ist absolut konzentriert. Man muss genau aufpassen, wie viel Erde und Wasser man noch zumischt. Wird die Mischung zu flüssig, zum Beispiel weil die Erde vom Regen in der Nacht noch sehr nass ist und man das nicht richtig mit einkalkuliert, härtet sie nur sehr langsam aus und wabbelt noch stundenlang in der Gussform herum. Damit gerät die gesamte Produktion ins Stocken. Gerät die Mischung hingegen zu trocken, zum Beispiel weil man beim

Eimerschleppen zu sehr geschwappt hat, besteht die Gefahr, dass ein Teil der Masse beim Hochziehen der Gussform darin kleben bleibt. Es ist ja nicht so, dass man wie im Sandkasten das Plastikförmchen volle Kanne auf den Sand knallen kann, damit bloß nichts darin hängen bleibt. Im Gegenteil, das hier muss man sehr vorsichtig mithilfe eines Flaschenzugs machen, ganz sachte. Man muss sich auf die Erdmischung verlassen können.

Noch mal zehn Schippen. Und noch zehn. Inzwischen sitzen ausgehärtete Zementspritzer im Gesicht und in den Haaren, wie Seepocken auf einem Felsen. Nina würde mich ausdrücklich

beglückwünschen. Einer meiner
Fingernägel ist umgeknickt, den
senkrecht hochstehenden Rand
zerkleinere ich mit den Schneidezähnen
und spucke das Zeug in die Trommel. An
der rechten Hand ist die Haut über dem
Gelenk meines Mittelfingers aufgerissen,
weil ich beim Schippen immer wieder
gegen das verdammte Steuerrad stoße,
mit dem man die Mischtrommel kippen
kann. Jetzt ist es mir zum dritten Mal
passiert; der helle Schmerz der
Überraschung vom ersten Mal ist nun
einem viel dunkleren gewichen. Kleine
Dreckkörnchen und bläuliches Blut
kleben unter den milchblassen

Hautfransen. Das herausgelaufene Blut ist immer wieder neu geronnen, so dass ich zwischen Mittel- und Ringfinger rostbraune Punkte in den Hautporen habe. Ich muss kurz an den Curitiba-Erfolgsmenschen Wolf denken. Es hatte keinen Grund gegeben zu bluten, ich war in meinen sterilen Maßanzügen sicher verpackt wie in einer Blasenfolie, und je erfolgreicher, desto unberührbarer, nein, unberührter war ich geworden. Man darf sich die Dinge nicht zu Herzen nehmen ...

Seitdem ich ständig mit den Kindern unterwegs war, hatte sich das radikal verändert. Das traf auch auf die

Verletzbarkeit zu: Kinder und also ich auch zerschrappen sich ja ununterbrochen irgendetwas: Knie, Ellbogen und Handballen am Boden ... Für die Fingerspitzen sind Messer, Schere, Licht da. Die mittleren Teile der Finger werden eingeklemmt; und wer mit mehr Geschwindigkeit unterwegs ist, den trifft es an Kinn oder Hinterkopf. Diese Wunde hier wummert schon ziemlich. Wie schnell man sich verletzt, wenn man über die Dinge nicht nur nachdenkt, sondern sie tatsächlich wieder *macht*. Außerdem habe ich noch eine riesige Blase in der linken Handinnenfläche, die schon rosa aufgerissen ist und aus der das

salzige Wasser läuft. Am Holzstiel der Schippe ist schon ein Fleck, da, wo meine Hand sie hält.

Joe gibt das Zeichen, dass die Mischung fertig ist. »Excellent«, sagt er knapp.

Wir kippen die Trommel, und die Erdmasse, die mal das »Land« war, rutscht in eine zweirädrige Schubkarre, die die Ausmaße einer breiten Baggerschaufel hat. Zunächst versuche ich allein, sie Richtung Gussform zu schieben. Mein ganzer Körper verbiegt sich um die Wirbelsäule herum, welche sich spannt wie ein Holzstock unter Druck. Das Monstrum von Karre wippt

nur träge ein paar Zentimeter nach vorne und rollt dann wieder in die kleine Kuhle, die die bauchigen Motocrossreifen in den Boden gedrückt haben. Dabei schiebt es mich unnachgiebig in meinen Schuhen rückwärts über den Boden. Zu zweit geht es. Joe ist stark.

Schon merkwürdig: Früher, als Curitiba-Erfolgsmensch, hatte ich mich immer als einen »Macher« gesehen, schließlich arbeitete ich in rasendem Tempo so viele Punkte auf den To-do-Listen ab. Wir publizierten und informierten aus allen Rohren. Aber irgendwie blieben die Ergebnisse unfassbar, waren allenfalls geduldiges

Papier. Ich hatte dann auch deshalb als Gutachter gearbeitet, weil ich gehofft hatte, dass wissenschaftliche Erkenntnisse dazu führen, dass Entscheidungen getroffen werden, die wiederum zu fühlbaren Ergebnissen führen. Ein neuer Nationalpark. Eine Forschungsstation. Drei Hektar Regenwald weniger unter der Kettensäge. Geld für einen neuen Jeep für die Ranger. Workshops für die Locals. Ein Zaun. Aber stattdessen produzierten wir große Mengen heiße Luft. Es gab Momente, in denen ich mir lebensfremd, entwurzelt, blutleer vorgekommen war. Was hatten wir Macher wirklich *gemacht*, ich meine, im

Vergleich zu einer earthigen, nach Zement riechenden Masse, die in den Haaren klebt?

»What are you doing?«

Ich hatte Joe gar nicht kommen hören. »Nothing«, sage ich und fange wieder an zu schippen.

Nun ist nämlich der beste Teil an der Reihe. Wir müssen den schweren, trägen Matsch mit der Schaufel gleichmäßig in die Formen verteilen. Es gibt ein grauenhaftes, kreischendes Geräusch, wenn Metall über Metall geschoben wird, bis die Schaufel sich an einer Falte des Stahlblechs abrupt verkantet; jedes Mal ist es ein schmerzhafter Schlag in den

Handgelenken. Jede einzelne Form, 35 Zentimeter lang, 20 Zentimeter breit und hoch, muss sorgfältig befüllt werden. Manchmal entstehen Luftlöcher, die später zum Brechen der Ziegel führen können. Deshalb stochern wir mit unseren Schippen in jeder einzelnen Form hektisch nach, während die Masse schon immer härter wird. Jetzt ist der Moment, in dem der Schweiß dazukommt. Er tropft mir von der Nase und läuft von den Achseln in milchigen Tropfen die Rückseite des Arms entlang, kurz klammern sie sich noch an den Ellbogen, bevor sie sich mit der Erde vermischen.

Joe hält für einen Moment mit dem Gestochere inne und unterbricht sein Schweigen. Ausnahmsweise. Er deutet mit dem Handschuh auf einen Tropfen an meiner Nase.

»Jetzt schlägst du Wurzeln«, sagt er nur.

Dann der magische Moment: die Transformation. Ganz vorsichtig zieht Joe an dem Tau, an dem über einen Flaschenzug die Gussform hängt. Für einen kurzen Moment passiert nichts. Das Tau spannt sich mehr und mehr, die Dachbalken knirschen, aber dann gleitet das Stahlblech mit einem schmatzenden, saftigen Geräusch an der Masse hoch.

Ganz vorsichtig. So, als ob man als Kind das Sandförmchen nur ein Stück anhebt, um das Kunstwerk zu bestaunen. Nur viel ernster.

Dann stehen sie da.

»So: What do you see now?!«, fragt Joe begeistert, während er die träge pendelnde Gussform zur Seite schwenkt.

»Bricks. Really beautiful bricks«, sage ich. Das kommt von Herzen. Diese Ziegel sind wirklich schön. Sie haben glatte, lotrechte Wände und stehen in einer unerhörten Ordnung genau da, wo wir eben noch einen riesigen Haufen Matsch in die Gussform gekippt hatten. 25 Stück, in Reih und Glied. Vor allem

aber sind sie selbst gemacht. Nicht gekauft. Nur aus dem Boden, auf dem ich stehe. Im Schweiß meines Angesichts. Ich musste das unbedingt noch in meinem Tagebuch ergänzen! In den ersten Wochen, auf unserer ersten Insel Phra Thong, hatte ich doch eine Sammlung mit den ganz schönen Sachen angelegt. Oder eigentlich: mit Sachen, die von ganz innen kommen. Da musste definitiv auch »Ziegel machen« rein.

»Exactly!« Daraus klingt die gleiche Begeisterung, die Joe zuvor auch für den Matsch aufgebracht hatte. »Mudbricks, to be precise.«

Er klopft sich die Erde von den Hosenbeinen. »Jetzt lass uns die Ziegel von gestern aufladen. Wir sind noch nicht ganz fertig mit unserem Gespräch«, sagt er lächelnd und geht zum hinteren Teil des Schuppens. Dort stehen 25 weitere Ziegel, nicht mehr nassgrau, sondern schon ockerfarben. Das bedeutet halb getrocknet. Mindestens 16 Stunden müssen die Erdziegel trocknen, je nach Wetter, bevor sie stapelbar und transportfähig sind. Und erst einige Tage später kann man sie verbauen.

Vorsichtig beladen wir die Holzpaletten auf der Ladefläche von Joes Toyota Hilux. Mittlerweile habe ich

Rückenschmerzen, Bizepsschmerzen, Nackenschmerzen. Wunderbar. Das Stück Land, auf dem sie bauen, ist in der Honey Possum Crescent Road. Wir holpern mit dem Pickup auf das Gelände. Das Haus ist schon zu erkennen.

Viele Hundert von den Erdziegeln formen Teile des Grundrisses. Manche Wände sind hüfthoch, im hinteren Teil sind einige Zimmer schon bis zur Traufhöhe hochgezogen. Ungefähr 7000 Erdziegel sind ein Haus.

»And now?!« Joe brauchte gar nicht weiterfragen. Natürlich war das eh rhetorisch gemeint.

»Your home«, sage ich.

»Our mudbrick home«, nickt er stolz.

»Und das ist nur ein winziger Teil in dem Wurzelgeflecht, wie du es nennst. Dieses Zimmer da habe ich mit Mat gemacht, auch die Maschinen unten sind von ihm. Da hinten bauen unsere Freunde, die haben nette Kinder. Vielleicht werden sie mit unseren spielen, in dem Zimmer links. Nächste Woche kommen deine Ziegel da hinten auf die Mauer. Dein Schweiß, die Erde, die Freunde ... Hier werden wir Gemüse anbauen, dort hinten ist die Obstwiese, wir kriegen acht Setzlinge von den Youngs drüben. Das Holz von dem riesigen Karri-

Baumstamm da hinten wird fast für den ersten Winter reichen.«

Ich nicke. Es hängt wirklich alles miteinander zusammen.

»Sollen wir jetzt ins Café?«, fragt er.

»Lass uns noch eine Fuhre machen, bitte«, sage ich.

710 544. MINUTE
GOLDEN HILL STEINER SCHOOL
DENMARK (34° 57' S, 117° 21' 0)
WESTERN AUSTRALIA

KINDERSPIEL

»Unter Umständen könnten wir eine Ausnahme machen.«

Durchatmen. Bisher lief es wirklich gut. Es ist ja nicht selbstverständlich, aus heiterem Himmel beziehungsweise aus einer fast anderthalbjährigen Reise kommend, sein Kind »probeweise« in einem Kindergarten anmelden zu wollen, dies aber nur »für etwa drei Tage« in der Woche und dann »auch eher für einige Stunden«.

Der Schulleiter der Golden Hill Steiner School hatte sich Veras charmanten Vortrag in Ruhe angehört und dann gesagt, es gebe bestimmt Fälle,

in denen man ein Auge zudrücken könne.

»Könnten Sie uns noch etwas zu den Lernzielen im kommenden Halbjahr sagen?«, fragte ich dann.

Vera warf mir einen irritierten Blick zu, aber nur so, dass es der Schulleiter nicht mitbekam. Letzterer warf mir ebenfalls einen irritierten Blick zu, der ganz gut zu erkennen war.

»Nur im Überblick«, ergänzte ich schnell. Ich merkte, dass ich mir die Helikopter-Eltern-Frage auch ganz gut hätte sparen können. Schließlich ging es uns vor allem darum, den Kontakt zu den anderen Kindern zu intensivieren.

In Port Douglas waren auf diese Weise süße Kinderfreundschaften entstanden. Insofern stand die Frage nach den Lernzielen der Schule wirklich nicht im Vordergrund ... Ich war eben einfach nervös. So etwas wie ein Kindergarten war nach der langen Reise inzwischen eine recht exotische Option. Alles andere als selbstverständlich. Außerdem hatte ich noch sehr persönliche Gründe, nervös zu sein.

»Die Lernziele sind bei uns relativ individuell«, sagte der Schulleiter aufgeräumt. »Lassen wir eure Tochter doch erst mal ankommen, dann sehen wir weiter.«

Vera nickte betont und blickte mir dabei fest in die Augen: »Gute Idee.«

»Of course«, sagte ich auch noch.

»Natürlich ist für uns ein vertrauensvolles Miteinander mit den Eltern aus-ge-spro-chen wichtig«, sagte der Schulleiter und warf mir einen bedeutsamen Blick zu. »Das Alpha und Omega. Wir sollten uns sicher erst einmal kennenlernen.«

Wir vereinbarten, dass Nina zunächst für eine Woche in den Kindergarten gehen solle. Gleich morgen sollte es losgehen. Die Anwesenheit eines Elternteils sei dabei durchaus erwünscht.

Wir waren zum Auto gestapft, ohne viel zu reden. Solche Dinge kann man besser besprechen, wenn man unter sich ist. Aber kaum waren wir auf die Scotsdale Road eingebogen, war das Gespräch eröffnet.

»Lernziele?!«, sagte Vera und grinste, »kannst du mir kurz mal im Überblick die Lernziele unserer Reise angeben? Mach doch mal einen Satz. Er fängt an mit ›Unsere Reise ...‹!«

»Ich hatte einen Rückfall«, murmelte ich.

»Curitiba-Erfolgsmensch?!«, fragte sie.

»Korschenbroich-Waldorf-Erstling ...«

Sie blickte mich fragend an. Ich hatte ein besonderes Verhältnis zu Steiner alias Waldorf-Schulen. Bisher hatte ich das in den verschwiegeneren Ecken meines Gedächtnisses verstaut: Beim letzten Mal, als ich ein solches Etablissement betreten hatte, damals, mit vier Jahren, an meinem allerersten, aufregend-enthusiastischen Tag im Korschenbroicher Waldorf-Kindergarten, hatte mir ein Kind mit viel Klärungsbedarf während seines Antiaggressionstrainings unter den verständnisvollen Blicken der Kindergärtnerin so lange das Metallfeuerwehrauto auf den Hinterkopf

geschlagen, bis man mich blutend aus dem Gebäude tragen musste und meine Mutter die Tagesmutter »*Fräulein Jessica*« anheuerte. Ich erläuterte diese historischen Gegebenheiten nun in dramaturgisch ansprechender Weise, soweit im Auto Platz dafür war.

»Kann es sein, dass das schon etwas länger her ist?«, fragte Vera.

»Es ist auch wegen Atlantis«, maulte ich. Das stimmte tatsächlich. Ich hatte in den letzten Tagen online ein wenig in den Steiner-Curricula herumgestöbert und war auf Erstaunliches gestoßen. Zum Beispiel, dass die Menschen von Atlantis stammen. Klar, es gab die Grünen

Meerkatzen mit blauen Hoden und so weiter, aber das mit Atlantis ging mir dann doch zu weit. Es gab eine plausible Evolutionstheorie, es gab ostafrikanische Schädelfragmente, und ich hatte ein paar Jahre Geschichte studiert. Und genau deshalb wollte ich bei unserem Erstgespräch herausfinden, ob derartige Dinge auch schon im Kindergarten thematisiert werden würden.

Immerhin war nach dem Gesprächsverlauf in der Steiner School nun eindeutig geklärt, wer unser Töchterlein bei ihrer Probewoche auf dem goldenen Hügel begleiten würde. Am nächsten Morgen war es dann so

weit – ich fuhr mit einer sehr aufgeregten Nina zum goldenen Hügel. Man muss auch noch dazu sagen, dass die Golden Hill Schule wahrscheinlich die schönstgelegene Schule der Welt ist, vielleicht noch zusammen mit der Deutschen Schule Kapstadt. Der Name Golden Hill ist keineswegs untertrieben – die earthigen und mit viel Liebe gebauten Häuschen der Schule liegen auf einem malerischen, hügeligen Gelände; ein kleiner Fluss schlängelt sich zwischen kleinen Wäldchen, Gemüsebeeten, Schafweiden und Klettergerüsten hindurch, und dies alles im warmen Licht der mediterranen Sonne.

Die Schulsekretärin hatte Nina nach einer kurzen, nicht allzu schüchternen Begrüßung schon mit den anderen Kindern in den wunderschönen, runden Spielraum geschickt. Ich selbst setzte mich auf ihren Rat hin hinten in eine Ecke auf ein Sofa, bis die Lehrerin Zeit für mich haben würde. Ich wollte ein paar Dinge in mein Tagebuch schreiben, die mir in letzter Zeit durch den Kopf gegangen waren.

Doch schon bald holt mich ein sanftes Rauschen aus meinen Gedanken. Eine flächendeckend in Lila gekleidete, demonstrativ gut gelaunte Frau steuert auf mich zu. Sie durchschreitet die letzten

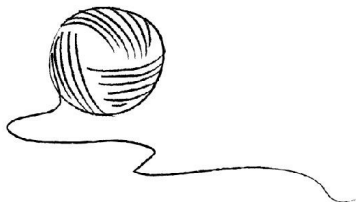
Meter des Spielraums, und gerade als ich denke, sie wird voll in mich hineinrennen, bleibt sie mit wogendem Busen vor mir stehen. In der Hand hält sie etwas rosafarbenes Schlaffes aus Stoff, das ich nicht genauer erkennen kann. Plötzlich bin ich hellwach.

Sie schaut mir tief in die Augen. Mit unvergleichlicher Betonung, als würden sich gerade die Königin von England und der Erzengel Gabriel in Personalunion vorstellen, sagt sie huldvoll: »Yvette.«

»Wolf. Pleased to meet you!«

Das Wesen namens Yvette mustert mich mit meiner in der Luft

schwebenden Hand. Fast so, als hätte ich einen speziellen Teil eines heimlichen Begrüßungsrituals vergessen, ohne den es einfach nicht weitergehen konnte. Ich halte den Atem an, schaue erst auf meine Hand und dann in ihr Gesicht. Irgendwelche Hinweise, was ich machen soll? Aufstehen? Steht man in Atlantis auf?



Doch gerade als ich mich aufrappeln will, nimmt sie meine Hand, nickt bedächtig mit dem Kopf und sagt, nachgiebig lächelnd: »A Wolf ...« Sie schaut mich wissend an. »Unser Direktor hatte mich schon informiert, dass du heute kommst. Herzlich willkommen! Die vertrauensvolle Zusammenarbeit mit den Eltern ist uns sehr wichtig.«

Ich fühle mich reichlich unwohl, zumal sie meine Hand noch hält, versuche aber, mir nichts anmerken zu lassen.

»Wolf«, sagt sie erneut, und ihr Blick schweift kurz in die Ferne. Sie hat die größten Augen, die ich je gesehen habe.

Dann hebt sie die linke Hand mit dem rosafarbenen Etwas und öffnet sie in Zeitlupe. Sie tut dies mit einem Blick, der keinen Zweifel daran lässt, dass sich in ihrer Hand die Lösung aller Probleme befindet, die ich in den letzten zwei Jahrzehnten nicht gelöst habe. Ich blicke auf ein Knäuel aus geschätzt einem halben Kilometer leuchtend rosafarbener Wolle.

Diese bettet sie behutsam auf einen Tisch vor dem Sofa. Bedeutungsvoll sieht sie mir eine Weile schweigend in die Augen und hebt dann zu folgender Mitteilung an: »Wolf. Aus dieser Wolle magst du nun einen Ball formen.«

Mein Blick muss ihr verraten haben, dass ich mit der Mitteilung noch nicht viel anzufangen weiß.

»Etwa so groß wie der da«, sagt sie und deutet auf etwas in einem Holzregal neben mir, das aussieht wie eine pampelmusengroße, rosa-gelbe Kugel.

Das wäre »so relaxing«, meint sie noch und blickt mir dabei wieder mehrere Sekunden tief in die Augen. Ich frage mich natürlich, warum sie glaubt, ich müsse unbedingt einmal etwas machen, das »so relaxing« ist. Und das nach anderthalb Jahren entspannter Reise.

Aber ohne eine weitere Reaktion meinerseits abzuwarten, geht, nein,

schwebt sie zurück zu ihrem Platz am anderen Ende des Raumes. Dort angekommen, beginnt sie, leise ein beruhigendes Lied zu singen, das mir in dieser Situation äußerst beunruhigend vorkommt. Sanft wiegt sie ihren Oberkörper hin und her. Dabei lässt sie mich keine Sekunde aus den Augen.

Ich starre auf die Wölle vor mir und überlege, ob ich protestieren soll und welche Argumente dem Wesen namens Yvette dabei wohl am besten zugänglich sein könnten. Da wäre zum Beispiel der Hinweis darauf, dass Nina heute hier ihren ersten Tag hat und ich zwischendurch ganz gerne mitverfolgen

würde, wie es ihr denn so geht bei den Steiners. Irgendjemand im akuten Anti-Aggressionstraining hier? Aber mein Beobachtungswunsch könnte zu Recht als unterschwelliges Ressentiment missverstanden werden – à la irgendetwas könne womöglich nicht stimmen mit den Leuten hier, der Schule oder gar mit dem heiligen Rudolf. Ein einfacher Hinweis auf mein mitgebrachtes Tagebuch wäre zwar weniger missverständlich, könnte mir aber den Vorwurf eintragen, ich würde mich vor Arbeit und Herausforderung drücken wollen.

Ich will meiner Tochter ja nichts verbauen, schließlich soll sie für mindestens vier Monate in diesen Kindergarten gehen. Ein gewisses Wohlwollen der Erzieherinnen ist dabei vermutlich hilfreich.

Also besinne ich mich auf die Openmindedness, das ist neben der Earthyness noch eine der Tugenden der Denmarkians, und beschließe, mich der mit so freundlicher Bestimmtheit übertragenen Aufgabe zu stellen. Ich nehme etwas Wolle in die Hand und warte kurz ab, ob sich mir von selbst irgendetwas offenbart. Weich und fusselig. Nachdem mir dazu nichts weiter

einfällt, besinne ich mich auf ein Training in Qualitätsmanagement und konzentriere mich auf die Zielperspektive. Der Ball aus dem Regal, an dem ich mir ein Beispiel nehmen soll, ist makellos. Feste Konsistenz, absolut symmetrische Form, glatte Oberfläche. Pro behalber lasse ich ihn fallen, und zu meiner Überraschung sieht das Gebilde nicht nur aus wie ein Ball, sondern verhält sich auch noch so. Es prallt vom Boden ab und springt zurück. Für Wolle physikalisch doch unmöglich ... Es muss das Ergebnis einer wahrhaft göttlichen Metamorphose von etwa einem Kilo verzuppelter Wolle sein.

Die Perfektion des Vorbildes macht das Ganze natürlich nicht einfacher für mich. Das Wesen gibt mir ein würdevolles Zeichen, nun zu beginnen. Mit den Händen ahmt sie das Aufwickeln von Wolle in der Luft nach. Eine Hand schwebt im Zentrum, sozusagen der Fixstern im Steiner'schen Sonnensystem. Die andere kreist darum herum wie ein Planet, während ein virtueller Faden zwischen den Kuppen von Daumen und Zeigefinger hindurchgleitet.

Mir schießt durch den Kopf, dass ich hier entweder in ein waschechtes Initiationsritual, einen psychologischen Test oder (am wahrscheinlichsten) in eine

Kombination aus beidem geraten bin. Vermutlich verrät der Ball, den ich nun anfertigen soll, am Ende alles über mich. Wie bei diesen Rorschach-Tests, bei denen ich in irgendwelchen Tintenflecken fast immer nur ganz bestimmte weibliche Körperteile erkennen kann. Ich meine, das sind doch immer ... Gut. Fast. Spätestens unter dem Einfluss von Nina und dann auch noch der Reise entwickle ich ja wirklich eine blühende Fantasie und kann meinen Horizont erweitern. Trotzdem unfassbar, was andere Leute alles sehen können. Schmetterlinge und behaarte Astgabeln? Ja klar ... Ein Klavier mit einem Pfau

drauf?! Da sich aus den Interpretationen, zumal in der Summe, ja angeblich wahnsinnig viel ableiten lässt, weigerte ich mich stets, meine spontanen Assoziationen irgendjemandem mitzuteilen.

Aber heute gibt es wahrscheinlich kein Entkommen. Was wird mein ganz individueller Ball am Ende über meinen Geisteszustand, meine emotionale Verfassung, pränatale Prägungen, ja meine politische Einstellung aussagen? Ist vielleicht ein wirrer Wollverlauf ein Anzeichen mangelnder Struktur, fehlender Tauglichkeit fürs Leben? Rudolf wird schon gewusst haben, was er

tat, als er diesen Test erfand. Und ganz sicher ist die lilane Frau, Yvette, eine extrem geübte Wollball-Leserin.

Nach etwa zehn Minuten blicke ich genauer hin. Was sich dort zwischen meinen Händen langsam formt, ist ganz eindeutig ein Würfel. Ich versuche, das Werk zu verbergen, in dem ich die Knie etwas anziehe und mich gleichzeitig etwas darüber beuge. Außerdem versuche ich, dabei »so relaxed« zu lächeln. Ich lege einen Zahn zu und wickle jetzt auch diagonal. Kurz muss ich daran denken, wie Gandhi während der Verhandlungen zur Unabhängigkeit Indiens die stocksteifen und bis zum Zerreißen

angespannten Unterhändler der britischen Krone, die sich schon nackt vorkamen, wenn sie ihre Krawatten nicht umhatten, damit zur Weißglut gebracht hatte, dass er während der nervenzehrenden Sitzungen über das Schicksal von Millionen Menschen ständig an dem verfluchten Spinnrad herumfummelte. Es wäre sicher nicht viel besser gewesen, wenn er dabei einen Wollball geformt hätte, nur sähe die Flagge Indiens heute komisch aus.

Die Grübeleien lenken mich ab. Nach weiteren 10 Minuten halte ich ein Ei mit zwei Seitenspoilern in der Hand. Ich höre auf zu wickeln und gönne mir eine

Pause. Erst nach einer Weile merke ich, dass sich jemand vor mir wiederholt räuspert.

Ich blicke auf. Vor mir steht ein sehr hübsches, etwa sechs Jahre altes Mädchen mit asiatischen Gesichtszügen. Links hat seine Strumpfhose ein Loch, und der große und der sehr lange Zeigezeh gucken raus. Sie sagt ernst: »This is a small ball.«

Das Mädchen sieht mir in die Augen und scheint auf eine Reaktion zu warten. Als nichts kommt, fährt sie in strengem Tonfall fort: »We make *big* balls.« Wieder sieht sie mich erwartungsvoll an.

Eigentlich konnte ich mich wirklich glücklich schätzen, dass das Mädchen mein Objekt überhaupt so großzügig als »Ball« bezeichnet hat. Ein Durchbruch! Ich überlege, ob ich etwas Nettes sagen soll, um die Gesprächsatmosphäre etwas aufzulockern.

Als wäre ich begriffsstutzig oder halb taub, wiederholt jetzt aber das Mädchen in freundlichem Ton, jede Silbe betonend: »We make *bigger* balls.« Und zur Erläuterung: »You know.« Dabei deutet sie mit den Händen die Größe eines größeren Balls an. Es gibt sich dabei wirklich Mühe und wiederholt die Geste einige Male. Bevor es dazu kommt, mir

auch noch zu erklären, dass mein Ball kleiner sei als ein großer Ball, und ein größerer Ball daher eben zwangsläufig größer werden müsse als meiner, wickle ich schnell einen weiteren Faden um mein Gebilde.

Das Gesicht des Mädchens hellt sich merklich auf.

Eine weitere Umdrehung.

Das Mädchen nickt mir aufmunternd zu. Es hat offenkundig den Eindruck gewonnen, ich wäre nun durchaus in der Lage, die Aufgabe ab jetzt selbstständig zu lösen, und hüpfte wieder zu den anderen Kindern.

Erleichtert lehne ich mich im Sofa zurück. Unwillkürlich muss ich an AC/DCs *Big Balls* denken. »I've got big balls, I've got big balls and they're such big balls.« Für einen kurzen Moment bin ich versucht, es einmal auszuprobieren: Ich würde mich aufs Sofa stellen und den Songtext lautstark in den Raum grölen. Vermutlich würde man den Raum danach für 77 Jahre versiegeln und erst nach ausgiebigem Pendeln und Besprechen wieder öffnen. Ich lasse den Gedanken also fallen. Ich will Nina nicht in die Verlegenheit bringen zu erklären, dass sie und der böse Mann sich wirklich noch nie begegnet sind.

Ich schiele zu Yvette. Sie faltet gelassen bunte, viereckige Seidentücher zu kleineren Vierecken, als die Tür des Spielsaals aufgeht und ein Schrank von Mann in Arbeitermontur und mit einer schweren Eisenplatte in den Händen sich behutsam seinen Weg durch das herumliegende Holzspielzeug bahnt. Das ist John, wir sind uns schon ein paarmal begegnet. Ich zucke zusammen und presse mein Wollobjekt zwischen die Oberschenkel. Als sich unsere Blicke treffen, sagt er: »Hi Wolf, how is life?!«

»Oh, fine, thanks«, sage ich und versuche, den Daumen nach oben zu machen. Leider verheddert sich dabei die

Wolle an meinem Ärmel und zieht zwei Schleifen aus der Wollmasse heraus. Es sieht aus, als wäre ich gerade dabei, meine eigenen Beine zu fesseln.

John blickt fragend auf meine Oberschenkel: »It's such a nice day, is it not?«

Das war doch sehr nett von ihm. Er hätte ja auch sagen können: »Jeder hat so seine Hobbys«, oder so etwas.

Ich werde eigentlich nur extrem selten rot. »Ich räume gerade hier auf«, sage ich in möglichst seriösem Tonfall und deute grundlos lächelnd mit der Hand über die Sofalandschaft, die Beine weiterhin fest zusammengepresst.

Für diese Aktion ernte ich von John eine Art von bedächtigem Nicken mit einer hochgezogenen Augenbraue und geschürzten Lippen, die eindeutig sagt, dass er eigentlich nicht den geringsten Grund zum Nicken sieht. Aber immerhin hat er eine 40 Kilo schwere Platte in den Händen, und so sagt er nur noch einmal kurz: »Well, good luck«, und tritt weiter zur lilanen Frau.

Ich atme endlich wieder aus. Dann schiele ich zum ersten Mal zu Nina hinüber. Das erste Mal nach über einer halben Stunde. Erleichtert stelle ich fest, dass sie eine von fünf schwangeren Gebirgskatzen ist. Die Katzen bilden eine

Kette, damit höchstens immer nur die letzte von den Schneemonstern gefressen werden kann. Level III, mindestens. Mit hochroten Köpfen schleichen sie ängstlich flüsternd über den steilen Grat. Die Monster können jederzeit auftauchen. Es gibt jetzt nichts außer diesem einen, riskanten Moment in den verschneiten Bergen, in denen der Wind um die vereisten Bergkämme heult. Gestern war dieser Moment noch nicht erdacht, und morgen würde er schon wieder vergessen sein. Aber jetzt und hier existiert nichts anderes. Auch das ist Paradies des Kinderspiels: Der Moment ist keine Antwort auf irgendetwas.

Jetzt fiel es mir wie Schuppen von den Augen. Wahrscheinlich hatte ich die Wollballübung meiner Frage nach den Lernzielen zu verdanken. Ich konnte sehen, dass ein Tag im Kindergarten auch ganz ohne kompetenzorientierte Lernziele mit perspektivischer Portfolio-Dokumentation sinnvoll sein kann. Zum Beispiel wenn Kinder einfach in sich versunken spielen und eine unglaublich gute Zeit haben, ohne dass irgendjemand dabei ständig auf die Lernziele achtet. Ich hätte natürlich gerne gesagt, dass das alles ein fürchterlich großes, posttraumatisches Missverständnis sei. *Entschuldigen Sie, ich kann alles erklären.* Ich hätte auch sagen

können, dass ich sogar eine Liste in meinem Tagebuch hatte, mit Sachen, die ganz schön sind und von innen kommen. Aber: *You never get a second chance to make a first impression.* Nun war der Wollball meine Chance, das vertrauensvolle Alpha und Omega wiederherzustellen. Also fädle ich entschlossen weiter. Jetzt, wo ich erkannt habe, dass der Sinn des Zwecklosen in der Erkenntnis besteht, dass der Sinn keines Zwecks bedarf, geht es mir schon viel leichter von der Hand.

Nach etwa weiteren 20 Minuten hochkonzentrierten Arbeitens ist etwas Neues entstanden. Es hat nur entfernte

Ähnlichkeit mit einem Ball, aber ich könnte mogeln. Ich versuche also, nur noch schnell die größten Schlaufen festzuzurren und einige Beulen zu kaschieren. Da lockert sich an der einen Seite ein kleiner Faden, und ich begehe einen verheerenden Fehler. Den Fehler des Monats sozusagen. Ich zupfe behutsam an dem Faden, und sofort entstehen zusätzliche Schlaufen. Je verzweifelter ich versuche, sie wieder irgendwie in den Ball einzugliedern, desto mehr Chaos entsteht. Ich spanne die Fäden über die Kuppe des kleinen Fingers und stopfe sie so weit wie möglich in das Gebilde, das sich

zunehmend lockert. Es hilft nichts, wenn man Wolle ganz fest zusammendrückt. Sie pufft immer wieder auf. Ist ja keine Knete.

Am Ende halte ich etwas in meinen mittlerweile schmerzenden Händen, das aussieht wie eine sehr flexible Kuh mit drei Beinansätzen und einem überproportional gefüllten Euter. Leider sind die Schlaufen der Milchabsaugschläuche aber am Rücken der Kuh angebracht. Wahrscheinlich platzt gleich alles.

Ich blicke mich besorgt nach dem Mädchen um, das mir die hilfreichen Instruktionen gegeben hat. Aber sie

wurde soeben von einem Schneemonster erwischt und hat nichts von meiner Misere mitbekommen.

Dann wird mir Gnade gewährt. Yvette schwebt zu mir und nimmt mein Etwas entgegen. Sie hält das Gebilde gegen das Licht der Fenster hinter mir.

Jetzt kommt es. Wahrscheinlich wird sie mir jetzt die Sache mit dem Zweckfrei-im-Moment-Sein erklären.

»A ball is a ball is a ball, isn't it?«, sage ich schnell, um ihr zuvorzukommen, in dem ich direkt mit der ganzen Tür ins Haus falle. Der philosophischen Essenz des zweckfreien Moments an sich, sozusagen.

Sie lächelt und dreht meinen Ball noch einige Male hin und her.

»Actually, I would say that a cow is a cow is a cow«, sagt sie dann und zwinkert mir zu, »well, it's all just a game, isn't it?!«

Auch wieder wahr. Meine Essenz ist eine Kuh. Immerhin ist mir die Schule jetzt schon viel sympathischer. Wenn Yvette nämlich meine Kuh erkennen kann, würde sie sicher auch Nina gut verstehen. Metallfeuerwehrautos liegen auch keine herum. Und das mit Atlantis, na gut ... Sicher würde es Nina begeistern, wenn man ihr erzählte, wie sich damals die Menschen und die Bergkatzen von der Insel Atlantis aus auf

den Weg gemacht hatten. Noch ein Paralleluniversum eben. Außerdem kommen auf dem Golden Hill regelmäßig Feen in den Unterricht – was will man mehr?

Als wir nach unserem ereignisreichen Mittag nach Hause kommen, sitzt Vera mit Mr. Simon auf der Veranda. Zunächst folgt eine Beschreibung des harten Lebens von Gebirgskatzen in allen Farben. Mr. Simon ist sichtlich beeindruckt. Er will da auf keinen Fall hin! Als sich der erste Wortsturm gelegt hat, bin ich an der Reihe. Gerade will ich anfangen, von der Kreisung des Quadrats

zu erzählen, da sagt Nina: »Papa hat heute eine kleine rosane Kuh gemacht!«

Ich nicke. Daran gibt es nichts zu deuten.

»Und, hast du die Lernziele erkannt?«, kichert Vera.

»Yep«, sage ich in einem extra selbstbewussten Tonfall. »Eine Reise ist ein Traum, ist ein Abenteuer, ist das Leben, ist eine Reise.«

»Ich wusste, dass du das hinkriegst«, sagt Vera.

»Kinderspiel!«

790 122. MINUTE
AN DER ALTEN EISENBAHNBRÜCKE
DENMARK (34° 57' S, 117° 21' 0)
WESTERN AUSTRALIA

**WO DIE ECHTEN KERLE
WOHNEN**

Viele von den Frauen, die nach Australien reisen, kommen aus Versehen nicht mehr richtig zurück. Also ungeplant. Vorgesehen sind eigentlich vier bis sechs Wochen, in den Semesterferien oder als Urlaub mit Überstundenausgleich. Aber dann kommen diese Frauen, nehmen wir zum Beispiel Steffi W. aus Freiburg, mit sechs Tagen Verspätung und roten Wangen zurück. Der Flug hätte Verspätung gehabt. Irgendwie sind die Frauen auch lustiger als sonst, und irgendwann rücken sie damit raus, dass sie Mat, Dan oder John kennengelernt haben. Mat, Dan und John haben jeweils ein ziemlich

großes Stück Land irgendwo an einer »unglaublichen« Küste, so wie in Australien eben alles an einer mehr oder weniger unglaublichen Küste liegt. Auf dem Smartphone sehen die irritierten Freunde in Deutschland dann eine Erscheinung von Mann im karierten Flanellhemd vor blauem Himmel. Sie sieht eigentlich mindestens so aus wie Jeff Bridges oder Paul Walker, ist aber in Wirklichkeit gar kein Filmstar. Das wäre »zu stressig«. Stattdessen macht der Mann lieber was Handfestes. Mat zum Beispiel baut Häuser aus jedem beliebigen Material, kann aber eigentlich auch sonst alles, auch ganz tief drinnen im riesigen

Motorblock seines Dodge-Pick-ups. *Sure we can fix that*, sagt er oft, und meistens stimmt es. Seine Hautfarbe würde man in Sonnenstudios niemals hinbekommen. Diät ist auch nicht weiter nötig, der Mann arbeitet körperlich. Mats ehemaliger Schulkamerad Dan wiederum hatte die Zulassung als Anwalt in Perth und ein schickes Appartement unten in Cottesloe. Aber dann war Dad plötzlich krank geworden. Irgendjemand musste sich um die Weinstöcke kümmern: 40 Hektar Sauvignon Blanc und die älteren, roten Shirazreben, Richtung Frankland River. Die Gummistiefel vom Alten passten sogar,

wenn man erst mal das Zeitungspapier rausnahm, und den Trecker würde er schon ans Laufen kriegen. Morgen früh vor acht würde Mat kommen, der schuldete ihm noch einen Gefallen, weil Dan ihm damals den Führerschein gerettet hatte. Der Alkoholtest von Mat war ja nicht zulässig gewesen, denn die Polizei hatte unter anderem vergessen, das Blaulicht anzuschalten.

Dan und Mat und die anderen, die sich gegenseitig vorzugsweise »Boys« oder »Mates« nennen, haben wirklich ein großes Herz, müssen aber deswegen nicht immer wahnsinnig viel reden. Ziemlich viele australische Männer sind ziemlich

wenig italienisch: Das Melodramatische zum Beispiel liegt ihnen, glaube ich, insgesamt nicht so sehr. Wäre zum Beispiel Romeo Montague ein Australier gewesen, wäre er zum Grafen Capulet auf die Veranda gegangen, nachmittags nach getaner Arbeit, hätte dem riesigen, extrem bissigen Hund einen freundlichen Klaps gegeben, die Ärmel des rot-weißen, verschwitzten Karohemds hochgekremgelt, den Hut auf den Tisch gelegt, zwei der tiefgekühlten Pale Ales aufgerissen und gesagt: »Man, I think I really like your daughter.«

Und wenn das *Keep-it-simple* wider Erwarten nicht funktioniert hätte, weil

der Graf in Wirklichkeit ein südeuropäischer Immigrant gewesen wäre und ihm die Sonne das schwermütig-komplizierte Gedöns des alten Europa noch immer nicht vollständig weggebrannt hätte, dann hätte Rommy, wie sie ihn unten im Dorf nannten, die restlichen vier Bierdosen stehen lassen – der Graf brauchte wirklich mal was Anständiges zu trinken – und hätte die kein bisschen unschlüssige Jules nach einer vollaustralischen Kussattacke auf die Ladefläche vom Pick-up gehievt. Sie hätten noch mal gehupt, aber auch nicht zu lange gewartet, weil der überdramatische Graf irgendwo im Haus

schon nach den Patronen für die Doppelläufige kramte. Dann hätten sie »eat dust« gejohlt und wären mit Vollgas vom Anwesen der Capulets gebettet, immer gen Sonnenuntergang, und hätten eben am anderen Ende des Kontinents, ein paar tausend Kilometer weiter, noch mal ganz neu angefangen.

Bei Männern wie John, Mat und Dan stehen deutsche Frauen hoch im Kurs, fast so hoch wie Schwedinnen. »The Germans« gelten gegenüber den zwar feminineren, aber so schwer verständlichen Französinen als weniger kompliziert und zupackender. Ein paar Hektar Land lassen sich nicht

bewirtschaften, in dem man sich abends in der blauen Stunde immer – *je ne sais quoi* – so sehr nach Paris sehnt, wie Dan einmal im Vertrauen zu mir sagte, nachdem ich einen wohl etwas zu langen und undifferenzierten Monolog über Sophie Marceau gehalten hatte. Jedenfalls weiß ich nicht, wie oft mir australische Kumpels aus vollem Herzen dazu gratuliert hatten, dass ich mir Vera »geangelt« hätte (»well done, mate«), oder sich beiläufig erkundigten, ob es da nicht auch noch eine Schwester gebe, die eventuell irgendwann, eines schönen Tages nachkommen werde.

Vera und ich reisten durch ein Land der Mischehen. Insbesondere die deutsch-australische Verständigung funktioniert auf zwischenmenschlicher Ebene ganz hervorragend, Tausende Kilometer vom nächsten Goethe-Institut entfernt. Aber auch andere Länder von Kanada bis Japan verlieren ihre Töchter glücklich an den australischen Mann. Und weil in Denmark so viele von den Mats, Dans und Johns vorhanden sind, ist dieses kleine Dorf quasi eine sehr produktive Dauerveranstaltung der Vereinten Nationen.

Wie die australischen Männer das machen, ohne groß was zu machen, erlebte ich live mit John. John hat eigentlich Elektrotechnik an der Curtin University studiert, aber dann zusammen mit seinem jüngeren Bruder ein kleines Business aufgebaut: nach Wunsch zusammengeschweißte Grills. Man muss wissen, dass Grillen in Australien, genau wie in Südafrika, eine heilige Prozedur ist. Anträge zur Anerkennung als Weltkulturerbe durch die UNESCO sind garantiert schon eingereicht, schließlich hatten das die deutschen Bäcker für ihr *Toothbreaker-Bread* auch geschafft. Von den Grills konnten John und sein Bruder

bisher vielleicht keine großen Sprünge machen, aber dennoch ein anständiges Leben führen. Und seit die Wohlhabenden aus Perth die Visitenkarte unter sich weiterreichten, auf der nur die Vornamen von den beiden, eine etwas grob geratene Zeichnung eines riesigen Grills und die mit der Hand nachgetragene Handynummer von John zu sehen sind, können die Jungs sogar etwas zurücklegen für die Häuser, die sie auf ihrem Stück Land bauen werden. Die meisten Grills, die die Ärzte und Anwälte und Geschäftsleute aus Perth bestellen, können übrigens gar nicht funktionieren. Aber wenn John das

dreimal ehrlich und laut vorgetragen hat und die Leute immer noch auf ihren pornösen Fantasiegrills beharren, dann schweißt er ihnen die Dinger genauso zusammen, wie sie es wollen: überdimensional, dysfunktional und so schwer, dass man für den Transport einen Kleinlaster braucht. Gestern hatte John aber den ganzen Tag frei; endlich konnte er für seine kleine Nichte das fast vier Meter hohe Schaukelgerüst aus den Balken fertig machen, die letztes Jahr nach der Havarie des chinesischen Frachters 20 Meilen vor der Küste angespült worden waren. Das hat viel mehr Spaß gemacht als die pompösen

Pseudogrills, hatte er Frau Prof. Wittlich

aus Freiburg mit einem Zwinkern in den Augen erklärt.

Frau Prof. Wittlich war eine Bekannte von mir, die uns nach einem Aufenthalt in Perth besuchte. Vera und ich freuten uns immer über Besuche. Und da wir bei Johns Schwester zum Abendessen eingeladen waren, kam sie natürlich mit, das wäre doch »lovely«, hatte Johns Schwester gesagt, und »unbedingt«.

Wie sich herausstellte, war die neue Schaukel derart bombenfest, dass sogar Frau Prof. Wittlich schaukeln konnte, ohne dass sich das Gerüst auch nur einen Millimeter in seiner Verankerung bewegte. Als John sie einfach mit seinen

großen, zerschrammten Händen an den Hüften gepackt hatte, um sie auf der Schaukel zurückzuziehen und ihr gehörig Schwung zu geben, ohne vorher zu fragen, hatte sie sich erst demonstrativ langsam umgedreht und ihn dann mit einem Blick gemustert, der mir das Blut in den Adern gefrieren ließ. Frau Prof. Wittlich ist nämlich mit allen Wassern gewaschen. Sie hat mit Mitte dreißig einen Lehrstuhl für Makroökonomie an einer sehr renommierten Universität und führt gleichzeitig ein Unternehmen mit mehr als fünfzig überwiegend männlichen Mitarbeitern und so weiter. Ich war mir noch nicht einmal sicher, ob

John und sie sich überhaupt schon einander vorgestellt hatten. Und als ich schon dachte, jetzt gleich würde John einen sehr handfesten feministischen Selbstverteidigungsvortrag um die Ohren gehauen bekommen, hatte er sie freundlich angezwinkert, mitsamt der Schaukel noch ein deutliches Stück weiter hochgezogen und dann losgelassen. Und Frau Prof. Wittlich hatte gar nichts von sich gegeben außer einem leisen »Hui«.

Zwei Abende später waren wir wieder mit Johns Familie und einigen Freunden zum Picknick verabredet. Überhaupt ist

Hochfrequenz-Picknicken eine der wundervollsten Hobbys der weiblichen Westaustralier. Die männliche Spielart wird in Rufweite praktiziert und besteht darin, mit seinen Mates im Wasser zu stehen, den Horizont anzuschauen und Bier zu schlürfen. In Denmark gibt es dazu besonders viel Gelegenheit. Ganz in der Nähe des Dorfes liegen nämlich gleich mehrere der schönsten Strände der Welt. Als hätte ein einziger von ihnen nicht schon gereicht, um diesen Ort niemals wieder zu vergessen.

Fährt man auf den roten, staubigen Straßen, die mit Baggern jedes Jahr wieder neu in die dichte Macchia-

Vegetation der Küstenhügel gerissen werden müssen, gelangt man irgendwann nach Greens Pool. Das Wasser ist hier so klar, dass man auch 150 Meter vom Ufer entfernt noch jede Muschel auf dem weißen Pulversand des Meeresbodens erkennen kann. Zu allem Überfluss gibt es dann noch Waterfall Beach, an dem in flirrender Hitze eiskaltes Süßwasser aus dem Felsen sprudelt. Nur wenige hundert Meter entfernt liegt schließlich Elephant Beach, mit riesigen rotbraunen, vom Wasser abgeschliffenen Felsen. Zwischen denen kann man, manchmal begleitet von majestätischen Rochen, herumschwimmen wie in einem

Labyrinth. Manche Felsen liegen nur knapp unter der Wasseroberfläche, so dass es aussieht, als wandelte man über Wasser, wenn man sich darauf stellt.

Als ich versucht hatte, Nina mit diesem Trick zu schocken, als wir zum ersten Mal dort waren, hatte sie nur zufrieden genickt und »endlich!« gemurmelt. Elephant Beach war auch der Strand, an dem Nina und ich die ersten Erfolge mit unseren Flugübungen hatten. Zum ersten Mal schaffte ich es, sie so weit hochzuschleudern, dass sie die Flügel ganz auseinanderbekam. Sie spreizte sogar die Finger weit ab, wie ein Greifvogel die Flügelspitzen. Und da war

er plötzlich, der Moment. Ich meine, dass Nina, statt gleich wieder zu sinken, ein bisschen in der Luft blieb. Nur ganz kurz, ein Bruchteil eines Seifenblasenlebens.

Nina sagte sogar, ich solle einmal darüber nachdenken, ob ich das mit der Flugassistenz nicht auch als Beruf machen könne. Jedenfalls bot sie allen anderen Kindern großzügig an, sie könnte mich ruhig ausleihen, und diese machten auch regen Gebrauch davon. In meinem Tagebuch ergänzte ich unter »Berufsperspektiven«: *Flugassistent*.

Die Felsen in Elephant Beach mussten wohl auch schon in grauer Vorzeit

irgendjemanden an eine badende Elefantenherde erinnert haben. Ich hatte mich das schon öfter gefragt: Wer gibt eigentlich all den Stränden dieser Welt ihre Namen? Das wäre auch ein schöner Beruf. Also schrieb ich in meinem Tagebuch unter das Wort *Flugassistent* noch: *Strandbenenner*. Ich würde meine Tage damit verbringen, an namenlosen Stränden herumzusitzen und dem Meer zuzuhören, bis mich die Namen fanden. Obwohl wir Greens Pool und Waterfall Beach und Elephant Beach schon kannten und vollkommen satt und glücklich von dieser Landschaft waren, verbrachten wir manche Nachmittage

mit nichts als damit, ziellos die roten, staubigen Pisten an der Küste zwischen Peaceful Bay und Albany entlangzufahren und zu staunen. Es ist schon so, dass eine Landschaft glücklich machen kann. In meinem Tagebuch ergänzte ich unter *Eigenschaften des Paradieses: Landschaft, die nie aufhören soll*. An einem dieser Nachmittage fuhr Vera auf einem Hügel nach den ersten »Ohs« und »Ahs« immer langsamer und langsamer, bis wir in einer Staubwolke mitten auf dem Weg stehen blieben, uns ansahen und erst lachten und dann gar nichts mehr sagten, weil wir nicht wussten, was wir zu dieser Schönheit

hätten sagen sollen. Das Meer ist an dieser Stelle mit einer Palette unterschiedlichster Blautöne gemalt, von Kobalt bis Himmelblau, und die roten Felsen darin glühen dunkelrot in der Sonne. Dazu der helle Sand, das blasse Blaugrün der dichten, vom Wind niedergedrückten Küstenvegetation. Hier wird das Wasser vom Meer aus um eine kleine Insel herumgedrückt und kommt dann auf einer schmalen Sandbank plötzlich von beiden Seiten, so dass die vollkommen klaren Wellen aufeinander zurollen und ineinanderschlagen wie flüssiges Glas. So etwas habe ich noch nie gesehen. Deshalb hatte ich mir auch

geschworen, den Namen dieser Bucht niemals aufzuschreiben – mein erstes Berufsgeheimnis als Strandbenenner.

Es ist also wirklich nicht sehr abwegig, dass die Mates aus Denmark so manchen Tag mit Im-Wasser-stehen-und-Bier-Trinken ausklingen lassen, wie eben auch an dem Abend mit Johns Familie. Allerdings hatte ich mir statt Bier ein Eis in der Kühlbox mitgenommen, was meine Kumpel mit hochgezogenen Augenbrauen quittiert hatten. Aber sie kannten mich ja, und wir hatten die Sache mit dem Eis bereits bis zum

ratlosen Ende besprochen. Also blickten wir ganz professionell auf den Horizont, als John plötzlich fragt: »Wie geht es Sweety?«

»Wem?«

»Eurer Bekannten aus Deutschland«, erläutert John und blickt mich erwartungsvoll an.

Ich muss ihn einfach warnen, denke ich.

»Sie kommt später mit Vera nach. Hör mal, John: Sweety ist Professorin für Makroökonomie und zusätzlich Chefin von fünfzig Männern«, sage ich.

»Sweet!«, entgegnet John.

»Nenn sie bloß nicht Sweety«, versuche ich es weiter. »Bei uns in Deutschland ist das nicht so.«

»*Wie* ist es nicht?«

»Zum Beispiel ist es besser, wenn du fragst, bevor du eine wildfremde Frau an den Hüften packst.«

John schaute mich mit gerunzelter Stirn an: »Danke, Doktor. Dann weiß ich ja jetzt endlich, wie ich mit Frauen umzugehen habe.«

»Ich will ja nur sagen, wie es bei *uns* läuft. Es ist eher so, dass du warten sollst, bis sie dir zeigt, dass du es machen darfst. Auch beim Tür aufhalten, in den Mantel helfen, bei ungebetenen Ratschlägen,

spontanen Einparkhilfen, beim Koffertragen und so weiter.«

»Echt?«

»Du sollst einfach nicht davon ausgehen, dass die Mädels es nicht selbst hinkriegen.«

»Und wenn es ein wirklich sehr schwerer Koffer ist?« John knackt mit den Fingergelenken. Das war einer dieser Einwände, mit denen ich mich selbst auch öfter herumschlug.

»Sie muss ihn alleine schleppen wollen, dürfen, können«, entgegne ich schwach.

Manche Sachen verstehe ich ehrlich gesagt selber nicht wirklich. Trotzdem

versuche ich, die Essenz des europäischen Feminismus in möglichst überzeugender Weise darzustellen. Nach meinem längeren Monolog suche ich in Johns Gesicht nach einem Funken Entgegenkommen.

»Also ich stehe da und schaue, wie sie sich mit dem Koffer abmüht, und mache nichts«, fasst er trocken zusammen.

»Ja, in etwa«, sage ich.

»Das ist kompliziert«, sagt John.

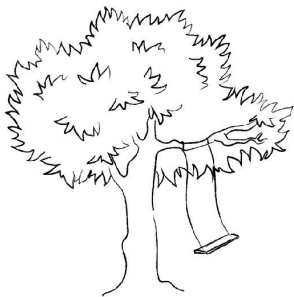
»Wolfi, a man has to do, what a man has to do«, mischt sich Dan ein und schaut mir fest in die Augen.

Ich halte die Luft an. Da ist keine Spur von Ironie in seinem Gesicht. Ein paar

der anderen Jungs nicken zustimmend und schauen wieder auf den Horizont. Unfassbar, wie jemand so einen Satz sagen kann, denke ich. Dieses atemberaubende Vertrauen, die Dinge schon richtig anzupacken. Inklusive der Hüften von ausländischen Professorinnen.

»Das ist auch total unmännlich«, reißt mich Johns Stimme aus meinen Grübeleien.

»Was ist schon männlich?!«, antworte ich trotzig.



»Zum Beispiel, wenn man beim Biertrinken keinen Neoprenanzug anhat«, frotzelt Dan zurück. John kichert.

Ich schaue an mir herunter. Den Drei-Millimeter-Neo habe ich noch vom Schwimmen an. Das Wasser ist zu dieser Jahreszeit in Greens Pool deutlich unter

20 Grad kalt. Dan, John und die anderen stehen in ihren nassen Shorts da, das macht man so. Aber davon hatte ich beim letzten Mal eine fette Erkältung bekommen, denn das Im-Wasser-Bier-Trinken kann sich hinziehen, bis man seine Beine nicht mehr spürt, entweder vom Bier oder vom kalten Wasser. Und dann ist da auch noch ein halbes Magnum Mandel in meiner Hand, also genau an der Stelle, an der eigentlich ein Bier angebracht wäre.

Ja, es war kompliziert. Aus Sicht meiner Kumpels, das hatte ich in verschiedenen Gesprächen immer mal wieder heraushören können, litt ich sehr

offenkundig an einigen kulturell interessanten, möglicherweise sogar artfremden Anomalien. Wobei mit »Art« der Mann an und für sich gemeint war. Zum Beispiel hatte ich offensichtlich chronische Musikerfamilie sowie akute Metrosexualität. Das Syndrom der Metrosexualität reichte laut Dan sogar »ziemlich nah an gayish« heran, wobei er sich allerdings zu versichern beeilte, das sei *ab-so-lu-te-ly* nicht böse gemeint. Zum Glück wussten sie nicht auch noch, dass ich heimlich Yoga mache, dachte ich bei mir. Nicht auszudenken, was ihnen dazu eingefallen wäre, dass ich regelmäßig so etwas wie den herabschauenden Hund

praktizierte. Ferner war ihnen aufgefallen, dass ich offensichtlich schwer antialkoholisch, dafür aber hochgradig schokoladenabhängig war und handwerklich männeruntypisch minderbegabt (bis auf Mudbricks, immerhin). Ich besaß kein Stück Land an einer unglaublichen Küste, ebenfalls völlig unverständlich. Sie hatten mich auch dabei ertappt, dass ich Cricket für ein Spiel hielt, das man vom Pferd herunter praktiziert. Zu allem Überfluss war ich laut Titel ehemals erfolgreicher Akademiker, nun aber anscheinend akademisch arbeitslos, und kritzelte zu merkwürdigen Gelegenheiten in einem

Tagebuch herum. Außerdem verbrachte ich auffällig viel Zeit bei schwer nachvollziehbaren, earthigen Aktivitäten mit einer bekennenden Teilzeit-Außerirdischen und ihrem kleinen Bruder.

Es ist doch völlig klar: Wenn man sich so wie Dan einfach sicher ist, dass ein Mann tun muss, was ein Mann tun muss, kann ein Lebensentwurf wie meiner in der Tat etwas »overcomplicated« wirken. Es gibt ja sogar Momente, in denen ich mich selbst danach sehne, mein Leben wäre ein Stück überschaubarer gewesen. Zum Beispiel in Richtung Land. Frau. Mud. Brick. Home. Kids. Vielleicht noch

Meer dazu. Irgendein Problem damit? Das ist doch elementar. Ich kann es komplett nachvollziehen. Und nicht alle Dinge, die mein Leben komplizierter machen, habe ich mir ausgesucht.

Glücklicherweise haben sie viel Geduld mit »Wolfi«, wie sie mich oft mit einem freundlichen Kopfschütteln nennen. Zuletzt hatte mich meine Oma so genannt, als ich acht war. Aber irgendwie passt es. Und ganz klammheimlich fühlte ich mich in der spöttelnden, rauen Gegenwart der Jungs sogar auf eine Art geborgen, an die ich mich sonst nicht erinnern konnte. Aber das darf nun wirklich niemand wissen.

»Yeah, it's a bit complicate«, sage ich.
»Möchte vielleicht jemand ein mit
Vollmichschokolade überzogenes
Vanilleeis mit knusprigen
Mandelsplittern?« Es ist schon gut, wenn
man Leute findet, mit denen man über
sich lachen kann.

Als Prof. Wittlich im Schlepptau von
Vera und Sonja nachgekommen war,
stellten sie und John sich endlich
einander vor.

»Sorry, what was your name again?«,
hatte Frau Prof. Wittlich gefragt.

»I am John. But you can call me Sweetie, if you prefer«, hatte er geantwortet und artig ihre kleine Hand gequetscht. Ich zuckte zusammen. Prof. Wittlich kicherte.

»Pleasure. I am Stefanie«, hatte Prof. Wittlich gesagt und über das ganze Gesicht gestrahlt. »But you can call me Steffi, if you like.« Und die beiden hatten sich lange angeguckt und dann noch mal drei Sekunden länger. Ich bin mir sicher: In diesem Moment war das mit der verspäteten Rückreise von Steffi aus Freiburg schon gar nicht mehr aufzuhalten gewesen.

Am selben Abend bekam ich noch eine etwas mysteriöse Einladung von Dan und den anderen. Anscheinend hatten sie sich im Wasser über irgendetwas beraten, während ich nach den Kindern schaute. Jedenfalls hoben, als ich zurückkam, plötzlich alle synchron schweigend ihre Bierdosen an den Mund und schauten auf den Horizont. Nur Dan sagte etwas, nachdem er noch einmal einen prüfenden Blick nach links und rechts geworfen hatte, welches die anderen mit einem fast unmerklichen Nicken beantworteten. Ich solle am kommenden Wochenende um 6 Uhr morgens zur

alten Eisenbahnbrücke an der Mündung des Denmark Rivers kommen. Sie würden da etwas »machen«. Sportklamotten, Handtuch. Mehr Informationen bekam ich nicht. Oder doch: Meinen Neoprenanzug könne ich übrigens zu Hause lassen.

Ich versicherte, pünktlich zu sein, machte mir allerdings meine Gedanken. Was macht ein Haufen australischer Kerle um 6 Uhr morgens an der alten Eisenbahnbrücke? Bahnschwellen stemmen? Dynamitfischen? Sparring? Würde es wieder ein Initiationsritual werden wie in der Steiner School? Ich überlegte, ob mir zur Not Ninas

Knieschoner passen würden. Einen Gebisschutz hatte ich nicht.

Als der Samstagmorgen endlich da war, traf ich im fahlen Morgenlicht auf sieben oder acht Männer in Sportanzügen, die sich entlang des Flusses aufgestellt hatten und sich anscheinend warm machten. Es lag noch dichter Nebel über dem Inlet und dem Fluss. Denmark schlief. Ich konnte mit Mühe Dan erkennen. Er stellte mich einem weiteren Mann vor, der sich vor den anderen aufgebaut hatte und wohl Anleitungen gab.

»Das ist Mike. Spaßeshalber nennen wir ihn Swami Mike«, verkündete Dan.

»Wir sind die Denmark RaYs. Running and Yoga, verstehst du? Heute machen wir nur Yoga, weil einige früh wegmüssen. Die Mysore-Ashtanga-Serie. Es ist etwas anstrengend, aber mit der Zeit wird es schon.« Er klopfte mir auf den Rücken. »Sieh es wie eine Art Probezeit, verstehst du?«

Ich verstehe nicht alles, nicke aber und baue mich in der Reihe hinter einem Mann auf, der mit zitternden Armen und hochrotem Kopf einen etwas schiefen herabschauenden Hund macht.

»Hey John«, sage ich, als ich ihn erkenne.

»Hey Wolfi«, stöhnt er.

»Hätte nicht gedacht, dass du Yoga machst«, platzt es aus mir raus. Johns Antwort lässt nicht lange auf sich warten. »Well, a man has to do what a man has to do.« Und obwohl sein Gesicht ja auf dem Kopf steht und es außerdem noch ziemlich dunkel ist, kann ich seine Augen blitzen sehen.

830 000. MINUTE
SPORTPLATZ IM MCLEAN PARK
DENMARK (34° 57' S, 117° 21' 0)
WESTERN AUSTRALIA

YOU'LL NEVER RUN ALONE

Die Sensation war perfekt, als Alonso in der dritten Südkurve kurz vor Ende des Grand Prix von Malaysia der entscheidende Fehler unterlief. Die Stimme des Kommentators plärrte: »Diese Attacke von Vettel, das hat Alonso scheinbar überhaupt nicht kommen sehen. Irgendetwas ist hier gewaltig schiefgelaufen. Das hier, das könnte die große Chance sein, auf die Vettel in den letzten Runden gelauert hat. Alonso, das halbe Rennen über in sicherer Führung, und jetzt so ein Patzer!« Atemlose Pause. Dann dieselbe Stimme aus dem Off, aber jetzt um eine halbe Oktave nach oben verschoben, in einem Mordstempo, volle

Lautstärke: »Volles Risiko jetzt von Vettel hier, keine Rücksicht auf das Material, und, meine Damen und Herren, ist das zu fassen, Vettel ist vorbei, vorbei, hier eine halbe Länge Vorsprung so knapp vor der Ziellinie, wie unglaublich, sie hat es getan! Ausgerechnet in dieser Kurve ... Die Zuschauer hier auf den Tribünen sind vollkommen aus dem Häuschen! Niemand hält es mehr auf den Sitzen ... Das hier kann wirklich die Entscheidung sein, ist das der Sieg für Vettel, ist das ...?«

Ich räuspere mich, schiele aus dem Augenwinkel zu Nina hinüber und stellte erleichtert fest, dass es diesmal

funktioniert hat. Erst mal zu Atem kommen ... Es gibt drei Level, die ich erreichen kann. Bei Level I würde Nina sagen, es sei »nicht ganz echt« gewesen. Das war die sehr höfliche Umschreibung für ein vernichtendes Urteil, denn es hieß ja nichts anderes, als dass meine Begeisterung halbherzig war, und zwar spürbar halbherzig. An so was war sie überhaupt nicht interessiert. Besser war es schon, wenn sie in einem etwas altklugen Tonfall anerkennend sagte, ich hätte es »gut gemacht« oder sogar »wirklich gut gemacht«. Das war Level II und hieß, ich hatte einigermaßen performt, jedenfalls, wenn man großzügig berücksichtigte,

dass ich ja nur ein Erwachsener war und dafür schließlich auch nichts konnte. Aber auch dann war es immer noch nicht so, dass Nina mitging. Eher beobachtete sie mich, wie ich gestikulierend neben der Rennstrecke oder der Ritterburg oder dem Reiterhof oder dem was weiß ich was hockte. Sie war dann immer noch nicht *drin* im Spiel, sondern amüsierte sich über mich wie ein Intendant über einen Amateur auf der Bühne, welcher den Text noch auswendig rezitiert, anstatt ihn zu durchleben.

Aber diesmal war es ganz eindeutig Level III. Level III heißt: *Echt*. Ninas Augen leuchteten, die Hände waren zu

kleinen, rot-weiß gescheckten Fäusten geballt, und sie starrte gebannt auf Vettel. Vettel war die dunklere Schnecke von beiden, oder vielleicht brachte ich sie auch immer durcheinander, wenn sie sie wieder anschleppte. Gestern Nachmittag war mir Vettel jedenfalls irgendwie heller vorgekommen und ein bisschen schlanker vielleicht.

Ich stelle also erleichtert die Kommentierung ein, denn erstens finde ich es schon anstrengend, hochkonzentriert minutenlang ohne Punkt und Komma vor mich hin zu kreischen. Gerade bei Schnecken kann sich das auch ziemlich hinziehen. Und

zweitens ist es auch gar nicht mehr nötig, jetzt, wo Nina drin ist, im Spiel. So verfolgen wir schweigend, wie sich Vettel tatsächlich als Erste über den weißen Kreidestrich schleimt. Ein sensationeller Triumph in Zeitlupe. Es gibt auch überhaupt kein Geräusch. Schnecken siegen leise.

Erstaunlicherweise sagt Nina nichts weiter. Normalerweise kommt an dieser Stelle mindestens so etwas wie: »Das war schnell«. Oder, pragmatischer, der Versuch, mich direkt schon auf die nächste Aktion festzunageln mit einem: »Und jetzt machen wir ...«. Aber heute ist Nina mindestens genauso stumm wie

Vettel. Nur in ihrem Gesicht kann ich sehen, dass irgendetwas los ist. Mal abwarten. Als ich die Seitenbegrenzungsäste der Rennstrecke und die Kreidestückchen auf unserer Terrasse schon zur Hälfte in den Eimer geräumt habe, höre ich schließlich ihre Stimme hinter mir.

»Vettel war schneller.«

Der Tonfall ist merkwürdig, und die ganze Feststellung an sich ja auch überflüssig. Eigentlich gibt es keinen Zweifel an Vettels Sieg – ich drehe mich zu ihr um. Sie hält Alonso in der geschlossenen Faust, das macht sie immer so, auch wenn ich oft versucht hatte, es

ihr auszureden, weil es jedes Mal fast zehn Minuten dauert, bis man den Schleim wieder abkriegt mit dieser Sandseife, die nach Marzipan riecht. Alonso ragt oben aus ihrer Faust heraus und hat die Augenantennen ziemlich weit ausgefahren. Entweder ist das Viech also gerade besonders entspannt (unwahrscheinlich), oder der Griff zu fest (wahrscheinlicher). Gerade als ich diesbezüglich eine vorsichtige Empfehlung machen will, hält Nina mir Alonso direkt vors Gesicht. Keine fünf Zentimeter passen dazwischen, ich muss schielen, um überhaupt etwas zu erkennen.

Mit düsterer Stimme sagt sie: »Alonso hat schon wieder verloren.«

Auch diese Feststellung ist auf den ersten Blick überflüssig. Aber jetzt begreife ich endlich, was los ist. Nina hat immer mehr Empathie für die Verlierer. Ihre Augen sind tief wie ein Meer.

»Vielleicht gewinnt sie morgen!«, sagt Nina. Das hat sie gar nicht erst als Frage oder Vermutung formuliert. Es klingt eher wie eine Anordnung, das nächste Rennen notfalls zu manipulieren. Offensichtlich hat sie sich, während ich mit Aufräumen beschäftigt war, einen Ausweg gebastelt, der das Verlieren erträglich machen soll: Wenn immer

einer abwechselnd gewinnt, dann ist doch alles wieder gut!

Ich schlucke. Was dieses kleine Mädchen mit seiner Schnecke unbedingt von mir will, ist eine Art ausgleichende Gerechtigkeit. Etwas, das die Dinge wieder ins Gleichgewicht bringt. Leben und leben lassen, so ungefähr, mit einem Happy End, mit dem alle zufrieden sein können. Ich räuspere mich.

»Ja, kann sein. Vielleicht gewinnt Alonso morgen«, murmle ich, und fühle mich mies dabei. Es ist nicht das erste Mal, dass ich mich wider besseres Wissen auf diese Ausreden einlasse. Obwohl es

nichts bringt. Letztlich machen Ausreden alles nur noch schlimmer.

In meinem Tagebuch machte ich mir einige Notizen zum Thema *Echt verlieren*. Ich glaube, echtes Verlieren ist eine der ganz großen Übungen. Besonders, weil wir ja in einer Gesellschaft der optimierten Sieger leben. Es gibt eine Riesenindustrie, die fieberhaft am Ideal des Siegers bastelt. Es ist schon ziemlich eklig, wenn man einmal genau hinhört: »There can be only one. The winner takes it all.« Und: »Nichts ist erotischer als Erfolg.« Am

beeindruckendsten finde ich immer noch: »Besser tot als Zweiter.« Und damit dabei aber bloß niemand echt verlieren muss, *no bad feelings*, produzieren die Werbefuzzis – und das zeitgleich zu dem Fascho-Winnerkram – Ausreden in epischem Ausmaß. Das ist schon ein starkes Stück: Erst trichtern sie den Leuten ein, dass es nur *einen* geben kann und dass der ganze Versager-Rest eigentlich am besten sofort tot umfallen darf. Dann aber sagen sie eben diesem Loser-Rest im selben Atemzug: »Dabei sein ist alles!« Und: »Der Weg ist das Ziel.« Oder: »Alles eine Frage des Trainings oder Proteinshakes.« Kein

Wunder, wenn die Leute im Kino beleidigt sind, wenn sich nicht spätestens eine Viertelstunde vor Schluss das Happy End abzeichnet, in dem alle Lahmen wieder gehen und Blinde wieder sehen. Allerhöchstens ganz alte französische Regisseure dürfen überhaupt noch Filme ohne Happy End drehen, was für die Programmkinos am Stadtrand.

Wenn man behindert ist, herrscht übrigens flächendeckende Ausredelosigkeit. Nein, man ist nicht notwendigerweise in einer zweiten Sportart gut, nur weil es in der ersten nicht läuft. Nina zum Beispiel ist fast *immer* unter den Letzten. Beim Rennen

und Klettern und Schwimmen und Fangen und Werfen. Und bei allen Ballspielen. Die Letzte, die ins Team gewählt wird, es sei denn, sie bekam vorher von einem Erwachsenen zwei Leben extra zugeschustert. Vielleicht ist auch Alonso einfach niemals so schnell wie Vettel, wer weiß? Und nein. Nur weil es im Sport nicht klappt, ist man eben *nicht* automatisch in Mathe total toll. Das war sozusagen die Erweiterungsausrede. Irgendwas muss doch toll sein. Ja? Da standen andere Eltern neben mir und wollten mir einfach nur irgendwie helfen und sagten so etwas wie: »Das wird schon.« Oder:

»Sie hat sich aber wirklich gut gemacht im letzten halben Jahr.« Es gab auch Sätze, die anfangen mit: »Aber *dafür* hat sie ...« Und ich dachte immer: »*Wofür* noch mal?« Als müsste da etwas kompensiert oder gerecht gemacht werden. Auch gut: Sätze, die mit »Immerhin« anfangen. »Immerhin spricht sie mittlerweile fließend Englisch!«, hatte neulich eine Freundin gesagt. »Immerhin hat sie doch so eine unglaubliche Fantasie!« Ja, hat sie. Wieso *immerhin*? Und wenn ich sage, nein, das wird sich wahrscheinlich auch nicht »bessern«, wenn sie mal groß ist, sagen die anderen manchmal einfach »Aach,

mal abwarten«, als hätte ich ein unbegründetes Optimismusproblem. Ganz komisch wurde mir immer, wenn enge Freunde oder Verwandte sagten: »Es ist gut so, wie es ist.« Weil das gemogelt ist. Verlieren ist nämlich nicht gut, sondern traurig. Für Nina. Es ist, was es ist.

Klar wollten die helfen. Außerdem spürten sie wahrscheinlich meinen Schmerz. Es ist ganz komisch. Selbst verlieren tut doch selten echt weh, oder? Aber wenn ein geliebter Mensch eine Niederlage erleidet oder aufgeben muss, fühlt man den Schmerz des anderen

umso stärker. Es reißt einem fast das Herz raus. Also mir jedenfalls.

Ich kann mich noch genau erinnern: Kurz vor unserer Reise hatte Nina ein Wettrennen mit ein paar anderen Kindern über eine große Wiese gemacht. Natürlich war es für die Kinder nicht genug gewesen, einfach nur zu spielen. Kinder, besonders Jungs, sind ja wettbewerbsorientiert bis zum Gehtnichtmehr. Sie müssen sich messen, wer schneller läuft, höher klettert, tiefer taucht, weiter springt und so weiter. Und Nina mittendrin, un-be-dingt wollte sie

mitmachen. Ausgerechnet Mrs. Lamsang, die mich aus allen Wettrennen meines Lebens gekegelt hatte. Das war mir vollkommen unbegreiflich. Wieso hörte sie damit nicht auf? Wieso brachte sie sich immer wieder in Situationen, in denen sie gegen andere verlieren würde? Ich hatte gesagt: »Das ist doch Quatsch, immer diese Wettrennen, kommt, wir spielen was anderes«, und solche Dinge. Die Kinder hatten das in ihrem Fieber noch nicht einmal gehört, sich alle mehr oder weniger ordentlich in einer Reihe aufgestellt, wobei sich die beiden Jungs noch schnell gegenseitig beschimpften, das muss so. Und ich hatte Herzklopfen,

und dann waren sie kreischend losgestürmt.

Es dauerte vielleicht drei Sekunden, dann war Nina schon die Letzte, obwohl auch deutlich jüngere Nachbarskinder mitliefen. Auf der Hälfte der Strecke war sie weit abgeschlagen. Es sah aus, als würde sie dieses Rennen ganz alleine rennen. Fast einsam. Sie schlingerte über die Wiese, weit vornübergebeugt, die Arme zu den Seiten gestreckt, und so stark zu beiden Seiten schlingern, dass ich ständig dachte, *jetzt* wird sie hinfallen. Ich konnte kaum hinsehen. Als sie im Ziel ankam, waren die anderen Kinder schon fast wieder mit etwas anderem

beschäftigt. Ich sah Nina keuchend dazwischen umherlaufen. Ich erinnere mich deshalb so sehr an diese Szene, nur eine von Hunderten eigentlich, weil ich ihren Schmerz – den Schmerz der anderen – in diesem Moment so sehr fühlte.

Ein beschwörendes Murmeln reißt mich aus meinen Gedanken. Ich blicke zu Nina. Gerade erklärt sie Alonso, dass sie bestimmt morgen gewinnen würde. Alonso blieb die Antwort schuldig.

Wie soll ich diese drei schwierigen Sachen je zu Nina sagen?

Es ist so.

Es ist traurig.

Es bleibt so.

Ich kriegte das nicht hin. Obwohl die Wahrheit an sich eigentlich gar nicht das Problem war. Das Problem war, dass sich die Wahrheit einfach nicht um den Trost kümmert. Ich wusste schlichtweg nicht, wie ich Nina ohne Ausreden trösten sollte.

Andere Leute bringen ihren Kindern ja eher bei, wie man gewinnt. Erst vor Kurzem hatte der Koordinator der Arbeitsgruppe bei der UNEP ein Foto gepostet, darauf sein Sohn Amadeo-Frederic mit einem Golfschläger in der

Hand, der fast größer war als das Kind selbst. Schon mit zwei hatte Amadeo-Frederic auch eine chinesische Nanny gehabt, um ihn »fit zu machen für eine globalisierte Welt«, wie mir der Koordinator damals erzählt hatte. Und während an den internationalen Elite-Schulen bestens bezahlte Berater herumlaufen, um die internationale Wettbewerbsfähigkeit der Kinder frühzeitig »anzubahnen«, sitze ich hier mit einem Joghurteimer voller Rennschnecken und überlege, wie man einer Sechsjährigen das echte Verlieren beibringt. Das ist doch zu groß für ein

Kinderherz, wie tapfer es auch immer sein mag?

Wenige Tage nach dem Triumph von Vettel habe ich die Chance, mich selbst zu testen: Wie gut kann ich verlieren? Im Prinzip ist es tatsächlich kein Problem. Ich meine, wer ärgert sich schon beim Mensch ärgere dich nicht? Wir beziehungsweise eigentlich eher die anderen RaYs wollten zum ersten Mal, seitdem ich dabei war, ein echtes Wettrennen auf dem Sportplatz laufen. Normalerweise joggen wir lässig den Heritage Trail am Ufer des Wilson Inlets

entlang und schreckten dabei allerhöchstens ein paar schwarze Schwäne auf. Es ging nicht ums Gewinnen, sondern um die Distanz und den gemeinsamen Spaß. Das hätte mir vollkommen gereicht. Aber dann hatte Ben, ein sehr guter Läufer, ein Intervalltraining mit uns begonnen, zu dessen krönendem Abschluss nun ein Wettrennen über 3000 Meter anstand. Wir hatten uns auf dem Sportplatz im McLean Park verabredet.

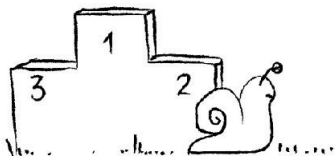
Als Nina und Mr. Simon von der Sache Wind bekamen, wollten sie natürlich sofort mitkommen und sich das Spektakel ansehen. Aber ich hatte

abgelehnt. Erstens liefen die anderen wirklich schnell und trainierten schon viel länger, und zweitens hatte ich ziemlich wenig Ambitionen. Eigentlich ging es mir ja sogar ums Verlieren. Kinder dagegen wollen unbedingt stolz auf ihre Väter sein können, sogar mehr, als ich dachte. Ich war ziemlich verwundert, als ich gleich mehrere Male im Garten mitgehört hatte, wie Nina ihren Freundinnen stolz von irgendwelchen Heldentaten erzählte, die ich in ihren Augen begangen hatte.

»Komm bitte, wir klatschen auch«, hatte Nina gestern Abend gebettelt, um

doch noch mitzukommen. Aber ich hatte nicht nachgegeben.

Beim Rennen lief ich in aller Seelenruhe, ja fast demonstrativ hinter den anderen her. Swami Mike hätte ich vielleicht noch einholen können, der schien nicht den besten Tag erwischt zu haben, und sogar neben Robert war ich am Anfang hergelaufen, aber dann hatte ich sie schnell aus den Augen verloren. Ich lief erhobenen Hauptes, mit einem fast triumphierenden Gefühl, musste hier niemandem etwas beweisen. Und es funktionierte! Es machte mir nichts aus.



Als ich bewusst ruhig ins Ziel trudle, steht, immer noch schwer keuchend, Swami Mike am Torpfosten. Er blickt mir aufmerksam entgegen und fragt: »Du bist Letzter gewesen?«

»Selbst wenn ich mich total angestrengt hätte, wäre es wahrscheinlich ähnlich ausgegangen«, sage ich lachend. »Ich mal testen, wie sich das anfühlt, echt zu verlieren. Und es ist tatsächlich vollkommen egal!«

Ich strahle ihn an. Vielleicht habe ich mir so etwas wie Anerkennung versprochen. Swami Mike ist ein ziemlicher Philosoph. Er schnieft in sein T-Shirt und kichert.

»Warum lachst du?!« Ich fühle mich nicht ernst genommen.

»Ehrlich gesagt sah es eher aus, als hättest du gar nicht erst versucht zu gewinnen ... Das ist Fake, Wolfi«

Ich blicke ihn irritiert an. Er keucht immer noch. Lange Sätze machten es nicht besser.

»Wenn du *echt* verlieren willst, solltest du eventuell erst mal echt versuchen zu gewinnen!« Unsere Blicke treffen sich. Er

zieht die Augenbrauen hoch. Dann zerrt er sich den Hoody über den Kopf; zuerst verdeckt die Kapuze sein Gesicht. Es ist noch ziemlich kalt, Ben und John warteten schon am Ausgang. Ben muss spätestens um halb neun bei der Arbeit sein. Wenn wir noch den obligatorischen Stopover im Mrs. Jones Café machen wollen, müssen wir los. Ich stehe unschlüssig vor Swami Mike. Mir ist immer noch nicht klar, wie ich reagieren soll. Irgendwie hat er mich auf dem falschen Fuß erwischt. Manchmal habe ich den Eindruck, er würde sich dabei amüsieren, mich grübeln zu sehen und bei meinen diversen Fehlversuchen zu

beobachten. Leben als ewige Abfolge von Versuch und Irrtum ... Er nickt in Richtung der Autos. Während wir in seinem riesigen Truck über die Brazier Street holpern, sagt keiner ein Wort.

Es war etwa drei Wochen später an einem Samstag um 10 Uhr, als John und Ben draußen vor dem Haus hupten, wie immer. Bei den letzten drei Treffen hatten wir wieder Intervalltraining gemacht. Heute waren die 4000 Meter angesagt. Das war überhaupt nicht meine Distanz. Ben hatte sogar angekündigt, dass er diesmal ein besonders schnelles

Tempo vorlegen wolle. John wollte aus irgendeinem Grund barfuß laufen. Auf dem Gras sei das kein Problem. Ich angelte mir meine Laufschuhe aus dem Regal, dann noch die Wasserflasche und die Handtücher. Dann gehe ich hinten zum Garteneingang des Cottages. Nina, Mr. Simon und auch St. Rudolf haben heute frei. Die beiden spielen auf der Terrasse mit Playmobil und Stöcken, eine ganze Stadt ist schon entstanden. Der Boden aus Ziegelsteinen ist schon warm von der Sonne. Normalerweise würde ich sie nicht stören. Aber heute habe ich etwas vor.

»Muppls?«, rufe ich.

»Ja?«, die beiden hellen Stimmen gleichzeitig. Zwei hellblonde Schöpfe drehen sich zu mir.

»Kommt mal mit! Wir fahren zum Sportplatz. Ich muss euch was zeigen.«

Auf dem Sportplatz herrscht sozusagen eine Riesenstimmung. »Pa-pa, Pa-pa, Pa-pa«, rufen zwei dünne Stimmchen von einer Art Minitribüne aus aufgeschichteten Steinquadern, immer wieder unterbrochen von vergnügtem Kichern. Mir ist mulmig zumute. Auch Swami Mike hatte mir einen merkwürdigen Blick zugeworfen, als ich mit den Kindern zum Auto kam. Die RaYs positionieren sich unter lautstarkem

Gedrängel an der Startlinie. Auch wenn es ein Spiel ist, kann ich die Anspannung in den Gesichtern sehen. Meins sieht mit Sicherheit genauso aus. Ben und John schnauzen sich halb ernst ein wenig an, das muss so. Für einen kurzen Moment werden dann alle leise.

»On your marks!«, ruft Ben. Diese Stille vor dem Start ist kaum auszuhalten.

»Get set!«

Augen zu und durch, denke ich.

»Go!«, brüllt Ben dann, drückt hastig auf seiner Uhr herum, und die Raserei beginnt.

Ben und John vorneweg. Sie legen von Anfang an ein unverschämtes Tempo

vor. Ich verstehe einfach nicht, wie man so schnell laufen kann. Schon nach einer halben Runde muss ich meine Geschwindigkeit merklich drosseln und die anderen ziehen lassen. 100 Meter weiter schaue ich zu Nina und Simon hinüber. Sie rufen immer noch hier und da, aber die Arme sind schon unten. Die anderen laufen deutlich schneller. Dann hört Simon auf, mich anzufeuern. Nina hält noch durch. Natürlich. Das tut weh. Und plötzlich wird mir klar, dass mich jetzt genau der gleiche Schmerz überrollt, den ich immer spüre, wenn *sie* verliert. Ich spüre die Niederlage der anderen – aber eigentlich ist es ja meine eigene.

Anyway, keine Zeit fürs Grübeln jetzt. Ich renne, so schnell ich kann. Von der anderen Seite des Ovals aus kann ich ihre Gesichter nicht erkennen. Nina und Simon sitzen mittlerweile schweigend da; offensichtlich wissen sie nicht so recht, was sie machen sollen. Es fühlt sich schrecklich an. Auf was habe ich mich eingelassen? »Was mute ich ihnen zu?«, schießt es mir durch den Kopf. Irgendetwas in mir schreit danach aufzugeben. Sofort. Ich spüre die Sehnsucht, cool zu den beiden hinzugehen und zu sagen: »Mist, mein Schuh war auf.« Ich bin ganz knapp davor. Ich ertappe mich dabei, wie ich

schon auf meinen rechten Schuh schiele. Aber das hat doch keinen Sinn. Ich beiße die Zähne zusammen und renne weiter, so schnell ich kann. Wieder eine Runde an ihnen vorbei. Als ich ihnen abermals näher komme, schauen mich beide mit großen Augen an. Vielleicht bilde ich mir das auch nur ein. Zu diesem Zeitpunkt bin ich schon weit abgeschlagen. Wahrscheinlich sieht es aus, als würde ich das Rennen ganz alleine laufen. Fast einsam.

Nach ungefähr 3000 Metern habe ich diesen Eisengeschmack im Mund, den ich nur von den Bundesjugendspielen kenne, wo ich die Ehrenurkunde um ein

paar Punkte verpasst hatte. Die Ehrenurkunden waren auf sandfarbenem Papier gedruckt, nicht so wie die weißen, ehrlosen Siegerurkunden auf kopiertem Normalpapier. Außerdem hatten die Ehrenurkunden, die ich nicht bekam, ein Prägesiegel mit der Unterschrift vom Bundespräsidenten drauf, so wie die Urkunden an der Wand von Dr. Dr. Finkelbach.

Nach 3200 Metern ist mir speiübel. Noch zwei Runden. Ich renne ein letztes Mal an den beiden vorbei. Simon schlägt mit den Hacken seiner Turnschuhe gegen den Stein, auf dem er sitzt, immer abwechselnd. Bestimmt langweilt er sich,

4000 Meter dauern schließlich. Ich quäle mich die letzten hundert Meter ins Ziel. Beschleunigen ist nicht drin, aber ich kann das Tempo halten, bis zu den letzten 50 Metern, die ich in weiten Schritten auslaufe. Am Ziel bin ich völlig fertig. Mir zitterten die Beine. Der Schweiß läuft mir in Strömen herunter. Ich bin nicht nur als Letzter ins Ziel gegangen, sondern habe mich dabei auch noch völlig übernommen. Die anderen sind schon mit Schuhen, Handtüchern und so weiter beschäftigt, aber als ich schließlich auf sie zugehe, dreht sich Swami Mike um und sagt: »Ah, Wolfi ...

Willkommen bei den RaYs! Deine Probezeit ist um!«

Ich blicke in sein Gesicht. Er schaut mich ernst an. Aber dann meine ich zu sehen, wie sein rechtes Auge ganz kurz zugeht und dann wieder auf. Vielleicht ein Zufall. Auch die anderen kommen zu mir und geben mir High Five. Ich bin ziemlich gerührt.

Trotzdem sage ich: »Ich muss kurz noch was erledigen«, und jogge schwerfällig zu Nina und Simon hinüber. Sie sagen nichts, aber schauen mir aufmerksam entgegen, als ich die Steinblöcke zu ihnen hochklettere. Ihre Blicke sprechen Bände. Ich bin definitiv

nicht der Einzige, der sich danach sehnt, es wäre einfach mein rechter Schuh offen gewesen.

»Papa, du bist ja der Allerallerletzte gewesen«, sagt Nina. Auch Simon schaut mich merkwürdig an. Etwas ist ihm überhaupt nicht geheuer. Er gibt sich auch keine Mühe, es zu verbergen. Hatte ich ihn schon an die Idee gewöhnt, sein Papa würde immer gewinnen? Wann wird Verlieren so schwierig? Mit ungefähr zwei Jahren?

»Ja«, sage ich. Sache Nummer eins. Ich muss da jetzt durch, und die beiden auch.

»Die anderen sind einfach viel schneller«, sage ich und setze mich zu

ihnen. Ich merke, wie ungewohnt es ist, das gegenüber den Kindern zuzugeben. Simon sieht mich immer noch mit einem merkwürdigen Blick an, fast so, als würde er mir nicht ganz trauen. Ich schlucke. Er tut mir fast ein wenig leid. Aber was hilft einem letztlich ein Papa als chronischer Sieger?

»Bist du traurig?«, fragt Nina und schlingt ihre Ärmchen um meinen Hals. Ihre Wange fühlt sich an meinem verschwitzten Hals ganz warm an. »Iih!«, sagt sie und fährt zurück. Sie wischt sich mit dem T-Shirt den Schweiß weg und lehnt nun ihren Kopf an meine Schulter.

In den Haaren macht es ihr anscheinend nichts.

Also jetzt Sache zwei. »Ja, schon«, antworte ich. Es war klar, dass genau diese Frage kommt, und ich habe mir die Antwort extra zurechtgelegt.

»Vielleicht gewinnst du beim nächsten Mal«, versucht Nina, mir die Brücke zu bauen. »Wie Alonso.«

»Ich glaube nicht«, antworte ich. Sache drei. Ich schaue auf und blicke in zwei etwas ratlose Gesichter. Das kommt mir bekannt vor. Ich weiß, wie sie sich anfühlt: die Niederlage der anderen ... Ich schlucke noch mal. Das ist sicher

nicht einfach. Aber wenigstens sind sie jetzt nicht mehr allein.

»Du läufst nie allein, Nina. Bitte merk dir das.«

»Hm?«

»Merk es dir einfach. Wenn du mal verlierst, denke ganz fest an mich hier bei diesem Wettrennen, okay?«

»Okay«, sagt sie aufgeräumt.

Ich atme aus. Geschafft. Ich horche in mich hinein. Vor allem bin ich erleichtert. Ein bisschen von der Trostlosigkeit ist aber immer noch da. Verlieren wird sich nie anfühlen wie Gewinnen. Ich greife nach meinen Sachen. Mein T-Shirt spannt sich und

klebt kalt an meinem Rücken. Die Geschichten vom Verlieren haben wohl wirklich kein tröstendes Happy End.

Doch gerade als ich mich umdrehe und die Kinder schon zum Auto schicken will, in dem Ben und John schon warten, höre ich Ninas Stimme hinter mir: »Ich hab dich lieb, Papa.«

Vier kleine Arme um meinen Hals.

Es ist, was es ist.

990 234. MINUTE
EDDIE
SOUTH ISLAND MOUNTAINS
AOTEAROA/ NEUSEELAND

FLUGMODUS

»Wir müssen bald nach Hause«, sagte ich. Die Dämmerung zog herauf, und ich hatte keine Lust, mit den Kindern im Dunkeln die felsigen Wege herunterzustolpern.

»Wohin?«

»Nach Hause!«

»Wo ist eigentlich unser Zuhause?«

»Das ist eine gute Frage!«, sagte ich lobend. Wie so oft, wenn ich keine einfache Antwort parat hatte. Allerdings wollte ich gerade eigentlich keine längeren philosophischen Transaktionen starten, sondern einfach nur los. Deshalb fügte ich hinzu: »Ich meinte jetzt: zu Eddie!«

»Ach so«, sagte Nina in eher zweifelndem Tonfall. Schließlich hatte ich ihre gute Frage nicht beantwortet.

Eddie war ein Wohnmobil von der Größe eines kleinen Dinosauriers, also über sieben Meter lang. Mit ihm kurvten wir seit einigen Wochen durch Neuseeland. Wenn man auf einem Globus die Südinsel Neuseelands gut sehen kann, ist Europa komplett auf der anderen Seite verschwunden. Laut Geografen ist Neuseeland sogar der Antipode Europas. Also ungefähr der Punkt auf der Erde genau gegenüber, der Ort auf der Welt, von dem aus Deutschland am weitesten entfernt liegt.

Diese geografische Situation hat merkwürdige Nebenwirkungen: Ganz egal, in welche Richtung man von Bonn aus reist – bei einer einigermaßen geraden Route bewegt man sich zwangsläufig auf Neuseeland zu. Und da die Erdkugel ja keinen Anfang und kein Ende hat und selbst für Neuseeland keine Ausnahme machen kann, ist es umgekehrt auch so. Man landet auf jeden Fall irgendwann in Europa, wenn man sich von Neuseeland aus immer geradeaus auf den Weg macht. In welche Richtung wir von hier aus auch immer reisen würden – zum ersten Mal seit fast zwei

Jahren würden wir uns wieder Deutschland nähern.

Nach unserer Ankunft in Christchurch hatten wir zunächst ein kleines Häuschen am Stadtrand gemietet, um uns zu akklimatisieren und ein paar Dinge zu erledigen. Zwei Wochen zuvor war nämlich praktischerweise der kälteste Winter ausgebrochen, den Neuseeland seit 40 Jahren erlebt hatte. Der Temperaturunterschied zu Denmark betrug gefühlt minus 30 Grad. Nach unserer Ankunft am Christchurch International Airport waren wir in

unseren dünnen Leinenklamotten durch die fingerdick überfrorenen Straßen gestolpert. Und da die Schneepflugfahrer sehr pragmatisch waren, die drei Schneeschippen in den Baumärkten längst ausverkauft und die Kiwis insgesamt sowieso zu gemütlich, um sich wegen einer Bagatelle wie den stärksten Schneefällen seit einem halben Jahrhundert aufzuregen, reichte uns selbst mitten in der Stadt der Schnee manchmal bis weit über die Knöchel. Mr. Simons erster Schnee überhaupt! Ständig lutschten die Kinder Eiszapfen, ständig hatte ich, natürlich ohne es jemals vorauszusehen, »total lieb gemeinten«

Schnee im Kragen, und andauernd wurden rote Kinderfüße in Waschschüsseln mit warmem Wasser aufgetaut.

Wir hatten nichts Warmes dabei, warum auch. Also besuchten wir den Papanui Family Store der Heilsarmee in Christchurch und kauften für 198 Kiwidollars einen riesigen Berg Klamotten. Wir hatten uns schon in Denmark daran gewöhnt, uns secondhand zu stylen, das war einfach earthier. Nina bekam drei Fleecejacken in abgestuften Größen zum Übereinanderziehen, ich meine erste Jeans seit anderthalb Jahren, mit so viel

Schlag, dass ich sie über die Schuhspitzen ziehen konnte, von einem extrem teuren französischen Modedesigner. Vielleicht hatte sich hier ein modebewusster Hippie aus Paris auf dem Weg ins tropische Cape York vorausschauend von seiner bourgeoisen Lieblingshose getrennt. Ich ergatterte zusätzlich noch eine dick gefütterte braune Jacke aus Japan und ein langärmeliges Hemd, auf dem hinten riesig *Detroit Tigers* draufstand.

Schließlich hatten wir »Eddie« gefunden, wie Nina ihn nach einem kurzen, prüfenden Blick getauft hatte. Auf dem Parkplatz der Vermietungsstation standen seit Tagen

mindestens 30 Wohnmobile untätig herum, und die Rezeptionistin war extrem glücklich, wenigstens eines davon extragünstig vermieten zu können. Gerade liefen nämlich die Rugby-Union-Meisterschaften. Rugby ist die schönste Hauptsache der Welt, und für einen Neuseeländer sind die internationalen Meisterschaften eine Phase des Lebens, in der man nicht irgendwo mit dem Wohnmobil durch überaus großzügige neuseeländische Funklöcher irrt, sondern mit den Kumpels anständig vor dem Fernseher sitzt und seine All Blacks anfeuert. Seit mehr als 20 Jahren wusste nun wirklich die ganze Welt, dass die All

Blacks die Besten sind. Allerdings hatten die schweren Jungs seit 1987 kein Finale mehr gewonnen, ein echtes Trauma, das sich tief in das Bewusstsein der Neuseeländer eingegraben hatte. Diesmal musste es klappen, alles andere wäre schlicht unerträglich gewesen.

So waren wir vor ein paar Wochen mit Eddie losgefahren und schlängelten uns auf gewundenen Straßen über die Südinsel. Kaikoura, Blenheim, Abel Tasman National Park, Hokitika, jeder einzelne dieser Orte wäre es für sich allein schon wert gewesen, um die halbe Erde zu fliegen und dann staunend und demütig vor dieser unglaublichen Natur

zu stehen. Die Neuseeländer, die aus irgendwelchen Gründen auch sonst fast alles besser hinkriegen als der Rest der Erdbevölkerung, haben an den 250 schönsten Stellen des Landes mitten in der Wildnis einfach »Stellplätze« eingerichtet, also eine einigermaßen platte Fläche, 10 mal 10 Meter, ohne alles außer einem hölzernen Toilettenhäuschen um zwei Ecken rum. Wenn man in diesen Toilettenhäuschen heimlich die Tür auflässt – meist war im Umkreis von 35 Kilometern ja niemand da –, hat man oft die beste Aussicht, auf die Berge, das Meer, einen See, die weiten Ebenen. Die Toilettenbauer meinen es

sehr gut mit den Touristen. Auf diesen Stellplätzen des Department of Conservation darf man maximal ein paar Tage bleiben, vielleicht damit man sich noch so gerade wieder losreißen kann und nicht einfach die Räder des Wohnmobils abschraubt und für immer stehen bleibt. Zum Abschied legt man ein paar Dollar pro Nacht in kleine Holzkästchen oder Blechbriefkästen wie an den Gemüseständen in Denmark. Einmal war der Briefkasten so voll mit Scheinen, dass ich meine kaum noch hineinbekam.

So zogen wir über die Insel. Eddie diente als mobiles Basislager; von hier aus

brachen wir mittags zu unglaublich gefährlichen Bergexpeditionen auf, darunter viele Erstbesteigungen benachbarter Hügel, natürlich inklusive Strandbenennungen und Flussüberquerungen. Abends taumelten die Abenteuermenschen erschöpft wieder zurück und verschwanden in Eddies Bauch. Deshalb hatte ich Eddie »zu Hause« genannt. Ohne groß nachzudenken.

Aber natürlich reichte Nina das an Erklärung nicht.

»Oma und Opa sind in Bonn zu Hause«, sagte sie.

Ich verstand schon, was sie meinte. Wann immer wir mit den Leuten telefonierten, die nicht mit auf unsere Reise gekommen waren, sprachen sie nie von »Bonn«, sondern grundsätzlich nur von »zu Hause«. In ihren Augen war es wohl selbstverständlich, dass zu Hause für uns das Gleiche sein musste wie für sie: Bonn war so selbstverständlich der Fixpunkt, um den sich unser Leben drehte, wie die Sonne um die Erde kreist. Vielleicht weil wir dort gestartet waren und irgendwann wiederkommen würden. Oder weil wir dort so lange gelebt hatten? Mir war das zumindest am Anfang der Reise gar nicht aufgefallen.

Insofern war es auch kein Zufall, dass

Nina nun Bonn erwähnte. Aber so einfach wollte ich es ihr nicht machen.

»Und Simon?«, frage ich. »Wo ist *der* zu Hause?«

Das war eine knifflige Aufgabe. Simon hatte anscheinend keinerlei Erinnerungen an Bonn. Nachts sprach er im Traum Englisch. Sein Deutsch war häufig eher ein Kauderwelsch mit australischem Akzent und englischen Satzstrukturen. Er war jetzt zwei und hatte noch nie in seinem Leben länger als ein paar Monate irgendwo gewohnt. »Latentes Nomadentum«, wie Anna Amsel es einmal nannte, als ich ihr eine E-Mail mit unserer Reiseroute geschickt

hatte, war für Simon nicht nur normal, sondern sogar die einzig existierende Lebensweise. In seinem kurzen Leben hatte es mindestens schon 20 Orte gegeben, zu denen man abends hinging, wenn man sagte, man ginge »nach Hause«. Und im Moment war dieser Ort ein »Mobil Home XL, Extended Family Version«.

Mit Nina war es anders, sie hatte ungefähr vier Jahre in Deutschland gelebt, da waren die deutschen Minuten also noch in der Mehrheit. Aber dennoch, die Internationalisierung schritt auch bei ihr unaufhaltsam fort. Bei unserer Ankunft in Christchurch hatte sie

dem freundlichen neuseeländischen Officer bei der Passkontrolle strahlend versichert: »We are from Australia.«

Jetzt, am Ende eines langen Tages am Fox Glacier, hatte sie auf meine Gegenfrage hin nur die Nase kraus gezogen und nichts gesagt. Aber ich wusste, dass sie früher oder später auf das Thema zurückkommen würde.

Mir selbst schien in letzter Zeit das »Zuhause« abhandenzukommen. Während wir mit Eddie über die Straßen holperten, hatte ich viel Zeit zum Nachdenken. War zu Hause überhaupt

ein Ort? Oder eher ein Gefühl? Vielleicht ist das, was man als Zuhause empfindet, eine Sammlung aus Gewohnheiten? Das, was immer *selbstverständlich* war? Irgendwie schien sich genau dieses Selbstverständliche immer mehr aufzulösen, und ich war deshalb auch nicht gerade traurig.

Vielleicht hing es mit der Dauer unserer Reise zusammen. Wie oft war ich auf meinen Dienstreisen in Lateinamerika, West- und Ostafrika mit dem krassen Gegenteil des angeblich Selbstverständlichen konfrontiert gewesen. Für ein paar Wochen oder wenige Monate war rein gar nichts wie zu

Hause. Die Armut in Südafrika, Townships bis zum Horizont. Die beinahe absurden Begegnungen mit Indigenen in Südvenezuela, die mich niemals verstanden hätten, selbst dann nicht, wenn ich fließend ihre Sprache beherrscht hätte. Die Aufenthalte in irgendwelchen Tropenstationen, mitten im Bergregenwald in den Anden, wo meine Dollarnoten angefangen hatten zu schimmeln. Das irrsinnige Gewimmel auf den Straßen von Nairobi. Die Feilschereien auf den Märkten von Abidjan, in denen es nur ein ganz kleines bisschen um den Preis ging und

überwiegend um die Kunst des schönen Feilschens.

Wie oft hatte ich mir vorgenommen, etwas von diesen Reisen mitzunehmen und damit zu Hause einfach Dinge zu ersetzen, die zwar offiziell selbstverständlich waren, aber mir merkwürdig vorkamen, wenn ich sie aus der Distanz einer Reise betrachtete.

Doch egal, wie weit ich reiste und was ich sah, die Eindrücke waren jedes Mal so schnell wieder verklungen. Als hätte ich nur kurz irgendein Konzert besucht und wäre dann einfach in mein altes Leben zurückgekehrt. Zu Hause lief in voller Lautstärke wieder das alte Lied, als spielte

das Leben nach einer nie endenden Partitur des Normalen. Jedes Mal war dieser Sound des Selbstverständlichen wieder über mir zusammengeschlagen.

Spätestens ein paar Wochen, nachdem ich nur ein paar Meter vor dem Eingang des Hilton in Nairobi in den allenfalls zehnjährigen Jungen gerannt war, der seinen Hunger mit Klebstoff betäubte, schmeckte der Latte Macchiato im First Flush am alten Rathaus wieder einen Tick zu bitter. Das waren Sorgen! 32 Tage nachdem ich die Raserei eines brutalen, tropischen Gewitters in einem Einmann-Zelt auf einer kleinen Insel mit dem bezeichnenden Namen Isla Solitaria

mitten im tosenden Orinoko wider
Erwarten körperlich unversehrt, aber im
Innersten erschüttert und mit mindestens
20 gut begründeten Vorsätzen
überstanden hatte, störte mich etwas an
meiner Federkernmatratze zu Hause.
Nach Monaten inmitten des
spielerischen, unverkrampften Umgangs
mit der Zeit, den ich an meinen
ecuadorianischen Freunden so liebte,
hatte ich mich geärgert, als mich jemand
in Bonn 22 Minuten warten lassen.
Kaum zu Hause, ließ ich mich wieder
von den ganz normalen Ablenkungen
einlullen, ertappte mich wortlos vor dem
Fernseher, neben der Frau, die ich

während der letzten Wochen zuvor so vermisst hatte. So ist das eben. C'est la vie. Das Handy klingelte zu Hause ständig – »selbstverständlich bin ich jederzeit erreichbar«. Die Kakofonie der Allnet-Flat fiepte und piepste bis in die letzten Winkel meiner Tage. Es war, als gäbe es kein Entrinnen vor diesem betäubenden Lärm.

Ich hatte mich oft gefragt, was wäre, wenn. *Wenn es nur einmal so ganz stille wäre.* Wenn dieses ewig gleiche Lied einmal komplett aufhörte. *Wenn das Zufällige und Ungefährere,* das Fiktive, das angeblich selbstverständlich ist, endlich einmal verstummte. Was bliebe dann?

Wie würde sich der Augenblick anfühlen, in dem nichts mehr selbstverständlich ist? Aber ich hatte nie geglaubt, dass es eine solche Stille geben könnte. Und wenn Nina uns nicht auf diese Reise geschickt hätte, wäre es dabei vermutlich auch geblieben.

Doch jetzt, während unserer Reise, hatte es hier und da Momente gegeben, in denen es mir vorkam, als würde ich den Lärm weiter hinter mir lassen können, als ich gedacht hatte.

Hatte es schon begonnen, als ich Herrn Niebel-kaufe-Nachlässe-aller-Art mit der Kiste voller Bücher aus meinem Regal die Treppe herunterwanken sah,

den kleinen Prinz obenauf? Als sich meine Räume leerten und wir zwei Tage vor der Reise noch die letzten Sachen aussortierten, die auch mit viel Nachdruck nicht mehr in unsere Koffer passten? Waren nicht schon ein paar Stimmen verstummt, als das, was man im Leben an Dingen angeblich braucht, innerhalb weniger Tage auf 69 Kilo schrumpfte? Inzwischen hatten wir uns mehrere Male »gehäutet.« Von dem, was wir einmal in Bonn in unsere Koffer gepackt hatten, war eigentlich nichts mehr übrig. Die ersten Schuhe waren längst ausgemustert, mein teurer Gürtel war aus Versehen als Verbindungsstück in

einer immerhin sehr schönen Schaukel auf Yao Yai hängen geblieben.

Als wir uns hier in Neuseeland bei der Salvation Army neu eingekleidet hatten, war von vornherein klar, dass so gut wie nichts von diesen Sachen bei uns bleiben würde. »Wir bringen das alles spätestens in 10 Wochen zurück«, hatten wir gesagt. Die Frau hatte einfach nur genickt. Leute und Dinge kamen und gingen. Was bedeutet da schon »meine« Jacke?

Dann, während der Strandmonate auf Yao Yai, mit dem explodierten Rasierapparat und mit keinem Spiegel, hatte ich irgendwann mein eigenes Bild aus den Augen verloren, die Idee,

überhaupt irgendwie aussehen zu sollen. Alle Uniformen, Masken und Posen waren überflüssig geworden und das Scheppern der alltäglichen Selbstinszenierungen verklungen. Wozu ein Dresscode? Als wir unter den irritierten Blicken der Portiers unseren Einzug im Prince Palace hielten, hatte sich das Selbstverständliche vielleicht da kleinlaut hinter einer der Pseudo-Mingvasen verkrochen?

Nach und nach war das Metronom des Alltags unhörbar geworden. Erst war nur das mechanische Ticken meiner Piaget verstummt. Dann der Rhythmus aus Geldverdienen und Freizeit im

Schichtwechsel, Ladenschluss und Kita-Öffnungszeiten, Projekt-Deadlines und Antragsfristen im vorgegebenen 5/2-, 24/7-, 9-to-5-Takt, wie auch immer. Wie hatte sich das noch mal angefühlt, morgens grundsätzlich *vor* dem Ausschlafen geweckt zu werden und die Pizzen samstagabends einfach direkt ins Institut zu bestellen? Was hatte ich mir noch mal dabei gedacht, wenn ich Nina »tagsüber an die Betreuung abgab«? Wie hatte es selbstverständlich sein können, dass Vera und ich uns abends danach erkundigten: »Und wie war dein Tag so?« – als beschränkte sich das

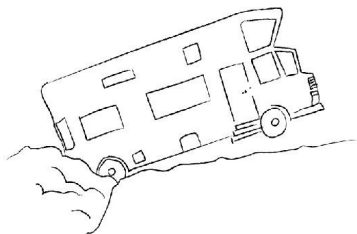
gemeinsame Leben auf eine Art
abendliches Speeddating?

Wie fühlen sich noch einmal »Ferien«
an? 28 Werktage. Ach so. Eigentlich
waren es also »Werktage«. Was ist noch
mal – mal rein sprachlich gesehen, meine
ich – das Gegenteil von »Freizeit«? Und
das Gegenteil von »Quality Time«?

Dann, noch in Thailand, war das
Gefühl für die Wochentage
verschwunden, und spätestens in
Queensland hatte sich sogar das Datum
in Bedeutungslosigkeit aufgelöst. Ich war
wunderbar aus dem Takt, so lange weg
von zu Hause, dass ich selbst die großen
Uhren nicht mehr schlagen hörte. Hatte

ich wirklich mein Leben um berufliche Termine herum geplant?

Wie war ich bloß auf die Idee gekommen, Geld zu sparen, während ich keine Zeit hatte? Bestand der Unterschied zwischen »noch wohnen« und »schon leben« wirklich im Besitz eines Sofas mit schwedischem Vornamen? Wie hatte ich mich mit der Fiktion abfinden können, meine Träume seien unrealistisch? Wieso war Fernweh ganz natürlich, führte aber zu nichts?



Spätestens in Port Douglas war das Klingeln meines Handys mit den Ziffern 0049 vor einem Zahlenwurm im Display so selten geworden, dass ich manchmal für eine Schrecksekunde gar nicht mehr gewusst hatte, was los war. Als wäre meine Nummer in den Adressspeichern der anderen, also zu Hause, Ziffer für Ziffer verblasst. Nach den ersten beiden

Wochen, die wir mit Eddie über die Südinsel Neuseelands zogen, hatte ich »2 Anrufe in Abwesenheit«. Wann in meinem Leben war ich jemals so anwesend gewesen?

Freundschaften entstanden schnell, dauerten eher Tage und Wochen als Monate und endeten mit einem lachenden »maybe see you one day«. Ist das Freundschaft? Wir hatten auf den Campsites Nachbarschaftsverhältnisse für 24 Stunden. Wieso war es selbstverständlich gewesen, an immer ein und demselben Ort zu bleiben? Mehrere Zimmer zu haben, obwohl man ja nur in

einem gleichzeitig sein kann? Und: zwei Toiletten gleichzeitig brauchen?

Und so hatte es auf unserer Reise mehr und mehr Momente gegeben, in denen das Selbstverständliche kaum noch zu hören war. Das Selbstverständliche ist nämlich ein Aufschneider, und es hat einen wunden Punkt: Je selbstverständlicher es sich an einem einzelnen Ort aufführt, desto mehr führt es sich an anderen Orten ad absurdum.

Und dennoch: Es hatte nie ganz aufgehört, selbst hier, selbst jetzt, nach über 900 000 Minuten nicht. Das merkte ich daran, dass wir immer noch Dinge sagten wie: dass wir »weit weg« wären.

Wovon waren wir weg, wo wir doch hier waren?

Nun waren wir auch noch aus dem letzten »festen« Wohnsitz unserer Reise endgültig ausgezogen und auf Eddie umgestiegen. Ein Upgrade auf nunmehr »strukturelles« Nomadentum.

Nachdem wir uns den Fox-Gletscher im Westland-Nationalpark angeschaut hatten, machten wir uns auf den Weg zum Lake Tekapo, einem südlich der neuseeländischen Alpen gelegenen See. Dafür mussten wir allerdings noch ein gutes Stück durch das verschneite

Hochgebirge fahren, was nicht immer ganz angenehm war. Immerhin gibt es hier mehrere Dreitausender, darunter den Aoraki. Natürlich fuhren wir nicht im Hochgebirge herum, aber auch die unvermeidlichen Pässe machten Eddie sehr zu schaffen – vermutlich war er eher Tieflanddinosaurier. Angeblich hatte Peter Jackson hier in der Region Canterbury irgendwelche besonders dramatischen Szenen von *Herr der Ringe* drehen lassen, wegen der monumentalen Natur.

Es war schon spät, und wir waren vom Highway aus auf eine kleinere Straße abgebogen, die auf einen Bergrücken

führen sollte. Die Aussicht auf die andere Seite des Massivs war angeblich atemberaubend. Dort oben gab es wohl auch ein kleines Restaurant, in dem wir zu Abend essen wollten, als Belohnung für die lange Fahrt. Ich hatte Nina erzählt, heute Abend würde gedünstete Bergziege aufgetischt. Vielleicht würde dort sogar eine Möglichkeit bestehen, eine Nacht lang zu campen.

Wir waren die schmale, gewundene Straße etwa zur Hälfte hinaufgekrochen, als uns zwei Jugendliche in einem Jeep mit Allradantrieb und Schneeketten entgegenkamen. Nachdem sie uns dadurch stoppten, dass sie breit grinsend

bis kurz vor dem Aufprall frontal auf uns zufuhren, kurbelte einer der beiden Jungs das Fenster runter.

»Oben ist alles geschlossen. Wir waren die Letzten.«

Ich nickte. So ganz war mir aber noch nicht klar, was das jetzt heißen sollte.

»Am besten dreht ihr möglichst bald um. Oben schneit es wie verrückt, und geräumt wird erst morgen früh wieder.«

Wir bedankten uns, und die beiden fuhren davon. Ich sah mich um. Eigentlich war dies hier kein schlechter Ort, um direkt zu wenden – rechts neben der Straße befand sich eine mittelgroße Ebene. Wer weiß, wie eng und steil die

Straße weiter oben sein würde. Es ist kein Spaß, ein sieben Meter langes Ungetüm wie Eddie durch die Serpentinien zu manövrieren. Außerdem war ich die letzten drei Stunden gefahren und ziemlich müde.

»Soll ich das machen?«, fragte Vera.

»A man has to do what a man has to do«, feixte ich und legte den Rückwärtsgang ein. Es gibt Witze, die sollte man sich vorher gut überlegen. Wie sich herausstellte, handelte es sich bei meiner Ebene um einen mindestens einen Meter tiefen Graben, in welchen der Schneepflug wohl täglich den Schnee von der Fahrbahn schob. Vielleicht sind

diese Gräben sogar extra dafür gemacht, und es gehört zur Lebenserfahrung jedes fünfjährigen Neuseeländers, dass man in so etwas unter keinen Umständen reinfährt. Aber ich konnte es ja nicht wissen. Nachdem Eddies Hinterräder im Graben keinen Halt mehr fanden, weil er schon mit dem Chassis auf der vereisten Böschung des Grabens aufgesetzt war, rutschte er träge, aber trotz hochtourigen Drehmoments beharrlich etwa zwei Meter rückwärts und bohrte sich dabei mit dem Heck tief in den Schnee. Es gab ein höllisches Getöse, als das Geschirr in den Schränken in die Ecken rutschte. Alle kreischten. Sogar Mr. Simon wurde

wach, ausnahmsweise. Er wolle Schokolade.

Ich steige aus. Eddies Hinterräder sind vollständig im Schnee versunken. Ich blicke mich um. Die Jungs im Jeep sind längst verschwunden. Weit und breit keine Menschenseele. Bis zur Dämmerung, wenn es hoch kommt, vielleicht noch eine Stunde.

Es ist eine miese Sache, steif gefrorene Schneeketten unter die Doppelreifen eines mehrere Tonnen schweren Wohnmobils zu pfriemeln, besonders wenn der Boden steinhart gefroren ist. Tatsächlich hatte eine Mitarbeiterin des Wohnmobilverleihs uns auf dem

Firmenparkplatz kurz vorgemacht, wie das ging, auch ohne das Wohnmobil dabei mit einer Hand anheben zu müssen. Es ging, und zwar innerhalb von wenigen Sekunden. Sie hatte gefragt, ob ich das so verstanden hätte. Ich hatte »Ja« gesagt, und dass wir auch gar nicht vorhätten, Geländetouren zu machen. Die Mitarbeiterin hatte nachdenklich geschaut, »sure« gesagt und uns den Schlüssel für Eddie ausgehändigt.

Die Fingerspitzen schmerzen unglaublich von der Kälte, unter den Fingernägeln ist es am schlimmsten. Zudem habe ich mir den rechten Mittelfinger zwischen Kette und Reifen

geklemmt, und zwar genau die Stelle, die ich mir beim Ziegelmachen schon ramponiert habe. Die Stelle war gut verheilt gewesen.

So ein Wohnmobil im Graben wäre eigentlich auch eine super Challenge of the Day für ein Managerseminar, schießt es mir durch den Kopf. Ich müsste da mal mit Beany drüber sprechen.

Die Seitentür geht auf, und Veras Kopf kommt zum Vorschein.

»Kommst du klar?«

Ich puste in meine roten Hände und nicke. Im Hintergrund höre ich Mr. Simon jaulen.

»Alles klar mit den Kindern?«, frage ich.

»Simon möchte in den Schnee, spielen. Aber die Heizung ist ausgefallen«, sagt sie. »Wenn sich die beiden jetzt so richtig schön voll Schnee saugen, kriegen wir sie nicht mehr warm ...«

Ich sage nichts. Schöne Aussichten.

»Es gibt hier auch keinen Empfang«, höre ich noch. Das war sicher überhaupt nicht böse gemeint. Die Sonne ist längst hinter den Bergen verschwunden, alles liegt jetzt im Schatten.

Die Ketten gehen nur an einer Seite drüber. Aber wie sich jetzt herausstellt, ist

das ohnehin egal. Eddie ist bewusstlos. Ich drehe mehrfach am Zündschlüssel. Kein Mucks. Kein Lämpchen. Ich grabe mühsam das Auspuffrohr aus dem gefrorenen Boden und bohre mit einem Brotmesser Erde, Gras und Schnee aus dem Rohr, wobei ich noch einmal 15 Minuten kostbarer Zeit verliere, während sich die ersten Spuren der Dämmerung in den Himmel mischen.

Nichts.

Ich öffne entschlossen die Motorhaube, allerdings sagt mir eine innere Stimme, dass ich mir bei meinen Vorkenntnissen keine übertriebene Hoffnung machen soll. Mat hätte das

sicher hinbekommen. Aber der Tag, an dem ich mit meinem Vater den Kühler an meinem Renault 5 ausgebaut hatte, liegt lange zurück, und R5-Kühler sind auch das einzige Automechanische, was ich so draufhabe. Der Kühler sieht okay aus. Im Licht der Taschenlampe sehe ich, dass die Batterie etwas verrutscht zu sein scheint, denn es ist jetzt ein viereckiger, dunkler Rand zu sehen, der normalerweise wohl genau unter der Kante der Batterie liegt. Aber die Kontakte sind in Ordnung. Und an dieser Stelle bin ich mit meinem Rat eigentlich auch schon am Ende. Selbst Sekundenkleber würde hier nicht helfen.

Die Dämmerung ist jetzt da. Außerdem fällt der Schnee mittlerweile in dicken Flocken. Ein weißer Teppich legt sich über die Landschaft, als wollte er sie beruhigen.

Wer jetzt kein Haus hat ... Aber wir haben Eddie. Es ist alles wirklich nicht dramatisch, sage ich mir. Allerdings schweinekalt. Innerhalb einer halben Stunde ist die Temperatur im Wohnmobil so weit gesunken, dass wir unseren Atem sehen können.

Es wird uns nichts anderes übrig bleiben, als die Nacht hier zu verbringen.

Also gibt es jetzt Schokolade, den kompletten Vorrat. Dazu heißen Tee und

ein paar andere Sachen, die man nicht kochen muss. Wenn es hart auf hart kommt, können wir sicher mit dem Gasherd heizen; allerdings steht der Zeiger auf dem Ventil schon seit zwei Tagen auf Orange. Wir haben zwei LED-Taschenlampen und die dämmrige Notbeleuchtung. Irgendwo muss noch ein Funken Leben in Eddie sein.

Für eine Weile sitzen wir da und essen. Die Kinder sind mit der Schokolade beschäftigt, Vera und ich etwas in Gedanken versunken. Jedenfalls entstehen in manchen Augenblicken ungewöhnliche Pausen, in denen man nichts hört als das Rascheln des

Aluminiumpapiers, das Schlürfen an einer Tasse mit heißem Tee. Dann bereiten wir uns auf die Nacht vor. Wir ziehen alles an, was wir bei der Heilsarmee erstanden haben. Socken übereinander, Mr. Simon schafft zwei von seinen Hosen und noch eine von Ninas, indem ich ihn am Hosenbund hochhebe und auf und ab ruckle. Am Ende der Prozedur ist er ein kicherndes, tonnenförmiges Gebilde. Seine Arme stehen etwas zu beiden Seiten ab, weil so viel Stoff unter den Achseln ist. Von seinem Kopf sind dank zweier Kapuzen und eines Schals nur noch die Augen und die Nasenspitze zu sehen. Letztere ist

zwar rot, aber nicht zu kalt, wie ich erleichtert feststelle.

Eine weitere Dreiviertelstunde später sind an der Heckscheibe die ersten Kondenstropfen oberhalb der Kante der Gummiabdichtung gefroren.

»Toll!«, sagt Nina, »Eis«, und fängt an, Daumenabdrücke auf die matte Scheibe zu machen. Auf der anderen Seite der Scheibe ist Schnee.

Wir sind sozusagen im Flugmodus. Unterwegs, ohne Kontakt zur Außenwelt. Im Prinzip hätten wir mit Eddie auch auf dem Weg zu einem anderen Planeten sein können, wie eine von diesen Sonden im All, zu denen

irgendwann jeglicher Kontakt abbricht, weil die Entfernung zu groß geworden ist oder die Kontrollstation in Französisch-Guayana irgendeinen Kometen oder Straßengraben übersehen hat. Dazu passt eigentlich auch, dass Eddie derart schräg über der Grabenkante liegt, dass wir in seinem Inneren schief gehen und uns ein kleines bisschen an den Schränken entlanghangeln müssen, genau wie in einem Raumschiff. Fehlt nur noch die Schwerelosigkeit.

Kein Auto wird noch durch diese Nacht fahren. Und trotz des GPS, das solche Mietmobile ja vermutlich haben,

wird heute Abend niemand wissen, wo wir sind.

Heute spielen auch die All Blacks!, schießt es mir durch den Kopf. Morgen früh wird uns dann der erste Schneepflug finden, mit der Nase von Eddie noch ein Viertel über die Fahrbahn rüber. Ich hoffe, die Rugby-Partie heute Nacht wird gut ausgehen. Auch wenn es nach unseren bisherigen Erfahrungen mehr als unwahrscheinlich zu sein scheint – möglicherweise können sogar Neuseeländer ärgerlich werden, unter ganz bestimmten, katastrophalen Ausnahmebedingungen.

Wir schichteten die Matratzen aus dem Bett über der Fahrerkabine auf die anderen Matratzen im Heck, als Isolierpolster. Von Eddies Boden geht eine klamme Kälte aus, und erst jetzt merken wir, an wie vielen Stellen es zieht. Ich bekomme meine Hände nicht richtig warm.

Uns bleibt eh nichts anderes übrig, als ins Bett zu gehen.

»Ich will nicht ins Bett.«

»Heute ist es besonders«, sage ich.

»Komm ... hopp ...!«

»Ausziehen?«

»Nein, heute schlafen wir wie die Räuber, alles anlassen.« Ich erzähle die

obligatorische Geschichte. Im Moment müssen ein Bär, ein Fuchs und eine Gans vorkommen, und am Ende darf nur einer über sein, wobei ich die halbwegs plausiblen Versionen alle schon verbraucht habe. Ich erzähle eine ziemlich lange Geschichte, jedenfalls viel länger als 10 Minuten. eben bis die Kinder zufrieden sind. Es gibt sonst nichts mehr zu tun.

Langsam kehrt Ruhe ein.

Eddie steht so schräg, dass wir auf den Matratzen immer wieder aufeinanderrutschen. Ein Knäuel aus Menschen und Kissen, wie Tiere ganz hinten in einer dunklen Höhle

zusammengekauert. Die fünf Decken, die wir haben, liegen schwer über uns, ich hoffe, alle kriegen Luft.

Nach einer Weile ist es nicht mehr sehr kalt. Wir sind doch ziemlich müde. Vielleicht von der Anspannung; das hatten wir vor den Kindern auch nicht komplett verbergen können. Nina gähnt und presst sich eng an mich. Eine Hand von Simon liegt schlaff auf meinem Hals. Sie riecht nach Schokolade.

In Eddies Bauch herrscht mittlerweile vollkommene Dunkelheit. So eine Dunkelheit habe ich, glaube ich, noch nie gesehen. Ich bewege die Hand vor meinem Gesicht. Ich kann zwar den

leichten Lufthauch spüren, wenn ich es etwas hektischer mache, aber zu sehen ist nichts. Es ist so dunkel, dass es keinen Unterschied macht, ob all die Dinge, die sich außerhalb der Reichweite meiner tastenden Hand befinden, nicht wirklich aufgehört haben zu existieren. Ich fühle in die Dunkelheit hinein: Da ist die glatte, kalte Plastikverkleidung der Innenwand von Eddie an meiner Schulter, der etwas klamme Vorhang, der mir fast auf der Stirn hängt. Das da muss anscheinend Veras Schulter sein, jedenfalls antwortet sie mit einem schläfrigen »Hmm«. Die eisige Scheibe mit den halb platten Eistropfen an der

Dichtung. Am Rand des Bettes stoßen meine weit ausgestreckten Finger gerade noch an die Halterung für die Tischmontage. Aber dahinter: ist nichts mehr. Auch draußen: kein Geräusch außer gelegentlichen Windstößen. Kein Licht.

Für heute scheint unsere Reise stillzustehen, inmitten einer wilden, ungebändigten Landschaft. Vor uns türmt sich ein zerbrochener Horizont Tausende Meter in die schneeverwirbelte Winternacht. Dort, unter dem Himmel, stemmt sich das Gebirge in den Lauf der Zeit, von einem zornigen Wind umtost, der sich an den Felskanten aufs immer

Neue verwundet. Darunter: die stürzenden Linien der Felswände und Geröllfelder, unerreichbare Orte inmitten grauer, verwischter Konturen. Wasser, im Fallen erstarrt.

Weit unten, an den sanfteren Berghängen, an denen wir gestrandet sind, verbünden sich – jede Nacht aufs Neue – der Schnee und die Dunkelheit: Es ist jetzt Zeit, die Spuren der Menschen zu löschen. Sie tun das so unnachgiebig, als müsste, wenigstens für diesen Moment, etwas wieder in Ordnung gebracht werden. Etwas, das viel größer und älter ist als der Mensch. Und in diesem weiten Nirgendwo, an einem

namenlosen Punkt, liegt, halb in den Schnee gesunken, ein winziges, zerbrechliches Gehäuse mit vier Menschen drin. Vielleicht haben der Schnee und die Nacht uns übersehen, oder vielleicht sind wir einfach zu klein, um zu stören.

Der Wind lässt nach. Der Schnee hat sein Werk getan. Das Land ist mit Stille bedeckt. Die Berge sind unter sich.

Dicht neben mir ruckelt sich Nina noch einmal zurecht; sie braucht immer eine Ewigkeit, bis sie die »echte« Schlafposition gefunden hat. Eddie schaukelt ein klein wenig und ächzt.

Dann hört auch dieses Schaukeln auf.

»Verrückt«, denke ich, »jetzt gibt es nur noch uns.«

Ich lausche in die Dunkelheit hinein.

Ein Moment der vollkommenen Stille.

Es gibt sie doch!

Nur ein Lächeln lang.

Eine Stimme flüstert in der Dunkelheit: »Papa?!«

»Ja!«

»Bist du da?«

»Ja.«

»Ich auch.«

»Das habe ich mir fast gedacht«, flüstere ich.

»Und Mama und Mr. Simon sind ja auch da.«

»Ja.«

»Jetzt ist es soo schön zuhausig, ne?«

1 000 000. MINUTE
LAKE TEKAPO (43° 53' S, 170° 31' 0)
MACKENZIE COUNTRY
AOTEAROA/ NEUSEELAND

LAKE TEKAPO

»Hast du wenigstens einen Eimer?«

Nina stand vor mir. Sie wirkte immer noch lustlos, sogar bedrückt.

»Was willst du denn machen?!«, fragte ich.

»Ich brauche einen Eimer.«

Ich kletterte in Eddie und fischte den grünen Eimer unter der Spüle hervor.

»Hier. Aber denk dran, wir müssen in einer halben Stunde los.«

»Jaja. Ist ja alles zu Ende«, sagte sie trotzig, nahm, ohne mich anzusehen, den Eimer und zockelte davon. Sie konnte theatralisch sein, insbesondere dann, wenn es ihr strategisch günstig erschien. Vielleicht spekulierte sie auf Verlängerung.

Den Anlass unseres besonderen Frühstücks heute Morgen hatte sie nicht gut weggesteckt. Genaugenommen war unser Jubiläum sogar voll nach hinten losgegangen. Wir hatten unsere Millionste feiern wollen. Deshalb gab es echte Croissants mit Butter und Erdbeermarmelade, Knuspermüsli mit Honig und Milch, sogar frisch gepressten Orangensaft und heißen Kakao. Nina hatte den Becher nur halb ausgetrunken, bevor sie sich irgendwo am Ufer des Sees verkrümelte hatte. Das war ein untrügliches Anzeichen, dass ihr etwas auf den Magen geschlagen war. In einem unbeobachteten Moment hatte Mr.

Simon die Sache mit dem Kakao aus der Welt geschafft.

Wir waren jetzt fast zwei Jahre unterwegs, und trotz aller möglichen Rechenfehler mit Papier und Stift plus Zeitverschiebung und so weiter war klar, dass wir heute oder spätestens morgen tatsächlich eine Million Minuten erreichen würden. Nach unserer Situation in den Bergen, aus der uns ein Trecker und ein wegen des Sieges der All Blacks bestens gelaunter Automechaniker der New Zealand Automobile Association ohne wirklich große Komplikationen

gerettet hatten, hatten wir uns darauf geeinigt, das Ereignis einfach in einem Moment zu feiern, in dem sich dazu eine Gelegenheit bot.

Eine Million Minuten ...

Am Anfang hatte ich mich noch häufiger hingesezt und unsere Zeit nachgemessen. Irgendwann, da waren wir auf Phra Thong und gerade 18 000 Minuten oder knapp zwei Wochen unterwegs – etwa die Zeit, die ein Kurzurlaub dauert. Zu diesem Zeitpunkt waren wir noch immer furchtbar aufgeregt und auch ein bisschen ängstlich, irgendetwas könnte dazwischenkommen.

Dann 60 000 Minuten, auf Yao Yai, da hatten wir den durchschnittlichen Jahresurlaub eines deutschen Arbeitnehmers mitsamt Wochenenden und Feiertagen gedoppelt und gingen schon deutlich gelassener mit der Zeit um. 129 000 Minuten: Nach drei Monaten in Thailand war das Messen schon eher eine Art Spaß geworden. So, als kniffe man sich selbst, um zu merken, dass man wirklich träumt.

Eine gefühlte Ewigkeit später: die 242 000er Minuten in Port Douglas – wir waren jetzt ungefähr ein halbes Jahr unterwegs, und die Abstände zwischen meinen Messungen wurden immer

länger. Die 630 000ste Minute auf dem Wallaby-Creek-Festival: Nach über einem Jahr des Reisens hatte ich endlich genug Vertrauen ins Glück gewonnen. Ich hatte begriffen, dass diese Zeit nicht »einfach so« vorübergehen würde. Letztendlich hatte ich dann einfach vergessen zu rechnen. Wer rechnet schon ständig sein Leben nach? Denn irgendwann war aus dieser Reise das Leben geworden. Die Zeit, das ist doch das eigene Leben ...

Eine Million Minuten sind lang. Bestimmt hängt es aber davon ab, was man tut. In meinem alten Leben hätten eine Million Minuten wahrscheinlich einfach zwischen den Zeilen meiner To-

do-Listen verschwinden können, ohne dass ich groß etwas davon mitbekommen hätte. Auf unserer Reise hingegen waren eine Million Minuten lang genug dafür, dass danach nichts mehr so war wie zuvor. Und es ging uns so gut ... Ein Grund zu feiern.

Für Nina allerdings war es ein Schock, als wir ihr heute Morgen gesagt hatten, dass die einmillionste Minute gekommen war. Vera und ich hatten uns in den Armen gelegen, aber als ich mich umdrehte, saß Nina zusammengesackt auf dem Campingstühlchen und starrte auf den Boden. Für sie bedeutete dies offensichtlich vor allem, dass die Million

jetzt »um« war, also aus, vorbei, zu Ende, und das auch noch für immer. Wenn man bedenkt, dass ihre Million-Minuten-Idee ja tatsächlich einmal der Anfang unserer Reise gewesen war, konnte ich ihr Unbehagen auch verstehen. Zumal sie sich damals, aus den Kissen heraus, mit einer »Million« vermutlich bewusst ein Wort ausgesucht hatte, das sie nicht ermessen konnte. Eine Zahl, die so unendlich war, wie es nur eben ging, jedenfalls für eine Vierjährige mit einer ausgeprägt extraterrestrischen Mathematik schon im Zahlenraum zwischen 1 und 20. Dass ihre derart unermessliche Zahl in zwei profane

Erdjahre passen würde, hatte sie vermutlich nicht kommen sehen. Nicht ein einziges Mal in fast zwei Jahren hatte sie uns gefragt, wie lange wir schon unterwegs waren oder wie viel Zeit noch vor uns läge. Auch das ist das Paradies der Kinder: den Tag für einen Teil der Unendlichkeit zu halten. Das musste ich in meinem Tagebuch unbedingt noch ergänzen.

Natürlich hatte auch ich gemischte Gefühle, die sich aber eher auf die Frage bezogen, wie es eigentlich weitergehen würde. Einen Plan F oder G oder was jetzt eigentlich an der Reihe sein sollte, hatten wir – wie immer – nicht.

Dennoch war klar, dass unsere Reise nicht automatisch »endete«, nur weil wir in der kommenden Woche nicht mehr im Ausland unterwegs sein würden. Dafür war diese Reise viel zu sehr *innen*. Je mehr ich nachdachte, desto mehr Dinge fielen mir ein, die auf jeden Fall schon mal *nicht* zu Ende waren.

Wir selbst hatten uns verändert – ich weiß nicht, ob mich der Curitiba-Erfolgsmensch nicht inzwischen für eine andere Person gehalten hätte, wenn er und ich uns am Telefon unterhalten hätten, ohne uns dabei sehen zu können.

Eines der überraschendsten Dinge aber war für mich das Gefühl, wir hätten

uns gegenseitig kennengelernt. Ist das absurd zu denken, man würde seine eigenen Kinder kennenlernen? Beide, Simon und Nina, waren jedenfalls viel komplexere, tiefgründigere Persönlichkeiten, als ich mir das vorgestellt hatte. Ich hatte sehen können, wie die beiden sich jeden Tag aufs Neue mit dem Leben auseinandersetzen mussten, genau wie ich, und auch genau mit dem gleichen Leben. Tapfer, verzagt, neugierig, trickreich, sehnsüchtig, wütend, zufrieden ... sie waren vielleicht nur halb oder ein Drittel so groß wie ich, aber sie fochten die gleichen Kämpfe, genossen die Pausen, verfolgten ihre

Ziele ... Einmal war mir durch den Kopf geschossen: *Wir sitzen alle im selben Boot.* Und so war es tatsächlich. Und auch wenn ich wusste, dass sie ihre Wege selbst finden mussten, war es ein schönes Gefühl, dabei zu sein. Ehrlich gesagt fühlte ich mich, seitdem ich die beiden beobachtet hatte, auch nicht mehr so allein wie früher. *You never run alone* – das hatte ich gelernt.

Andersherum hatten uns die Kinder sicher genauso kennengelernt. Mir war aufgefallen, wie aufmerksam uns die beiden bei allem beobachteten, was wir taten. Auf dieser Reise mussten sie uns einfach komplett durchschaut haben –

nicht nur in der Rolle als Eltern, sondern als Menschen. In allen Lebenslagen: überenthusiastisch beim Floßbauen auf Phra Thong, unglaublich faul in der Hängematte auf Yao Yai, kindisch jubelnd auf dem Surfbrett, als Problemlöser, überfordert, als Planer, Gewinner, als Ziegelhersteller und als echter Verlierer beim Wettrennen in Denmark, im Streit, als Genussmenschen, beim Holzhacken und beim Lügen, beim Feilschen, erschöpft, egoistisch, festgefahren im Graben in den verschneiten Bergen, verliebt, unsicher, kindisch, krank, wütend, auf dem Holzweg, zweifelnd, auf

der großen Suche, in guten und in schlechten Zeiten, zufrieden ...

Wir hatten uns in einer Million Minuten verändert, jeder für sich und alle gemeinsam. Wir waren mehr Familie geworden, als ich mir jemals hatte vorstellen können.

Ich dachte bei mir: Alles, was kommen wird, beginnt genau hier und jetzt. Kein Ende in Sicht.

Ich hatte wirklich versucht, das alles auch den Kindern zu erklären. Zunächst stellte sich heraus, dass es Mr. Simon sowieso egal war. Seine gesamte Vergangenheit

war bisher schließlich ziemlich »happy«, wie er Dinge bezeichnete, die er mochte. Es gab zum Beispiel »happy mornings«, »happy stories« und auch, besonders wichtig, »happy Mama«. Und wenn die Dinge so grundsätzlich happy sind, ist es ja tatsächlich völlig unmöglich, sich um eine unbekannte Zukunft Sorgen zu machen. Als ich mir schließlich ein Herz fasste und ihm offenbarte, dass wir schon »ganz bald«, wie ich vorsichtig formulierte, in ein ganz neues Land namens Germany fliegen würden, bestand seine einzige Reaktion konsequenterweise darin, entschlossen

auf den Kühlschrank zu zeigen und »Happy Icecream?« zu sagen.

Mit Nina lief es hingegen überhaupt nicht gut. Sie war nicht davon zu überzeugen, dass die bisherige Reise – in bestimmter Weise – niemals enden würde.

»Du willst mich nur trösten«, hatte sie gesagt, um mich anschließend mit ein paar sehr pragmatischen Fragen innerhalb kürzester Zeit in die Bredouille zu bringen. Ob wir dann in einem Haus wohnen würden. Das war noch harmlos gewesen. Aber dann kam irgendwann auch, ob ich wieder viel Geld verdienen müsste. Wir waren komplett pleite. Ich

sagte, ich würde gerne wieder ein bisschen arbeiten. Nicht für viel Geld, aber auch, weil ich es spannend finden würde. Zum Beispiel an einer Schule. Ich erfuhr, dass ich ja »oft« mit Kindern gut spielen konnte, insofern solle ich es ruhig mal probieren. Doch dann ging es weiter: Ob wir am Wochenende ab und zu nach Port Douglas könnten. Irgendjemand müsse sich um die Emus kümmern, damit sie nicht wieder so schrecklich dünne Beine kriegen würden. Ich sagte, die Sache sei etwas kompliziert. Auch so eine Formulierung, die ich ab und zu dringend brauchte.

»Aha«, sagte Nina. Ob sie denn wenigstens eine Katze bekommen würde. An der Stelle bot sie mir wohl eine Verhandlungsbasis an, aber: leider nein, würde sie nicht. Und wann es dann wieder weitergehen würde mit den Ländern. Ich sagte, dass wir uns erst mal eingewöhnen würden. Die Opas und Omas würden sich auch schon total freuen! Die kommende Station würde einfach etwas länger dauern.

»Siehst du?! Es ist alles vorbei«, fasste sie die Ergebnisse unseres Verhörs trotzig zusammen. Sie war überhaupt nicht zu trösten.

Ich versuchte es auf eine andere Art.
Vielleicht weniger kompliziert?

»Das ist einfach das Leben«, sagte ich.

Vera hörte abrupt mit dem Teeeingießen auf und warf mir einen irritierten Blick zu. Nina sah mich zornig an. Dann hatte sie sich umgedreht und war missmutig zum Seeufer gestapft.

Es war kein Zufall, dass wir uns für unseren besonderen Moment ausgerechnet diesen See ausgesucht hatten. Wir hatten Eddie so geparkt, dass wir beim Frühstück genau auf den Lake Tekapo schauen konnten. Dies wird sicher für immer einer meiner Lieblingsorte bleiben. Denke ich an

Neuseeland, fällt mir als Erstes dieser surreal türkisfarbene See inmitten der schneebedeckten Berge der neuseeländischen Südalpen ein. Mit einer Farbe, die ich so noch nie gesehen habe.

Das Frappierende an der Gegend um den Lake Tekapo war für mich die Klarheit. Die Luft, das Wasser, die Farben, die Konturen der schneebedeckten Berge gegen den stahlblauen Himmel, das Licht – alles um uns herum war klar. Selbst die Dunkelheit ist hier ungetrübt. Weil es in Neuseeland ja nicht viele Menschen gibt und deshalb auch niemand meint, er müsse ständig irgendetwas anleuchten,

reicht der Nachthimmel bis auf den Erdboden. Hier im Mackenzie Country liegt das Universum direkt auf dem nassen Fels auf. Wir hatten in der Nähe des Sees mit Eddie mühsam einen Pass erklommen und oben auf einem kleinen Plateau campiert. Wenn man dort oben auch noch auf einen der Felsen klettert, besteht der letzte Kontakt zur Erde nur mehr in den paar Zentimetern Schuhsohle, die den Fels berühren. Der Körper ragt schon weit ins dunkle All hinein. Man balanciert auf der äußersten Klippe der Erde, und es ist wirklich nur noch ein ganz kleines bisschen Schwerkraft da, das verhindert, dass man

einfach ins All driftet. Ich müsste unbedingt mal mit Nina reden, ob man da nicht was machen kann. Wenn wir alle zusammen mit ganz viel Anlauf ... Mal sehen.

In unserer ersten Nacht in der Nähe des Lake Tekapo habe ich auch zum ersten Mal in meinem Leben verstanden, was mein Vater meinte, wenn er mir als Kind etwas zeigte, das er immer »die Milchstraße« nannte. Ich hatte damals eigentlich nur ganz weit oben ein paar verstreute Sterne erkennen können, manche auf kleinen Haufen, gut, aber weder Milch und Straße waren offensichtlich. Ich hatte dann in

Gedanken eine zackelige weiße Linie zwischen den paar Sternen gezogen und mich damit abgefunden, dass das wohl die legendäre Milchstraße sein müsse. Die Erleuchtung also hier am Lake Tekapo, drei Jahrzehnte später: Schon beim Hochklettern fiel mir auf, dass die Sterne hier nicht irgendwo »oben« sind, sondern überall um mich herum Sogar *unter* mir glänzten welche am Horizont, und dann, als ich schon dachte, das Schwindlige wäre schon wieder abgeklungen, sah ich die hell leuchtende Milchstraße, so gigantisch, dass ich nach Luft schnappte, ein milliardenfaches Funkeln, hunderttausend Lichtjahre von einem

Horizont zum anderen, der ganze Irrsinn des Universums in 3D. Und in Farbe. Ja, natürlich gibt es blaue Sterne und grüne und rote, und violette auch, manche blinken hektisch, andere pulsieren langsam; überall huschten Sternschnuppen umher, während die Satelliten träge ihre Bahnen ziehen. Hier in Neuseeland ist es übrigens völlig unmöglich zu denken, die Erde wäre der Mittelpunkt von irgendetwas – weil man schon mit bloßem Auge erkennen kann, dass wir irgendwo ganz am Rand vom großen Ganzen liegen.

Die Hand voll Neuseeländer, die am Lake Tekapo wohnt, weiß genau, wie es

den Touristen geht, wenn sie das erste Mal hierherkommen. Sie haben extra überall fürsorgliche Schilder, erklärende Tafeln und kleine Wegweiser aufgestellt und auch die Felsen liebevoll mit Pfeilen markiert, damit man sich doch noch zurechtfindet, wenn man vor lauter Natur so durcheinander ist. Ich habe mit eigenen Augen gesehen, wie sich eine komplette Gruppe japanischer Touristen, ganz frisch aus dem Bus kommend, schnatternd auf den See zuwälzte und dann immer mehr abbremste und leiser wurde und kurz vor dem Ufer des Lake Tekapo einfach verstummte. Die Arme mit den Kameras hingen schlaff an ihren

Körpern, auch das machten sie kollektiv, und – für ein paar Sekunden der Besinnung – knipste fast niemand. Wenn man einmal mit einer japanischen Gruppe »gemeinsam« vor der *Mona Lisa* oder in der Sixtinischen Kapelle gestanden hat, weiß man: Das heißt schon was.

Auch die christlichen Kirchen, die hier gerne eine kleine Kirche hinbauen wollten, hatten sofort bei der ersten Inspektion verstanden, dass dies kein Ort ist wie die anderen, an den schon die ganzen Kirchen stehen. Deshalb haben sie am Lake Tekapo einfach eine Kirche ohne richtige Wand in der seeseitigen

Apsis gebaut. Und auf den Altar haben sie auch gleich verzichtet, oder vielleicht haben sie ihn einfach vergessen, weil sie zu viel auf den See gestarrt haben. Jedenfalls haben sie dann statt Wand und Altar oder sterbendem Jesus oder weinender Maria einfach ein großes Fenster hinten reingebaut. Kaum betritt man die Kirche, schaut man durch sie hindurch und sieht nichts als den Lake Tekapo. Das Kreuz haben sie auch nur ganz klein gemacht, aus einfachem Holz, damit es nicht stört. Aber eigentlich finde ich, ausgerechnet hier passt es gut. Es würde mich auch gar nicht wirklich wundern, wenn hier tatsächlich

manchmal ein merkwürdiger, sehr alter Mann mit weißem Bart mit seinem hageren Sohn vorbeikäme, die beiden sich auf eine der Holzbänke fallen ließen und lächelnd ins Weite schauten.

Am meisten hatte es Nina aber das Wasser des Lake Tekapo angetan. Gestern hatten wir das Blau gesucht. Als ich nachschauen ging, was sie am Ufer so trieb, hielt sie gerade eine Sprudelflasche hoch, dreht sie im Licht und murmelte: »Es muss hier drin sein! Es kann nicht rausgekommen sein.«

Man muss wissen, dass Lake Tekapo tatsächlich so aussieht, als hätte jemand deckende türkise Farbe in ein riesiges Tal gegossen. Bei dieser Farbe wäre es ein echtes Kunststück gewesen, sich das Wasser farblos vorzustellen. Ich probierte es aus: In dem Moment, in dem ich die Flasche mit dem nichtblauen Wasser aus dem See zog, war es das gleiche Gefühl, als würde ein Zauberer die Hand öffnen, in der sich definitiv die Münze befinden musste, die aber leer war. Nina und ich diskutierten spaßeshalber herum, wie das Blau wohl entstehen könnte und wo es sich aufhielt. Wir einigten uns darauf, dass man das Blau vielleicht erst

erkennen kann, wenn man etwas weiter weg ist, und dass man es auch nicht so leicht einfangen kann. Meine Kenntnisse zu Absorbtionsspektren und Wellenlängen behielt ich für mich. Es war einfach schön gewesen.

Jetzt sehe ich sie von Weitem, wie sie mit ihrem offensichtlich gut gefüllten Eimerchen über die Steine holpert. Bei fast jeder ihrer schlingernden Bewegungen schwappt etwas Wasser über die Felsen oder ihre Hose.

»So! Das nehme ich mit. Als Denkmal für unsere Reise«, keucht sie, als sie Eddie

erreicht hat. Sie hat eine wild entschlossene Miene aufgesetzt.

»Als was?!«

»So was, was man mitnimmt«, sagt sie und schaut mich schon etwas weniger selbstbewusst an.

»Als Andenken, meinst du?«

»Ja.«

Ich werfe einen Blick in den Eimer. Nichts als Wasser.

Sie kämpft mit den Tränen.

»Ach, komm mal her«, sage ich.

»Jetzt ist die ganze schöne Zeit zu Ende!« Sie ist vollkommen aufgelöst. Es ist auch nicht der Moment, mit ihr darüber zu reden, wie man einen Eimer

Wasser von Neuseeland nach Deutschland bekommt.

Als ich auf sie zugehe, weicht sie mir aus. Wenn sie am dringendsten getröstet und in den Arm genommen werden will, lässt sie sich auf keinen Fall trösten oder in den Arm nehmen. Damit klar wird, wie dringend sie es braucht.

Es geht ihr wirklich nicht gut.

Ich beiße mir auf die Lippen. Wie konnte ich ihr bloß erklären, dass unsere Million Minuten nicht einfach »endet«? Dass solche Zeit nie verloren geht?

Die Sache mit dem Wassereimer erinnerte mich an das Gleichnis vom Wassertropfen, der vor dem Verdunsten

gerettet werden soll. Es war etwas kompliziert, aber einen Versuch wert.

»Füll mal eine Million Tropfen in deinen Eimer!«, fordere ich sie auf.

»Was?!«

»Gut zählen!«, lächle ich. »Wenn du fertig bist, ruf mich!«

Sie nimmt kopfschüttelnd den Eimer und torkelt, jetzt schon ein bisschen weniger schwappend, weil nicht mehr viel im Eimer war, wieder zum See hinunter. Wahrscheinlich denkt sie, ich hätte sehr komische Wünsche. Mir war auch klar: Wenn sie mich wirklich ernst nimmt, würde sie ein paar Wochen

beschäftigt sein und bestimmt 50 weitere Eimer brauchen.

Ich zähle lamsang von einer Million rückwärts. Bei 999 982 höre ich sie.
»Feeer-tig!«

Ich gehe zu ihr hin.

Sie sitzt neben ihrem zu drei Vierteln gefüllten grünen Eimer. Wenn sie mehr hineingefüllt hätte, hätte sie ihn auch nicht mehr aus dem Wasser ziehen können.

»Eine Million?«, frage ich. »Hast du auch genau gezählt?«

»Natürlich!« Sie schaut mich schelmisch an.

»Gut. Wir spielen jetzt ein Spiel, okay?«

»Na gut«, sagt sie lahm. Sie wollte sich nicht so leicht einfangen lassen. Aber ein neugieriges Blitzen in ihren Augen hatte sie nicht verbergen können.

»Also«, erkläre ich, »hier sind jetzt eine Million Tropfen drin. Jetzt das Spiel. Jeder Tropfen wäre wohl eine Minute, ja?«

Ich hatte sie und Mr. Simon genau beobachtet. Nina benutzte neuerdings immer den Konjunktiv des Spiels. Dieser wird folgendermaßen erstellt: »[Subjekt]. Wäre. wohl. jetzt. [Subjekt], ja?!« So einfach ist die Konstruktion von

Paralleluniversen. Das sollte man auch als Erwachsener häufiger verwenden: *Guten Tag. Die Zeit wäre wohl jetzt das Leben, ja?!*

»Hm«, sagt sie nur und starrt auf den Eimer, als wolle sie sich vergewissern, was da drin ist.

»Ein Eimer voll mit einer Million Minuten, okay? Jeder Tropfen Wasser eine Minute«, setze ich nach.

»Okay.« Sie nickt. Sie hat zwar keine Ahnung, worauf ich hinauswill. Aber ich weiß, dass sie weiß, dass mir das hier wichtig ist.

»Und der See hier, wie viel Minuten wären das dann?!«

»Sehr viele Millionen?«, schätzt sie. Immerhin. Zahlenraum 1 bis sehr viele Millionen.

»Ja, also noch mehr wahrscheinlich«, sage ich. »Eine Billion, nein Trillion, also ... Fantastillion Minuten, ja?«

»Mhm«, nickt sie. Es sieht nicht so aus, als würde sie sich nur verstellen.

»In diesem See sind sogar alle Minuten aus deinem ganzen Leben drin, okay? Die Minuten von gestern und die Minuten von heute und die von morgen und wenn du zwanzig Jahre alt bist.«

»Und wenn ich tausend bin«, sagt Nina, diesmal mit einer ganz kleinen Spur Begeisterung. Nur so viel, dass auch

weiterhin klar bleibt, dass dies ein ganz furchtbarer Tag ist.

»Genau!«, sage ich, ebenfalls begeistert. Bis hierhin scheint es ein kleines bisschen zu funktionieren.

»Jetzt nimm den Eimer und gieß die Million Minuten in den See. In die ganzen anderen Minuten rein!«

Sie schaut mich erstaunt an: »Jetzt?!«

»Ja.«

»Kann ich danach noch neue haben, wenn's nicht klappt?«, sagt sie argwöhnisch.

»Klar, wenn du möchtest!«, ermuntere ich sie.

Mit Mühe hebt sie ihren Eimer und gießt die Minuten aus.

Wir blicken beide auf die silbrige Wassersäule, wie sie sich beim Aufprall ein Stück in die Oberfläche des Sees bohrt, kleine Luftblasen mit hinunternimmt und sich dann unsichtbar mit ihm vermischt. Natürlich schüttet Nina auch einen Teil daneben, auf ihre Gummistiefel und die Felsen, aber das gehört jetzt wirklich nicht hierher.

»So?«, fragt sie.

»Ja.«

Jetzt kommt der springende Punkt ... Ich bin selber aufgeregt. »Ist die Million Minuten jetzt zu Ende?«, frage ich.

Sie starrt auf die ruhige Oberfläche des Lake Tekapo und zieht die Nase kraus.

»Sie ist da drin.«

»Ist sie zu Ende?«

»Hm.«

»Rühr mal den See um!«, sage ich und gebe ihr ein Stück Holz, das gerade erreichbar ist.

»Was?!«

»Rühr mal ein bisschen um«, insistiere ich.

Sie rührt links und rechts rum, erst halbherzig, aber als ich ihr aufmunternd zunicke, etwas beherzter.

»Wo sind die Minuten jetzt?«, frage ich.

»Sie sind noch überall drin. Im ganzen See!«

»Genau! Unsere Million Minuten und die Reise sind jetzt in deinem ganzen Leben drin!«, helfe ich etwas nach.

Für eine Weile blickt sie der Million hinterher.

Dann kichert sie. »Das ist ein lustiger Trick«, sagt sie und klettert auf meinen Oberschenkel.

»Das ist einfach das Leben«, sage ich.

Natürlich war ich mir nicht sicher, was genau bei ihr hängen geblieben war. Auf jeden Fall aber wirkte sie nicht mehr so geknickt, eher nachdenklich. Während wir anfangen, alles zu packen, saß sie auf

einem Campingstuhl, schaute versonnen auf den See und trank nachbestellten Kakao. Immerhin.

Wir mussten los.

Nina durfte ausnahmsweise einmal mit in der Fahrerkabine fahren, da Mr. Simon schon schlief, was er während der Fahrten am liebsten tat. So bekam er die skandalöse Ungerechtigkeit des alleine Vornefahrendürfens nicht mit und konnte auch keine Gleichberechtigungs- oder Kompensationsansprüche stellen. Außerdem wollte ich Nina eine Freude machen. Sie hatte bisher wirklich keinen einfachen Tag gehabt.

Wir wollten die Route 8 bis Milton fahren und von dort aus weiter nach Dunedin, unserer letzten Station. Danach führte unser Weg endgültig zurück nach Christchurch. Der Flug war gebucht. Von nun an waren unsere Minuten wieder gezählt.

Als wir auf der kurvigen Straße einen Hügel hinauffahren, blitzt der Lake Tekapo ein letztes Mal auf.

»Halt bitte noch mal an«, sage ich.

Vera lenkt Eddie an den Straßenrand und stellt den Motor ab. Wir blicken zurück. Keiner sagt etwas.

Ein See aus Zeit. Still und unbewegt, das Wasser in der Sonne glitzernd. Ein

unfassbares Blau. Bis zum Horizont.

Schließlich bricht Vera das Schweigen.

»Das ist wirklich eine unglaubliche Farbe«, sagt sie.

»Das sind die glücklichen Minuten«, sagt Nina und blickt weiter aus dem Fenster. »Die glücklichsten sind blau.«

LANDSTRASSE BEI KÖLN SÜD (50° 56' N, 6° 52'
0)
RHEINLAND
DEUTSCHLAND

LA VIDA ES UN CARNAVAL

Die Eingeborenen der linksrheinischen Niederterrassenebene sind extreme Überlebenskünstler. Im Gegensatz zu ihren Brüdern in der Andamanensee ist der Lebensraum dieser Stämme, das sogenannte Rheinland, von der Natur nicht gerade begünstigt worden. Laut klimatologischen Befunden stauen sich ausgerechnet über den Köpfen der Ureinwohner des Rheinlandes die »regelmäßigen Tiefausläufer vom Atlantik am Anstieg zum Bergischen Land östlich des Rheins, was zu deutlich mehr Niederschlägen und hoher Luftfeuchtigkeit sowohl in den feuchtlauwarmen Wintern als auch den

feuchtlauwarmen Sommern führt«. Das daraus resultierende, überaus tragische Phänomen der »bleigrauen geschlossenen Wolkendecke« trennt Mensch und Sonne unerbittlich voneinander, und zwar etwa von Ende September bis Anfang April, also für mindestens 250 000 Minuten. Pro Jahr. Die sogenannte »Luftsuppe« wird zusätzlich durch den modrigen Nebel des Rheins verstärkt, eines Stroms, welcher sich, wie schon die Römer feststellten, kalt, graubraun und unbarmherzig durch die sumpfigen Ebenen frisst. Zu allem Übel liegen viele Siedlungen der Rheinländer ungünstig auf der Schattenseite der Erde: Bonn hat

maximal 1400 Sonnenstunden im Jahr. Perth hat 3200, dazu kommen natürlich noch die 43 Prozent Lichtspiegelungen vom Meer her. Ein durchschnittlicher Westaustralier bekommt im Leben also gut doppelt so viel Licht wie ein Rheinländer. 1400 Sonnenstunden hingegen entsprechen elektrotechnisch einer Situation, in der der Dimmschalter ununterbrochen bis ganz knapp vor die kleine Markierung links unten mit der Bezeichnung *Off* gedreht ist.

Mit derartig inhumanen naturräumlichen Gegebenheiten geschlagen, haben die Eingeborenen hier seit der Steinzeit erstaunliche evolutive

und kulturelle Anpassungen durchlaufen. Sie bauen meisterliche Steinhäuser mit Kaminen und legen ihre Behausungen mit Tierhäuten oder geknüpften Baumwollprodukten aus. Es ist herzerwärmend, die rheinländischen Männchen dabei zu beobachten, wie sie ihren Weibchen zu jeder sich bietenden Gelegenheit mit verständnisvoller Miene treuherzig kleine Geschenke überreichen, die das harsche Leben erträglicher machen sollen, zum Beispiel bunt bedruckte Regencapes für Fahrradsättel, entenförmige Wärmflaschen mit Fleecebezug, von der wissenden Schwiegermutter gestrickte Fesselschoner,

Handschuhe für den Autoscheibenkratzer und Wellness-Gutscheine für künstliche Welten indoor. Von zentraler kultureller Bedeutung sind auch sogenannte Wärmestrahler und Lichtduschen, vor die sie ihre Neugeborenen legen, um der massenhaften Hospitalisierung des Nachwuchses während der finsternen Halbjahre vorzubeugen.

Die anthropologische Forschung fördert immer wieder Zeugnisse für den erstaunlichen Erfindungsreichtum der Rheinländer zutage – Not macht erfinderisch: In den südlichen Grenzregionen haben sie Kulturtechniken entwickelt, um Wein

selbst noch aus Trauben herzustellen, die meistens schon im unreifen Zustand vollständig erfrieren. Der Rheinländer an sich verwendet importierte Sonnenschirme einfach als Schutz vor Niederschlägen. Natürliche Bräune gilt als ausgesprochener Luxus und wird in Form fetthaltiger Pasten aufgetragen. Sogar Strände gibt es bei ihnen in kleinen Holzrähmchen. Diese werden als »Sandkasten« bezeichnet und befinden sich meist in den hinteren Ecken streifenförmiger Geländeparzellen, deren Ummauerungen traditionsgemäß höher sein sollten als die breiteste Stelle der Grundstücke. Interessanterweise leben

die Stämme im Matriarchat, wobei allerdings die Queen wegen des Klimas im fernen Berlin residiert. Wegen dieses Mangels an Solidarität sollen ihr die Rheinländer wiederum das Lächeln weggezaubert haben. Manche Dinge sind aus kulturanthropologischer Sicht eher verwirrend: So spielen die Rheinländer wie auch ihre Nachbarstämme Football tatsächlich noch mit den Füßen; der weitaus fortschrittlichere Gebrauch der Hände steht sogar unter Strafe. Zudem ist es ihnen bisher nicht gelungen, rotationselliptische Bälle herzustellen, sodass sie sich selbst im 21. Jahrhundert noch mit kugelförmigen Gebilden

begnügen müssen. Ausgesprochen faszinierend ist auch das Ihrzen, eine irritierende Kommunikationsform, deren Funktion den Wissenschaftlern bis heute Rätsel aufgibt.

Das Entscheidendste am »Rheinländer-an-und-für-sisch«, wie sie sich selbst bezeichnen, ist allerdings, dass seine Mentalität durch Jahrtausende lange Entbehrungen und Härten entscheidend geprägt ist. Der alltägliche Überlebenskampf ist derart fordernd, dass die gesamte Lebensenergie nicht etwa nur darauf verwendet wird, sich an die unabänderlichen Bedingungen anzupassen, sondern – was einem

Wunder gleichkommt – das unvermeidlich harte Leben auch noch zu feiern, was das Zeug hält. Inmitten der tristen Hoffnungslosigkeit immerwährender Graupelschauer herrscht so zum Beispiel in der Siedlung Köln wider Erwarten eine unfassbare Stimmung, die ansonsten allenfalls noch auf den Festbanketten im gallischen Dorf von Asterix und Obelix erreicht wird.

Das überbordend fröhliche »Arrangemeng« mit dem harten Leben ist mithilfe eines Grundgesetzes für alle Ewigkeit in Stein gemeißelt, welches flächendeckend immerwährenden, ausgelassenen Frohsinn garantiert.

Interessanterweise beinhaltet das oben genannte Grundgesetz im Prinzip mindestens elf Regeln, welche allerdings nur zwei Aussagen haben. Sechs Regeln bedeuten im Wesentlichen, dass man sich mit den Dingen abzufinden hat, wie sie sind, wie sie waren und wie sie sein werden. Die anderen fünf Regeln klären, wie man es sich gemeinsam gemütlich macht, mit einigen konkreteren Bezügen zum Trinken, Vögeln und Lachen. Ich bin mir sicher, dass Köln die Lieblingsstadt aller Glückskeksforscher des Universums ist.

Es gibt sogar noch eine Reihe weiterer Gesetze und Regeln, zum Beispiel eine

extrem absurde Straßenverkehrsordnung, nach der es Rheinländern erlaubt ist, grundsätzlich auf der falschen, also rechten Seite der Straßen zu fahren, was sie auch tatsächlich tun. Eigentlich darf man sich also nicht wundern, wenn sonntags morgens früh auf einer einsamen Landstraße südlich von Köln jemand – aus dem Nichts oder zumindest einem unbewirtschafteten Rübenacker kommend – voll auf die rechte Spur einbiegt und auch dort bleibt.

Mir war kurz durch den Kopf geschossen, dass der Fahrer des silbermetallischen Passat-Variant-Comfortline wohl noch schlafen musste. Dann hatte

er auch noch, anstatt endlich rüberzuziehen, zunehmend eindringlich gehupt. Dann kam eigentlich schon die gleichzeitige Vollbremsung. Wir waren in einer unwirklichen Zeitlupe aufeinander zugeschlittert. Das Gehirn meldet ja schon *Stillstand*, weil schließlich der Fuß das Pedal vollständig durchtritt. Aber das Auto macht einfach weiter mit seiner Bewegung. Außerdem fährt es nicht in die Richtung, in die man es zu lenken gedenkt, und so fühlt sich die Situation wirklich komisch an. Im letzten Moment hatte ich wohl die Arme vors Gesicht gerissen.

Es hätte tausendmal schlimmer ausgehen können: Es war mehr ein dumpfes Knirschen an meinem Kotflügel geworden als das erwartete katastrophale Krachen.

Ich blicke wieder hoch. Beide Autos stehen komplett auf der linken Straßenseite, etwas seitlich zueinander. Und auch wenn ich das wirklich nicht gern höre, sagt mir eine innere Stimme, dass meines auf keinen Fall dort hingehört.

Als der Fahrer die Tür öffnet, schallert *Er gehört zu mir* durch die kühle Morgenluft. Ein älterer Eingeborener steigt aus. Es gibt Outfits, die gibt es

weltweit nur einmal. Sie lassen die sofortige Identifikation eines rheinländischen Eingeborenen-an-und-für-sich ohne jeden Zweifel zu. Dazu gehören zum Beispiel Oberlippenbärte, die aussehen, als hätte jemand den Sinn eines Rasierpinsels neu definiert, die Borsten halb schräg abgeschnitten und sich das Büschel unter die Nase geklebt, um einen Seelöwen zu imitieren. Der Mann hatte ferner auch einen Hut und einen zerknitterten, beigen Mantel im Auto angehabt, auch dies eindeutige Hinweise auf die ethnische Zugehörigkeit. Er sieht insgesamt aus wie Horst Schlemmer beim Nachtwandeln.

»Von welschem Planeten komme Sie denn?!«, sagt der Mann und starrt erst auf sein Auto und dann zu mir rüber.

Ich kriege meine Tür nicht auf, sie muss sich beim Aufprall verzogen haben. Er geht hinten um sein Auto rum, vorne passt er nicht zwischen uns durch, kommt zu mir rüber und klopft ans Fenster, das nur einen kleinen Spalt auf ist.

Was für ein Mist. Ich bin gerade einmal einige Wochen in Deutschland, und das hier ist wirklich nicht der erste »Unfall«, wenn auch der erste mit echtem Blechschaden. Heute Morgen erst hatte ich einen geöffneten Becher mit etwa

230 Milliliter Schlagsahne umgekippt. Im obersten Fach, bei gut gefülltem Kühlschrank, also die umfassende Variante. Wenn man mal keine Lust hat, seine Zeit in eine Weltreise umzuwandeln, kann man stattdessen auch solche Tricks verwenden. Vor drei Wochen war ich ungeahnt mit vierstündiger Verspätung zum Vorstellungstermin in Mr. Simons Kindergarten aufgelaufen. Es gab 68 Bewerbungen auf 14 Plätze. Ein vertrauensvolles Miteinander mit den Eltern sei aus Sicht der Kita aus-ge-sprochen wichtig. Das Alpha und Omega, wie mir die Leiterin versicherte. Vor drei

Tagen erst hatte ich Ninas Turnbeutel in der U-Bahn liegen lassen und zunächst sie dafür verantwortlich gemacht, was mir keine Sympathien beim Rest der Familie eingetragen hatte. Und das alles war nur die Spitze des Eisbergs.

»Hören Sie mal, junger Freund, sind Sie noch am schlafen oder was?« Der Mann steht nun direkt vor meinem Fenster. Ich bin heilfroh, dass er das so sagt, denn offensichtlich ist ihm zumindest nichts passiert.

»Ich hab F 43«, murmle ich leise.

»Ich krieg die Tür nicht auf«, rufe ich dann.

Das Fenster geht auch nicht weiter runter. Und die »Anschnulle«, wie Mr. Simon die Dinger nannte, klemmt ebenfalls, wahrscheinlich von der Vollbremsung. Ich sacke in meinem Autositz zusammen.

Das mit F 43 hatte Anna Amsel vorgeschlagen, sie war da immer sehr direkt. Knapp drei Wochen nach unserer Ankunft hatten wir uns zum ersten Mal wieder getroffen. Die Gefahr bei Freundinnen, die gleichzeitig Psychosachen machen, ist immer, dass

man ihnen jeden Kram brühwarm aufischt.

»Schön, dass du wieder da bist!«, hatte sie gesagt.

Ich hatte nach einem Handtuch gefragt, weil mein Primus-Fahrradsattel sich im Laufe des Morgens komplett mit Nassem vom Himmel vollgesogen hatte. Dann hatten wir kurz die wesentlichen Dinge ausgetauscht, wobei meine derzeitige Stimmung wohl sehr offensichtlich gewesen war.

»Okay ... Wie geht's dir?!«, hatte sie schließlich einfach gefragt.

»Nicht gut. Ich baue ständig Mist. Ich muss dauernd Sachen machen, die mir

komisch vorkommen. Und ich kann nicht pennen, weil ich die ganze Zeit grüble«, platzte es aus mir raus.

»F 43! Eine besonders dramatische Variante davon!«, strahlte mich Anna Amsel an.

»Bitte?«

»F 43 nach der ICD. Das sind sogenannte Anpassungsstörungen nach außergewöhnlich schwer belastenden Lebensereignissen.«

»Aha ...«, sagte ich. »Wo kriege ich jetzt noch schnell das schwer belastende Lebensereignis her?«

»Es gibt sogenannte *Eigenkulturschocks*, weißt du?«, sagte sie

und fischte ein sehr dickes, rotes Buch aus dem Regal. »Das ist, warte mal, Seite ... hmm, ich les mal vor: Die weniger bekannte Phase fünf des Kulturschocks, ne, das ist es noch nicht, blablabla, aber hier: Der Eigenkulturschock kann laut Woesler in der Regel heftiger sein als der bei Eintreten in die fremde Kultur, da die Notwendigkeit einer Reintegration in die eigene Kultur in der Regel eine höchst unerwartete psychologische Erfahrung darstellt. Siehst du?«

»Ich muss mich echt erst eingewöhnen«, sagte ich. »Letzte Woche habe ich einen Freund wiedergetroffen, Bernd, den kennst du doch auch, hinten

aus der Mackestraße, der war völlig überarbeitet, bleich wie eine Wand, pummelig geworden, und als ich ihn gefragt habe, wie es ihm geht, hat er gar nicht gesagt, wie es ihm geht. Er hat gesagt: Och, et muss. Und dann hat er so komisch gelacht. Als hätte er etwas Lustiges gesagt. Und dann hat er nichts mehr gesagt. Als hätte er meine Frage beantwortet.«

Ich schüttelte den Kopf. »Seitdem geht es mir nicht aus dem Kopf, ob es muss. Muss es?«

»Wie geht es denn den Kindern?«, fragte Anna Amsel nur.

Wich sie mir aus? Wahrscheinlich fiel ihr zu meiner Frage auch nichts Gescheites ein.

»Für Nina und Simon ist es einfach nur eine weitere Station, glaube ich, ein neues großes Spiel. Sie haben so eine Leichtigkeit! Nur morgens kriege ich ziemlich was zu hören, seit wir sie so früh wecken müssen. Nina morgens beziehungsweise *in the midnight*, wie sie sagt, aus dem Bett zu scheuchen, ist die Apokalypse. Sie denkt auch, dass ich eine kleine Störung habe. Nur andersrum eben.« Ich muss lachen. »Ansonsten haben sie sich problemlos eingepasst.

Neues Spiel, neues Glück ... Kein F 43
in Sicht, weit und breit.«

»Siehst du, es ist wie ein Spiel! Und du
hast es dir ausgesucht – ihr habt ja gute
Gründe, momentan erst einmal wieder
hier zu sein.«

»Also du glaubst auch, es muss?«, fragte
ich zweifelnd.

»Du hast die freie Wahl, welches Spiel
du spielst. Sei doch froh, dass ihr so viele
verschiedene kennengelernt habt. Die
Qual der Wahl ist ein großes Geschenk!«

Ich schaute Anna unsicher an: »Das ist
jetzt nicht dein Ernst, oder?«

»Doch! Jetzt kannst du dich endlich
bewusst für oder gegen etwas entscheiden

und hast keine Ausreden mehr. Kauf dir morgen ein Ticket und werde irgendwas von diesen Traumberufen, von denen du mir immer geschrieben hast. Was war das noch? Manageranschnauzer? Treibholzsammler? Strandbenenner, Schokoladenhändler, Flugassistent? Oder bleibe erst einmal hier und mach das später. Oder bewirb dich wieder bei den Vereinten Nationen. Nichts muss. In diesem Sinne.«

Ich nicke vorsichtig. Natürlich gefällt mir diese Antwort einigermaßen. Obwohl ich seit einigen Wochen an ausgeprägter Ideenlosigkeit leide. Wahrscheinlich brauche ich einfach erst

einmal Zeit. An ein neues Spiel war bei mir gerade nicht zu denken.

Anna Amsel ist ohnehin noch nicht fertig. »Mo-ment«, sagte sie. Anna Amsel gibt nie einfache Antworten, das hätte mir klar sein sollen. Wahrscheinlich leidet sie an einer tiefgreifenden Déformation professionnelle für Psychologinnen nach ICD X 11 111.

»Aber wenn du dich erst mal für ein Spiel entschieden hast, dann würde ich mich an deiner Stelle auch an die Spielregeln halten. Ich glaube, das muss.«

Ich grummelte etwas von Psychologen und Seelenverkäufern. »Irgendwie seid

ihr alle gleich. Dr. Finkelbach lässt grüßen!«

»Wie wäre es zur Abwechslung mit einem Minifitzelchen Pragmatismus?«, meinte Anna und lächelte mich an.

»Dürfte ich erfahren, was Psychologin Amsel damit sagen möchte?«, schnaubte ich.

»Du musst nicht glauben, das Nasse vom Himmel ist Regen. Aber es ist eventuell ganz hilfreich, wenn du dir trotzdem einen Sattelüberzug kaufst. In Australien hast du ja auch Sonnencreme genommen.«

Ich musste lachen. Es ging mir schon ein kleines bisschen besser. Aber ich

zeigte es nur so viel, dass auch weiterhin klar blieb, dass dies ein ganz furchtbarer Tag war.

»Ich könnte auch ein Bällebad für fliegende Hunde neben das Fahrrad stellen.«

»Klar. Aber dann ist es ein ganz anderes Spiel.«

So liefen die Gespräche mit Anna Amsel meistens. Manchmal rief ich dann ein paar Wochen später an und sagte, jetzt hätte ich es kapiert.

Das Klopfen an meiner Autoscheibe ist nun deutlich beharrlicher geworden.

»Halloo?! Jedet Ihnen nit jot? Es wat passeert? Isch hör se so schläsch!« Der Mann hält die Hand als Muschel hinter sein Ohr. So was wie ihn nennt man unter den Eingeborenen hier ein »Original«. Ein Rheinländer-Original ist bei einem kleinen Autounfall ein echter Glücksfall, denn er ist schon mal deutlich weniger gefährlich als zum Beispiel ein aufstrebender Bankangestellter in Barbour-Jacke, Mitte dreißig mit Kung-Fu-Training-Flatrate oder so was.

»Halloo?!«

»Ich krieg die Tür nicht auf«!, brülle ich zurück, und rüttle demonstrativ am Türgriff.

»Vielleicht sollten Se dat Knöpsche da hochmachen!«, ruft der Mann und klopft mit dem Zeigefinger auf die Stelle des Fensters, hinter der traditionellerweise der Türpinn angebracht ist. So wie bei mir auch. Ja. Das kann man machen, wenn man eine Tür öffnen will. Erst mal entriegeln. Die Tür öffnet sich problemlos, und ich steige aus. Mir zittern immer noch die Beine.

»Es tut mir total leid«, stammle ich.

Der Mann mustert mich aufmerksam von oben bis unten.

»Wie sin Se denn üvverhaup von der Spur avjekumme?!«

»Das ist eine ziemlich lange Geschichte«, räuspere ich mich.
»Mindestens eine Million Minuten lang, um es genau zu sagen.«

»Is jot. Dat erzählen Se en anderes Mal in Ruhe. Sehen Se mal: Hauptsache is doch, dat mer jesond sin, und laache könne mer och noch!«

Er zieht seinen Hut zurecht und inspiziert sein Auto. Die silberne Stoßstange hat jetzt einen dunkelgrünen Streifen von Veras altem Corsa. Sieht fast aus wie ein Gecko. Wir beugen uns beide über das Problem. Er kratzt etwas mit dem Fingernagel daran herum.

»Tjaaaa«, sagt der Mann und starrt auf das Grüne auf seinem Fingernagel.

Innerlich nicke ich. Das verlängerte »a« soll mich sicherlich darauf vorbereiten, was jetzt kommt. Eine lackierte Stoßstange ist geradezu ein Vermögen wert. Jedenfalls wenn sie kaputtgeht. In genau diesem Moment vervielfacht sie nämlich explosionsartig ihren Wert. Das ist der Umkehrtrick der Automobilindustrie zum Wertverlust bei Neukauf. Gerade bei so einem Passat mit beheizbaren Sachen. Außerdem ist diese Stoßstange hier, glaube ich, so eine, die hysterisch fiepen kann, sobald man zu nah an etwas dranfährt. Ein Freund von

mir war erst vor Kurzem in einer ähnlichen Situation wie ich, außer natürlich, dass er nicht komplett auf der falschen Seite gefahren war. Trotzdem war er laut Polizeiprotokoll der »eindeutige Verursacher einer etwa 6 Zentimeter großen Verfärbung an einer Stoßstange des Fahrzeughalters F.« gewesen. Wie mir der Verursacher ungläubig erzählte, kann man so eine Stelle nicht einfach überlackieren, weil dann womöglich die farbliche Abstimmung mit der Gesamtfrontverkleidung nicht mehr passt. Wenn man aber die Gesamtfrontverkleidung nachlackieren

würde, passte sie womöglich nicht mehr zum Rest der Autos. Deshalb muss man den gesunden Menschenverstand einfach komplett abschalten und grundsätzlich eine komplett neue Frontverkleidung kaufen. Für schlappe 20 000 Minuten, also umgerechnet; immerhin war der Einbau darin schon inbegriffen gewesen.

»Dat macht dreitausend Euro«, sagt der Mann ernst. Ich schaue empört zu ihm hoch, als er schon losprustet. Eine wahre Frohnatur. Ich merke, dass mein linkes unteres Augenlid vor sich hin zuckt, ohne dass ich etwas daran machen kann.

»Passens op, dat mät ming Frau wieder ordentlich«, sagt er dann. »Die hätt da en Händschen für.«

»Ich lasse Ihnen mal meine Telefonnummern da, für alle Fälle«, sage ich, fische in der Mittelkonsole nach Zettel und Stift und kritzle meine beiden Nummern darauf. Der Mann schaut auf den Zettel.

»Ah, Se komme us Bonn?«

»Im Moment, also ja sozusagen, zurzeit«, verhasple ich mich.

»Ja, dat merk mo direktemang, dat Se neu sin. Se han so wat Ernstes ahn sich, ävver dat legt sisch.«

Er kramt in seiner Manteltasche und drückte mir, ohne weiter zu fragen, ein grün eingewickeltes Mentholbonbon in die Hand. »Merken Se sisch: Bei uns säht mer: Nit alles so ernst nemme!« Er mustert mich erneut, als würde er sich fragen, ob ich seinen Rat wohl beherzigen würde.

»Wie Sie so en Automobil grundsätzlichs ankieje, wissen se ävver schon, oder?«

Ich schaue ihn flehend an. Er fängt laut an zu lachen. Ich muss wirklich an mir arbeiten.

»Dat Laache nit verjessen, junger Freund, dat es ganz wischtisch. Spielregel

Nummer eins, sach ich immer: Dat Laache nit verjesse. Dat Levve is wie Karneval.«

Er muss es wissen.

Die Eingeborenen der linksrheinischen Niederterrassenebene sind, gemessen an dem, was ein Leben in dieser Region wettermäßig bedeutet, unangefochtene Weltmeister des Frohsinns. Sie liegen darin noch weit vor Jamaika, denn dort haben sie schließlich Sonne ohne Ende, und es ist extrem einfach, gut drauf zu sein. Wenn man gute Laune durch verfügbare Sonne teilt, erreichen die Rheinländer weltweit mit Abstand die höchsten Werte des

Frohsinns-Indexes. Der Höhepunkt dieser einzigartigen Kulturentwicklung ist der Karneval. Natürlich kann man verstehen, dass es Karneval in Rio gibt. Aber so etwas in Köln hinzukriegen, ist ein handfestes, einzigartiges Wunder. Im Prinzip überlagern die Rheinländer mithilfe des Karnevals, der auch als fünfte Jahreszeit bezeichnet wird, die schäbigste Hälfte der Jahreszeiten mit purer Fröhlichkeit. Daher kommt auch die Selbsteinschätzung, sie hätten ein »sonniges Gemüt«.

Der Mann grinste mich an und zeigte auf die Straße: »Et is ja ziemlich einfach. Se müsse sich entscheiden, in wat fürn

Richtung Sie fahre. Und dann einfach immer op die Schilder gucken. Wenn Sie su e Schild von der Rückseite sehen, sin Se falsch. Janz eja, vun welschem Planeten Sie och immer kumme.«

In dem Moment gibt irgendetwas in mir auf mit dem Ernstsein. Den Krähen, die neben uns auf dem vernebelten Rübenacker hin und her fliegen, muss sich eine ungewohnte Szene bieten: Zwei etwas unterschiedliche Männer stehen neben einem blinkenden und einem angedötschten Auto auf der Landstraße und kichern. Und das unter einer geschlossenen Wolkendecke. Meine

Beine sind jetzt auch nicht mehr aus Gummi.

Als ich nach Hause komme, gehe ich erstmal zu Vera. Das Auto gehört ihr, jedenfalls hat sie es ausgesucht, es ist fast so alt wie unser Mercedes in Westaustralien. Zwar hat es nur halb so viel gekostet wie eine beheizte Stoßstange oder der berüchtigte Wertverlust eines neuen Passats im ersten Jahr, aber sie braucht es für die Fahrt zur Arbeit. Rein pragmatisch gesehen. Die Kinder sind im Garten und haben die unerhörte Sensation noch nicht entdeckt. Ich

belasse es dabei. Kommt noch früh genug raus.

»Ich hatte ein kleines Malheur. Dein Kotflügel links vorne ist jetzt etwas abgerundet und hat ein silbriges Finishing«, sage ich.

»Nix passiert?«

»Na ja, nö.«

»Fährt noch alles?«

Ich nicke. »Eventuell muss die Spur neu eingestellt werden.«

»Bei wem jetzt?«

»Sehr witzig«, beschwere ich mich.

»Hör mal, ich muss das hier noch fertig machen«, sagt sie. »Kannst du mal

nach den Kindern im Garten sehen? Hast du eigentlich die Sahne gesehen?»

Ich sage ein paar Sachen, die zeigen, wie schwer ich es habe. Dafür bekomme ich einen von diesen Küssen, nach denen immer alles wieder gut ist, egal, was, und ich mache mich auf in den Garten.

Nina und Mr. Simon spielen hochkonzentriert irgendetwas im Sandkasten. Es sieht nach einer guten Mischung aus earthy und zuhausig aus – zudem thront auf dem Holzbrett eine Schale mit sandgepuderten Erdbeeren.

»Spielst du mit?»

»Jaa!«, ruft Mr. Simon.

Ich zögere.

»Was spielt ihr denn?!«

Sieht mich zweifelnd an: »Das siehst du doch ...« Sie zeigt auf den Sandkasten und schaut mich fragend an.

»Insel?«, frage ich.

Sie nickt zufrieden und deutet mit dem Kopf Richtung Mr. Simon in seinem Karton.

»Kapitän«, sage ich.

Wieder nickt sie zufrieden, als hätte sie mich gut erzogen.

»Oje«, denke ich bei mir. Die letzten Tage waren voll gewesen mit dem Kapitän, der glücklicherweise eine Insel mit einer Prinzessin findet, die Erdbeeren hat. An der Stelle sollte ich ins Spiel

kommen und entweder die Prinzessin entführen oder die Erdbeeren stehlen. Ich hatte gerade einfach keine Lust auf die Rolle des schlecht gelaunten Matrosen, der am Ende flüchtet. Heute würde ich das nicht in echt oder zumindest Level II hinbekommen.

»Ähm, können wir vielleicht mal ein ganz neues Spiel spielen?«, frage ich zaghaft. Ich will ihnen ja auch nicht den Spaß verderben.

Ich müsste mir halt was einfallen lassen, das würde ich doch wohl noch hinkriegen.

»Aber hoffensichtlich!« sagt Nina im beschwichtigenden Tonfall. »Und weißt

du, was?

»Ne?«, sage ich.

»Du kannst es dir nicht vorstellen!«, kichert sie.

»Ja, da bin ich mir fast sicher«, grinse ich.

Sie strahlt über beide Ohren.

»Ich habe schon eine Million Ideen!«

EPILOG

WAS IST NASS UND FÄLLT VOM HIMMEL?

»Herzlich willkommen«, sagt der Hund freundlich. »Noch ein paar kurze Fragen, dann sind wir fertig.«

»Um Gottes willen!«, ächzt Dr. Dr. Finkelbach. Er starrt an sich herunter. Alles noch dran. Seine beiden Hände klammern sich um die Oberseite

der Aktentasche auf seinen Knien.
Ansonsten: ein relativ großer Bürostuhl.

Einen Augenblick zuvor hatte er noch sein Auto aufgeschlossen. Es war ein anstrengender Tag gewesen. Zum krönenden Abschluss dann dieses Mädchen ... Er hatte kopfschüttelnd in seiner Aktentasche nach dem Autoschlüssel gekramt. »Unglaublich ... Was ist nass und fällt vom Himmel?!? – ein Hund!«, hatte er vor sich hin gemurmelt. Dann hatte er über sich ein merkwürdiges Geräusch gehört, und ihm war schwindlig geworden.

Das Nächste, was er sah, war der Hund.

»Wo bin ich?!«

»Kein Grund zur Sorge«, sagt der Hund in beruhigendem Tonfall. »Sie können die Details gleich ausführlich mit unserem zuständigen Ansprechpartner besprechen. Das sind hier reine Formalitäten.« Er lächelt. »Also: Woher stammen Sie?!«

»Bonn! Ich bin aus Bonn. Hören Sie, ich ...«

»Einen Moment noch, bitte, ich trage das kurz ein, hm, also hier ... Planet: Bonn. So richtig? Mit zwei n?«

»Das ist meine *Stadt*! Bonn! Was soll das Ganze?!«

»Ah, das wäre direkt die nächste Frage gewesen. Wie viel Tage wollen Sie sich dort aufhalten? Anschlussverbindung?«

»Hören Sie, ich muss dringend mit jemandem reden!«

»Selbstverständlich. Dazu sind wir ja da. *Keine Hastik*. Ich würde nur, wenn es recht ist, kurz die Aufnahme vervollständigen!« Der Hund zwinkert Dr. Finkelbach verschwörerisch zu. »Sie wissen schon, die Bürokratie.«

»Sie müssen mich verwechseln, ich möchte jetzt bitte zurück zu meinem Wagen.«

»Was ist nass und fällt vom Himmel?«, fragt der Hund.

»Wie bitte?!«

»Also, es ist ganz nass«

(bedeutungsvolle Kunstpause), »und es fällt vom Himmel herunter«, wiederholt der Hund betont lamsang, wobei er nun mit den Händen einen beachtlich großen Umriss in die Luft malt. Er blickt dabei auch kurz an die Decke, dann wieder auf Herrn Finkelbach. »Wir müssen das überprüfen. Ist nur zu Ihrem Besten«, fügt er noch hinzu.

»Regen natürlich! Lassen Sie das jetzt!«

Der Hund kichert. »Regen?! Das ist gut! Wirklich amüsant. Noch mal!«

»Wie bitte?!«

»Sehen Sie – wir wollen das doch nicht einfach so stehen lassen. Wenn Sie verstehen, was ich meine.« Erneutes Zwinkern. Also: »Es ist nass, und es fällt vom Himmel.«

»Bei uns ist das so! Es regnet!«, entfährt es Dr. Finkelbach. Er schaut den Hund mit einer Mischung aus Verzweiflung und Empörung an. Seine linke Hand streicht innervös über die Aktentasche.

»Ach so ... kein Spaß jetzt? Sagen Sie bloß, sie haben echte Schwerkraft?!«

»Ich bin von der Erde! Was denken Sie denn? Wer sind Sie überhaupt? Sie sehen aus wie ein ... im Prinzip haben

Sie gewisse Ähnlichkeiten mit einem Hund!«

»Hervor-ra-gend beobachtet«, sagt der Hund spöttisch. »*Canis ninensis*.« Er hebt kurz einen Flügel. »Sehr erfreut. Und Sie?«

»*Homo sapiens*«, stottert Dr. Finkelbach. »Ich bin Psychologe.«

»Ah«, kichert der Hund wieder. »Jetzt verstehe ich das mit der Schwerkraft!« Er kratzt sich am Hinterkopf. »Die alte Erde. Hinterste Ecke der Milchstraße. Wir hatten schon mal jemand von da unten. Robert Steiner oder so ähnlich.«

»Rudolf. Rudolf Steiner«, krächzt Dr. Finkelbach.

»Exakt! Sie kennen sich?!«

»Nicht persönlich«, stöhnt Dr. Finkelbach. »Was, zum Teufel ...«

»Das war so gegen 1492«, fährt der Hund fort. »Er wollte von Indien aus nach Atlantis, handgefärbte Wolle exportieren, hat sich aber total verzettelt und landete in Westaustralien. Und dann die Sonne da unten ... Sein ganzes Leben hat er steif und fest behauptet, er hätte die Südroute nach Skandinavien entdeckt. Er gründete dort eine kleine Siedlung, Dänemark oder so ähnlich.

»Hier ist nicht Bonn, oder?!«, keucht Dr. Finkelbach. Inzwischen stehen ihm kleine Schweißperlen auf der Stirn. Seine

Hände klammern sich immer noch um die Aktentasche. Er ruckelt sich etwas auf dem Stuhl zurecht.

Die Tür geht auf, und ein Mann in einem weißen Gewand tritt ein. Er trägt ein Stirnband über den Haaren und sieht aus wie Moses in der historischen Verfilmung der Zehn Gebote mit Charlton Heston. Pfeifend geht er ein paar Schritte durch den Raum, bis er plötzlich Herrn Dr. Finkelbach sieht.

»Oh! Entschuldigung. Ich wusste nicht, dass du jemanden da hast«, sagt er zu dem Hund. Dieser lehnt sich im Stuhl zurück und wendet sich extra etwas von Dr. Finkelbach ab, sodass dieser seine

Schnauze nicht sehen kann. Er wirft dem Mann einen vielsagenden Blick zu. Dann formt er stumm das Wort »Erde ...« und verdreht die Augen in Richtung Dr. Finkelbach.

Der Mann im weißen Gewand nickt. Er geht auf Finkelbach zu, mustert diesen kurz und streckt dann die Hand aus.

»Morx mein Name, Karl Morx. Was können wir denn für Sie tun?«

»Ich will zurück zu meinem Auto!«

Der Hund und Morx wechseln einen Blick.



»Er kennt anscheinend auch das Geheimwort gar nicht«, sagt der Hund ernst.

»Das ist ausgeschlossen«, erwidert Morx, »dann wäre er nicht hier.«

Dr. Finkelbach, in bewusst aufgeräumtem Tonfall: »Sehen Sie, ich will Ihnen keine Schwierig ...«

»Was ist nass und fällt vom Himmel?«, unterbricht ihn Morx freundlich, aber bestimmt.

Dr. Finkelbach starrt ihn finster an und verschränkt die Arme vor der Brust. Seine Unterlippe schiebt sich vor.

»Wissen Sie, es gibt nicht so viele Möglichkeiten, zu uns zu finden. Entweder Sie erkennen im richtigen Moment einen Elefanten in einer Schlange, sie bekommen eine direkte Empfehlung von einem kommunistischen Känguru, sie reisen über Zamonien, oder es muss Ihnen jemand das aktuelle Geheimwort verraten haben.«

Dr. Finkelbach starrt auf seine Aktentasche.

»Hund«, sagt er dann knapp.

Der Hund atmet erleichtert aus. »Es ist nicht sehr originell, nicht wahr?«, sagt er entschuldigend und tippt auf seine Brust.

»Egal«, sagt Morx, »damit sind wir schon mal ein gutes Stück weiter.«

»Ich will sofort einen Anwalt sprechen!«, entfährt es Dr. Finkelbach.

»Wir sind die paralleluniverse Traumagentur. Herzlichen Glückwunsch! Sie können sich alles wünschen.«

»Ich verstehe nicht ...«, stammelt Finkelbach.

»Sie dürfen hier träumen!«

»Ich brauche keinen Traum. Ich brauche meinen Autoschlüssel. Wahrscheinlich steckt der außen.«

»Keinen Traum?«, hakt Morx ungläubig nach.

»Ja, absolut sicher«, grummelt Dr. Finkelbach. »Ich bin Therapeut!«

»Na gut.« Der Hund zuckt mit den Schultern. Sein und Morxens Blick treffen sich. Morx nickt. »Dann war es uns eine Freude, Sie ...«

»Moment!«, fällt ihm Dr. Finkelbach ins Wort. »Kann ich *alles* haben?«

»Selbstverständlich!«, sagt Morx. Der Hund nickt bestätigend.

»Na dann: Ein Capri-Eis wäre angenehm.«

»*Das* ist Ihr größter Wunsch?« Der Hund wirft Morx erneut einen

vielsagenden Blick zu. »Sie sind nicht zufällig auch Glückskeksforscher, oder?«, brummelt der Hund.

»Ich wollte immer mal nach Neuseeland«, sagt Dr. Finkelbach leise.

»Oh, das tut mir leid«, antwortet Morx betrübt. »*Immer mal* und *irgendwann* haben wir leider aus dem Programm genommen. Wir haben das durchgerechnet. Es ergab einfach keinen Sinn. Die Realisierungszeit beträgt unter Umständen bis zu einer Milliarde Tage, wissen Sie?«

Dr. Finkelbach starrt den Hund lange an. Zum ersten Mal lehnt er sich etwas

im Stuhl zurück. Dann sagt er zögerlich:
»Es ginge auch jetzt.«

»Gut. Das ist realistisch. Können Sie das bitte hier ganz oben auf diese To-do-Liste schreiben?

»Ja, mache ich«, sagt Dr. Finkelbach. Er schreibt etwas auf das Blatt und reicht es dem Hund.

»Sehr gut. Dann möchte ich Sie jetzt noch mit Ihrem ganz persönlichen Realisator bekannt machen.« Der Hund greift in eine Schublade seines Schreibtisches und reicht Finkelbach einen flachen, blinkenden Gegenstand.

In genau diesem Moment macht es wieder dieses komische Geräusch über

ihm.

Das Nächste, was er sieht, ist sein eigenes Gesicht, das ihn aus dem Rückspiegel seines Autos begeistert anlächelt. Am Spiegel ist mit einem blauen Klebestreifen ein Blatt Papier befestigt, auf dem ganz oben etwas in Schriftgröße 32 steht.

To do: Tekapo. Mehr nicht.

»Die Route wird neu berechnet«, plärrt plötzlich die Stimme des Navigationsgerätes. Dann hustete sie: »Entschuldigung. Es braucht etwas, das ist nicht gerade um den Block. So, jetzt habe ich's.«

Dr. Finkelbach starrt immer noch in den Spiegel.

»Kann's losgehen?«, fragt das Navi.

Dr. Finkelbach nickt lamsang.

»Biegen Sie jetzt nach oben ab.«

Und das machte Herr Dr. Dr. K. F. Finkelbach dann auch.

DANK

Ich danke Christian und insbesondere Christa, die immer für Nina da waren, und zwar in den schönen Zeiten ebenso wie in den schwierigen. Familie ist auch, wenn man da ist und was macht.

Ein ganzes sprichwörtliches Dorf kann daran beteiligt sein, ein Kind und die dazugehörigen Eltern auf den großen Reisen zu begleiten ... Gabriele

Kaufmann war die Erste, die Nina ihre 8 Minuten plus fürs Schuhanziehen gelassen hat – ihr verdanke ich letztlich die Einsicht, dass jeder Mensch seine eigene Zeit hat. Ich möchte mich sehr herzlich bei den Ärzten und Ärztinnen und Therapeuten und Therapeutinnen bedanken, die uns im Sinne der motopädagogisch-physiotherapeutisch-psychosomatisch-frühfördernd-entwicklerbobot-Therapien über lange Zeiträume hinweg ebenso liebevoll wie professionell begleitet haben: Svenja Wiegel, Reni Mayer, Frank Saher, Ursula Dürschnabel, Christa Keuten-

Eschweiler, Karin Hünteler, Malini Calderon und Andrea Konrad von der LVR-Severin-Schule. Ich danke ihnen auch für die Einführung in das Universum der 12 Glasperlen in 4000 Bohnen, in die Kunst des Rasierschaumexpressionismus auf Spiegeln, in die Konstruktion von Schaffell-Wärmelampen-Höhlen und Landschaften aus Schaumstoffriesenbausteinen und Gymnastikbällen und in die neueste Fleece-Kirschkernkissen-Technologie auf Schwebebrettchen – ach ja, hat jemand vielleicht freundliche Delfine zu Hause? (soll ich unbedingt fragen) – und für die

unterstützte Kommunikation mit
sprechenden Laptops, fliegenden
Stofftieren und virtuellen Gruffalos, für
die Ermutigungen zur Selbsterprobung
experimenteller Matsch- und
Pflanzentherapieformen sowie Lektionen
in Tuschschwenk- und für
Grundkenntnisse der Turn-Turtle-
Akrobatik. Ich danke der Bonner
Lebenshilfe e. V. für die beherzte und
professionelle Unterstützung im Rahmen
verschiedener
Frühförderungsmaßnahmen.

Ich danke auch den Lehrerinnen und
Lehrern und Schulbegleiterinnen und
Schulbegleitern, die uns unterstützt

haben: Frau Mainx, Frau Mewes, Herrn Wächter und Frau Selke sowie Frau Janicke, Frau Seidel, Frau Hardt, Frau Fritsch, und Christopher Woywood. Frau Schmitz danke ich sehr herzlich: Die großzügige Aufnahme an ihrer Schule hat uns den Start in Bonn um so vieles leichter gemacht!

Denise, Kardy, Clare und Theda an der Golden Hill Steiner School, Sarah und Regi an der Spirit of Play School in Denmark und Deb Delaney von Port Douglas Neighbourhood Centre danke ich für die wirklich gute und earthige Zeit. Sonja Hiegemann danke ich für ihr

großartiges, humorvolles Engagement als Ultrakurz-Au-pair in Port Douglas.

Beany danke ich herzlich für brutalstmögliche, bärbeißige Aufklärung as usual. Rob Lukin verdanke ich einige wenige, aber zutiefst inspirierende Begegnungen. Ich wünsche euch beiden 6 Beaufort. Anna Amsel danke ich für maximal irritierende Fragen und (nur, wenn es unbedingt sein musste) pragmatische Ratschläge. Herrn Hollmann danke ich für die Mut machende Begleitung von Nina und unserer Familie und vor allem für die wohl branchenuntypische Frage Warum-

eigentlich-nicht?, ohne die wir uns einige Sachen (vielleicht) nicht getraut hätten.

Ich habe Glück gehabt, dieses Buch schreiben zu können. Fast noch ein halbes Dorf hat dabei geholfen, es auf den Weg zu bringen. Ich danke Andrea von der Wetteren sowie Hanna und Erik sehr. Gisela Zimmermann, Gisela Prinz und Herr Huschner haben mir mit dem Kölsch weitergeholfen. Ich bitte alle, die im Gegensatz zu mir irgendeine Form von vernünftigem Kölsch auch jenseits von Karnevalsliedern sprechen, um Verzeihung wegen einiger gruseliger Kompromisse, die ich im Sinne der

Lesbarkeit einfach machen musste. Vera und Nina danke ich sehr für die lustigen Kommentare zu früheren Versionen des Manuskripts. Ja, das Gedächtnis von Männern und Erwachsenen funktioniert einfach anders. Klaus danke ich für Wortfindungsspielereien am Telefon morgens nach 23.30 Uhr. Ich danke dem Team vom Verlag Knaus sehr herzlich für das Vertrauen, für die umsichtige und tatkräftige Unterstützung und für die Einführung in die Welt des Büchermachens!

Ich danke unseren Gastgebern und Freunden, die diesen Reiseabschnitt zu

einem unvergesslichen Erlebnis haben werden lassen, allen voran Jason und Maren, Nina Henschel & the Wild Three, Sofia und Ema, Chris, Sarah & Will, Yamalia und Katja, Georg & Janelle sowie Ali, die mich im Mrs. Jones Café auch dann noch weiterschreiben hat lassen, wenn sie schon gestaubsaugt hat – danke auch für Hunderte Wolfies und selbst gebackene Biscotti und Stifte. Glenn und Mark danke ich für die tiefenentspannte Zeit im Origin. Ich danke auch den Denmark RaYs für die tolle Zeit. Ihnen und natürlich auch allen anderen in diesem Buch vorkommenden Personen verdanke ich sehr viel.

Liebe Nina, lieber Simon, ich danke euch
für alles! Was machen wir heute?

INHALT

Prolog: Was ist nass und fällt vom Himmel?

Auf der Suche nach den ganz schönen Sachen

Die Chance meines Lebens

Keine Hastik

Same same but different

Steinsalat

Abkürzung ins Irgendwann

Fischer, Fischer, wie tief ist das Wasser

Rob und die Leichtigkeit des Seins

Peace & Freedom und so

Mud. Brick. Home.

Kinderspiel

Wo die echten Kerle wohnen

You'll never run alone

Flugmodus

Lake Tekapo

La Vida es un Carnaval

Epilog: Was ist nass und fällt vom Himmel?

Dank